

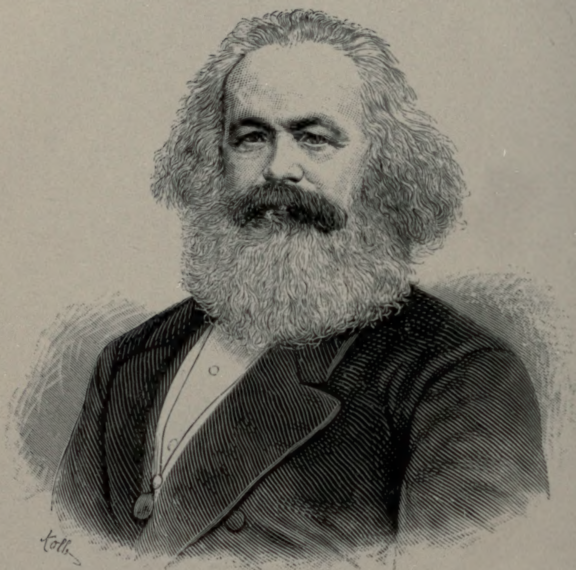
Karl Marx's

Oekonomische Lehren

Karl Marx'

Ökonomische Lehren

Karl Marx'
Oekonomische Lehren



Karl Marx

geb. 2. Mai 1818, gest. 14. März 1883

Kappel.

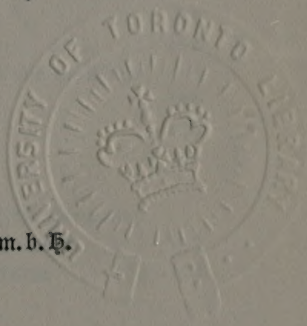
Karl Marx'
Oekonomische Lehren

Gemeinverständlich dargestellt und erläutert

von

Karl Kautsky

Vierzehnte, durchgesehene Auflage



Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.
1912

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.

Inhalt.



Vorwort zur ersten Auflage.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger gelesen sein.

Auf keinen der modernen Schriftsteller dürften diese Zeilen Lessing's mit mehr Fug und Recht anzuwenden sein, als auf Marx. Schreiber Dieses ist durch seinen Beruf gezwungen, die neuere deutsche ökonomische Literatur zu verfolgen, und er hat gefunden, daß kein Name in ihr so häufig erwähnt wird, als der von Marx, dessen Lehren der Angelpunkt sind, um den sich die meisten ökonomischen Diskussionen der Neuzeit bewegen. Diese Thatsache erfüllt den Verfasser vorliegender Schrift jedoch keineswegs mit der Genugthuung, die man bei einem Angehörigen der Marx'schen „Schule“ erwarten sollte, wenn man von einer solchen sprechen darf, denn er hatte leider nur zu oft Gelegenheit, zu konstatiren, daß Diejenigen, die über Marx schrieben, seine Werke entweder gar nicht oder nur sehr flüchtig gelesen hatten. Rechnet man dazu, daß die meisten der Literaten und Gelehrten, die sich mit Marx beschäftigten, dies nicht zum Zweck objektiver, wissenschaftlicher Erkenntniß, sondern zur Erörterung bestimmter Augenblicks-Interessen thaten, dann wird man nicht überrascht sein, zu sehen, daß im Allgemeinen die ungereimtesten Ansichten in Betreff der Marx'schen Lehren im Umlauf sind.

Es konnte nicht die Aufgabe von Marx sein, sich im Einzelnen mit der Widerlegung dieser irrthümlichen Auffassungen zu befassen. Seine einzelnen Lehren sind Theile eines festgefügten Systems und können nur verstanden werden in ihrem Zusammenhange; wer diesen nicht erkannt hat, wird bei der Auffassung der einzelnen Sätze stets an der Oberfläche haften bleiben. Irrthümliche Anschauungen konnten daher nicht mit einigen Worten beseitigt werden, sondern nur durch den Hinweis auf die Nothwendigkeit eines eingehenden Studiums der Marx'schen Schriften, oder durch eine umfassende Darlegung des Marx und Engels eigenthümlichen wissenschaftlichen Standpunkts. Eine solche besitzen wir in der That in der klassischen Polemik von Engels gegen Dühring, einem Buch, welches das Verständniß der Marx'schen Lehren mehr gefördert hat, als alle kurzen apodiktischen Aussprüche von Marx darüber, wie er in Bezug auf diesen oder jenen Punkt verstanden sein wolle, vermocht hätten.

In der deutschen Literatur fehlt jedoch noch eine Schrift, welche die ökonomischen Lehren von Marx kurz zusammenfaßt, allgemein verständlich darstellt und erläutert. Ansätze zu einer solchen Arbeit sind von verschiedenen Seiten gemacht worden, aber sie sind Fragmente geblieben.

Vorliegende Schrift macht den Versuch, die bestehende Lücke auszufüllen, oder wenigstens einen Beitrag zu ihrer Ausfüllung zu liefern.

Sie lehnt sich naturgemäß an das Hauptwerk von Marx, das „Kapital“ an und folgt ihm in der Anordnung des Stoffes. Die anderen ökonomischen Schriften von Marx konnten nur hie und da herangezogen werden, zur Aufklärung schwieriger Stellen oder zu weiterer Ausführung des im „Kapital“ Gegebenen.

Der Zweck der Darstellung geht in erster Linie dahin, solche, welche entweder nicht Zeit oder Mittel zum Studium des „Kapital“ haben, mit dessen Gedankengang bekannt zu machen; der Verfasser hofft aber, daß seine Darstellung auch Manchen, die das „Kapital“ besitzen, dessen Studium erleichtern, und daß sie endlich Viele veranlassen wird, das Originalwerk zu lesen, von dem sie sich entweder eine falsche Vorstellung gemacht, oder von dessen Studium sie die Schwierigkeiten des ersten Abschnittes abschreckten.

Nichts falscher, als die Ansicht von der trockenen und schwerverständlichen Schreibweise des „Kapital.“ Der Verfasser kennt kein ökonomisches Werk, welches sich an Klarheit und Lebendigkeit der Darstellung, an mitunter wahrhaft klassischer Schönheit des Stils mit dem „Kapital“ messen könnte.

Und doch ist es so schwer verständlich!

An gewissen Stellen allerdings. Aber das ist nicht Schuld der Darstellung.

Man glaubt gewöhnlich, daß die Nationalökonomie ein Wissensgebiet sei, das Jeder mir nichts, dir nichts, ohne die geringsten Vorkenntnisse verstehen könne. Sie ist aber eine Wissenschaft, und zwar eine der schwierigsten, denn es giebt kaum ein anderes Gebilde, das so komplizirt ist, wie die Gesellschaft. Allerdings, zum Verständniß jener Sammlung von Gemeinplätzen, die Marx Vulgärökonomie nennt, ist nicht mehr Wissen nothwendig, als jeder Mensch bei den geschäftlichen Vorgängen des täglichen Lebens von selbst erwirbt. Das Verständniß des „Kapital“ von Marx, welches in der Form einer Kritik der politischen Oekonomie ein neues historisches und ökonomisches System begründet, setzt dagegen nicht nur ein gewisses historisches Wissen, sondern auch

die Erkenntniß der Thatsachen voraus, welche die Entwicklung der Großindustrie bietet.

Wer nicht die Thatsachen mindestens theilweise kennt, aus denen Marx seine ökonomischen Gesetze abgeleitet, dem wird der Sinn dieser Gesetze allerdings dunkel bleiben, der mag über Mystizismus und Hegelianismus klagen. Die klarste Darstellung wird ihm nichts nützen.

Dies ist unseres Erachtens eine gefährliche Klippe für jeden Versuch, das „Kapital" zu popularisiren. Marx hat so populär geschrieben, als nur möglich. Wo er schwerverständlich war, lag die Schuld nicht an der Sprache, sondern am Gegenstand und am Leser. Uebersetzte man diese so schwerverständlich klingende Sprache ohne weiteres in eine leichtverständlich klingende, so konnte dies nur auf Kosten der Genauigkeit geschehen; die Popularisirung mußte zur Verflachung werden.

Mit dieser Erkenntniß war für den Verfasser die Aufgabe gegeben. Sie lag nicht in einer bloßen Aenderung der Sprache. Marx hat, wie schon erwähnt, so populär und dabei so kurz und präzis geschrieben, daß ein Abweichen von seinen Worten oft sogar nur auf Kosten der Richtigkeit möglich gewesen wäre. Der Verfasser hat daher eine Reihe von Stellen aus den Marx-schen Schriften wörtlich wiedergegeben. Sie sind durch Anführungszeichen kenntlich gemacht und stammen, wenn nicht eine andere Stelle angegeben, aus dem „Kapital."

Die Aufgabe lag einestheils darin, den Leser auf die Thatsachen aufmerksam zu machen, die den theoretischen Ausführungen zu Grunde liegen. Dies war namentlich nothwendig im ersten Abschnitt. Marx hat auf diese Thatsachen meist selbst hingewiesen, aber oft nur mit Andeutungen, die in der Regel übersehen

wurden. An anderen Stellen mußte sich der Verfasser erlauben, auf die Thatsachen auf eigene Verantwortung aufmerksam zu machen. Dies gilt namentlich im ersten Paragraphen des ersten Kapitels. Es konnte sich in vorliegender Arbeit nur um Hinweise handeln. Eine ausführliche Darstellung der dem „Kapital" zu Grunde liegenden Thatsachen würde nicht nur den zugemessenen Raum, sondern auch die Kräfte des Verfassers weit übersteigen; eine solche hieße nichts geringeres, als eine Entwicklungsgeschichte der Menschheit von der Urzeit an verfassen. Das „Kapital" ist ein wesentlich historisches Werk.

In den Abschnitten, die von der modernen Industrie handeln, tritt dieser Charakter für Jedermann deutlich hervor. Sie enthalten nicht nur theoretische Ausführungen, sondern auch ausgedehnte historische Exkurse über Gegenstände, die bis dahin nur unvollständig oder gar nicht behandelt worden waren. In diesen Abschnitten sind die den theoretischen Ausführungen zu Grunde liegenden Thatsachen in solcher Fülle gegeben, daß deren Verständniß für jeden Denkenden ohne weitere Vorkenntnisse möglich war. Hier war die Aufgabe eine andere. Die Rücksichten auf den Raum erlaubten nur, das Wichtigste wiederzugeben. Es handelte sich nun darum, trotzdem den historischen Charakter der theoretischen Ausführungen zu wahren, die, wenn mit Weglassung der Mittelglieder gegeben, mitunter einen anderen Charakter erhielten und eine Behauptung als unbedingt erscheinen ließen, die nur unter gewissen historischen Voraussetzungen giltig ist.

Vorliegende Arbeit soll nicht nur eine Darstellung der Marx'schen Lehren, sondern auch ein Leitfaden zu dem Studium der Marx'schen Werke im Original sein. Der Verfasser hielt sich daher für berechtigt, Stellen, die bisher seines Erachtens zu

wenig beachtet worden, oder bei denen leicht Mißverständnisse eintraten, eingehender zu behandeln, als ihrer Bedeutung für die theoretische Entwicklung entspricht; er glaubte dagegen bei anderen Stellen kürzer verweilen zu dürfen, wenn sie bereits allgemein bekannt und anerkannt sind und ein Mißverständniß nicht befürchtet zu werden braucht. Um den praktischen Werth des Büchleins zu erhöhen, wurde die Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse z. B. bei der Fabrikgesetzgebung, mehrfach über den von Marx behandelten Zeitpunkt hinaus bis zur neuesten Zeit fortgeführt.

Die Marx eigenthümlichen Benennungen der einzelnen Kategorien sind beibehalten, Fremdworte jedoch so wenig als möglich gebraucht worden. Völlig ließen sie sich freilich nicht vermeiden. Das deutsche Volk hat seine Kultur und Wissenschaft nicht aus sich allein entwickelt, es hat viele Begriffe, ja ganze Wissenszweige und damit auch eine Reihe von Benennungen von anderen Nationen übernommen. So kommt es, daß wir eine Menge von Fremdworten gebrauchen, die entweder nur auf Kosten der Schärfe und Gedrungenheit des Ausdrucks oder gar nicht ersetzbar sind. Die Uebersetzung in Klammern dem Fremdwort beizufügen, ist eine Praxis, für die der Verfasser sich nicht erwärmen kann. Giebt es ein ganz entsprechendes deutsches Wort für das fremde, dann gebrauche man jenes von vorneherein. Giebt es ein solches nicht, dann kann auch die Uebersetzung nicht viel nützen. Es ist in solchen Fällen Aufgabe der Darstellung, das Fremdwort in einem solchen Zusammenhange zu bringen, daß es einem denkenden Leser nicht schwer fällt, seinen Sinn zu entnehmen. Nur wo seltenere Fremdworte im Text zum erstenmale gebraucht werden, hat der Verfasser die wirkliche Uebersetzung oder das

nächstkommende deutsche Wort in Klammern beigefügt, um das Verständniß des fremden Wortes zu erleichtern, ohne daß er glaubt, mit dem deutschen Wort den Begriff des fremden völlig zu umfassen.

An Vorarbeiten konnte der Verfasser nur wenig benutzen. Hervorzuheben ist jedoch der französische Kapitalauszug von Deville*), der dem Verfasser sehr zu statten kam. An dieser Stelle fühlt er sich auch verpflichtet, seinen Dank abzustatten für die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit der Deville zu Gunsten der vorliegenden Arbeit auf die Herausgabe einer deutschen Uebersetzung seiner Schrift verzichtete.

Besondere Förderung erfuhr vorliegende Arbeit durch die freundschaftliche Theilnahme und Mitarbeiterschaft Eduard Bernstein's, der sich nicht auf Anregungen und Hinweise, sowie eine kritische Durchsicht des Manuskripts beschränkte, sondern verschiedene Kapitel selbständig bearbeitete. So rührt z. B. das große und wichtige Kapitel über die Großindustrie (im 2. Abschnitt) fast völlig von ihm her.

Diese Förderung und Unterstützung erkennt der Verfasser um so dankbarer an, je mehr er sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe bewußt ist. Für die volksthümlichen Darstellungen großer origineller Geisteswerke gilt dasselbe, was Lessing den Prinzen Conti von der Malerei sagen läßt.

„Ha! Daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen können! Auf dem langen Wege aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wie viel geht da verloren!"

---

*) Gabriel Deville, Le Capital par Carl Marx, résumé et accompagné d'un Aperçu sur le Socialisme scientifique. Paris, Henry Oriol, 324 S. Frs. 3.

Wenn zwei Maler genau den gleichen Gegenstand malen, so wird er auf jedem der beiden Bilder anders aussehen. Was der eine sieht, wird der andere übersehen; was dem einen bedeutsam erscheint, wird der andere nebensächlich behandeln: und was sie verschiedenartig gesehen, wird wieder verschiedenartig wiedergegeben. Das getreue Erfassen des Originals ist schwer; es getreu wiederzugeben, ist noch schwerer.

Was der Verfasser hier giebt, ist nicht eine Photographie des „Kapital," die das Original in verkleinertem Maßstab, Linie um Linie völlig getreu, aber farblos wiedergiebt, sondern ein Bild mit subjektivem Kolorit und subjektiver Zeichnung.

Ist auch, um Schwerfälligkeiten zu vermeiden, die Darstellung oft eine apodiktische, so bitten wir den Leser, doch stets im Auge zu behalten, daß es nicht Marx, sondern der Verfasser ist, der zu ihm spricht, der ihm über die ökonomischen Lehren von Marx berichtet. Man mag dies für eine bescheidene Aufgabe halten. Der Schreiber dieser Zeilen wird sich jedoch hochbefriedigt fühlen, wenn sie ihm gelungen, wenn er sein Scherflein beigetragen zur Verbreitung der Wahrheiten, die ein rastloser Forscher, ein gründlicher Gelehrter, ein großer Denker als Frucht der Arbeit seines ganzen Lebens zu Tage gefördert.

London, im Oktober 1886.

K. Kautsky.

Vorwort zur vierten Auflage.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieser Schrift haben sich einige der thatsächlichen Verhältnisse sehr geändert, auf die zur Illustrirung der theoretischen Ausführungen Bezug genommen wurde. Wir ergriffen daher gern die Gelegenheit, die uns vorliegende Neuauflage bot, Veraltetes auszuscheiden und die neueste Entwicklung zu berücksichtigen.

Auch stilistisch wurde die Schrift revidirt und verschiedene Stellen, die uns bei dieser Prüfung etwas schwer verständlich erschienen, wurden klarer gefaßt.

Außer diesen Aeußerlichkeiten haben wir nichts zu ändern gefunden. Das Buch ist im Wesentlichen dasselbe geblieben.

Sein Hauptzweck ging ursprünglich blos dahin, dem deutschsprechenden Theil des Proletariats das Studium der Marx-schen Lehren zu erleichtern. Wir haben jedoch mit Freuden gesehen, daß es auch ein Mittel geworden ist, nichtdeutschen Nationen, die aus dem einen oder andern Grunde einer Uebersetzung des Marx'schen „Kapital" noch nicht theilhaftig geworden sind, dessen Inhalt wenigstens einigermaßen zugänglich zu machen. Vorliegende Schrift ist übersetzt worden ins Schwedische, Tschechische und Polnische. Weitere Uebersetzungen werden vorbereitet.

Diese Uebersetzungen sind eines der vielen Symptome des Interesses, das gegenwärtig die Proletarier aller Länder den Marx'schen Lehren entgegenbringen, der Bedeutung, welche die Ideen des Stifters der „Internationale" für das internationale kämpfende Proletariat gewonnen haben.

Eine neue internationale Arbeiterassoziation ist im Erstehen, weit mächtiger und gewaltiger, als die frühere gewesen. Keine Organisation vereinigt sie. Das materielle Band, das sie zusammenhält, ist das gemeinsame Interesse der Proletarier in den verschiedenen Ländern der kapitalistischen Produktion; das geistige Band, das sie einigt, ist — das kann man wohl ohne Uebertreibung sagen — der Ideengehalt des „Kapital." Möge vorliegende Schrift auch ihren kleinen Theil beitragen zur Vereinigung der Proletarier aller Länder durch dieses geistige Band.

Stuttgart, im Oktober 1892.

K. Kautsky.

Vorwort zur achten Auflage.

Zwei Jahre nach der letzten Auflage dieses Büchleins, die ich vor der jetzigen, achten, durchgesehen, erschien der langersehnte dritte Band des „Kapital“, der uns so viele neue und überraschende Einsichten gewährte. In eine Darstellung der ökonomischen Lehren von Karl Marx gehörte von da an selbstverständlich auch ein Abriß des Hauptinhalts des dritten Bandes. Das ist jedoch keine einfache Sache und erfordert mehr Ruhe und Zeit, als mir seither zu Gebote stand. Gerade nach dem Erscheinen des dritten Bandes nahm die Agrarfrage meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch; und kaum hatte ich meine Studien darüber zu einem äußerlichen Abschluß gebracht, da wurde ich durch die von der revisionistischen Richtung entfesselten theoretischen Kämpfe völlig absorbiert. Jetzt scheint es, daß auch diese neueste Krise des Marxismus überwunden sei, nun habe ich aber meine ganze Kraft einer Aufgabe zuzuwenden, die mir schon 1895 zugefallen war und die ich über den beiden anderen ebenerwähnten schon zu lange vernachlässigt habe: die Herausgabe der von Marx hinterlassenen, ca. 1500 bis 1600 Druckseiten umfassenden historisch-kritischen Darstellung der Theorien vom Mehrwerth, die einen Theil des Manuskripts „Zur Kritik der politischen Oekonomie“ ausmacht und deren Herausgabe Engels als Ersatz für den vierten Band des „Kapital“ plante.

Eine ausgedehnte internationale Korrespondenz und die redaktionelle Thätigkeit engen meine zur Herausgabe dieses Riesenwerkes verfügbare Zeit ohnehin ein; es ist klar, daß ich wenigstens jede aufschiebbare Arbeit zurückstelle.

So komme ich auch jetzt noch nicht dazu, die nothwendige Erweiterung der „ökonomischen Lehren" vorzunehmen. Ich habe mich diesmal damit begnügt, das Ganze durchzusehen, einzelne veraltete Angaben über Arbeiterschutzgesetze, statistische Zahlen und dergleichen durch neuere Daten zu ersetzen und ein Kapitel einzufügen über „Mehrwerth und Profit", in dem ich wenigstens die Grundlage des dritten Bandes, das Gesetz der Durchschnittsprofitrate, kurz zur Darstellung bringe.

Im Uebrigen habe ich bei meiner Durchsicht des Ganzen nichts zu ändern gefunden. Es ist eine weitverbreitete Ansicht, die auch von manchem Marxisten getheilt wird, als sei die von uns Marxisten ehedem vertretene Auffassung des ersten Bandes des „Kapital" durch den dritten Band völlig umgewälzt und als unhaltbar erwiesen worden. Nichts ist irriger als das. Ich habe nach dem Erscheinen des dritten Bandes das vorliegende Buch einer Revision unterzogen, und dabei in theoretischer Beziehung nicht das mindeste zu ändern gefunden. Ich durfte allerdings von vornherein erwarten, daß ich zu diesem Resultat kommen würde, denn Engels hatte das Manuskript der ersten Auflage bereits durchgesehen und es gebilligt zu einer Zeit, wo er schon den Inhalt des dritten Bandes kannte. Hätte er Auffassungen in dem Buche gefunden, die durch den dritten Band als falsch erwiesen wurden, so hätte er mich sicher darauf aufmerksam gemacht.

Für das Gebiet, das der erste Band des „Kapital" vornehmlich untersucht, jenes, das den Sozialisten hauptsächlich be-

schäftigt und das auch in der vorliegenden Schrift fast ausschließlich behandelt wird, für das Verhältniß zwischen der Kapitalistenklasse und der Arbeiterklasse, spielt die Verwandlung des Mehrwerths in den Profit keine Rolle; hier kommt man völlig mit den Gesetzen des Werths und Mehrwerths aus. Dies war auch der Grund, warum Marx im ersten Bande vom Profit völlig absah.

Man darf sich aber nicht etwa einbilden, wie das vielfach geschieht, als hätte Marx, als er den ersten Band des „Kapital" schrieb, nur die Gesetze des Werths und des Mehrwerths gekannt, und seine Profitratentheorie sei später nur eine hinterdrein ersonnene Ausflucht der Verlegenheit gewesen, um seine Werththeorie mit den ihr anscheinend widersprechenden Erscheinungen der Wirklichkeit zu versöhnen. Vielmehr war, als Marx den ersten Band schrieb, bereits die ganze Theorie, inbegriffen die Gesetze des Profits und der Grundrente, in seinem Kopfe völlig fertig, und wenn er mit ihrer Darstellung nie zu einem formellen Abschluß kam, so lag das an seiner Gewissenhaftigkeit, die ihn immer wieder zu erneutem Studium der neu auftauchenden Thatsachen trieb, und nicht etwa daran, daß er mit sich selbst nicht ins Reine kommen konnte.

Das wird unzweifelhaft klar für Jedermann werden, sobald die Darstellung der „Theorien vom Mehrwerth" im Drucke fertig vorliegt. In dem Manuskript, das aus den Jahren 1861—63 stammt, sind bereits sämmtliche Theorien des dritten Bandes entwickelt. Würde der dritte Band den ersten aufheben, dann hätte Marx diesen, der 1867 erschien, „überwunden", ehe er ihn noch geschrieben!

Die „Theorien vom Mehrwerth" werden für das Verständniß der Marxschen Theorie vom Mehrwerth nicht minder wichtig sein

wie für das Verständniß der in dem Werke selbst untersuchten und kritisirten Theorien. Ich hoffe, es wird mir gelingen, allen Störungen zum Trotz, diesen Abschluß des Marxschen Lebenswerkes bald der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen.

Berlin-Friedenau, im Mai 1903.

K. Kautsky.

I. Abschnitt.

Waare, Geld, Kapital.

Erstes Kapitel.

Die Waare.

1. Der Charakter der Waarenproduktion.

Was Marx in seinem „Kapital" zu erforschen sich vornahm, war die kapitalistische Produktionsweise, welche die heute herrschende ist. Er beschäftigt sich in dem Werk nicht mit den Naturgesetzen, die dem Vorgang des Produzirens zu Grunde liegen; deren Erforschung ist eine der Aufgaben der Mechanik und Chemie, nicht der politischen Oekonomie. Er stellt sich andererseits nicht die Aufgabe, nur die Formen der Produktion zu erforschen, die allen Völkern gemein, da eine solche Untersuchung zum großen Theil nur Gemeinplätze zu Tage fördern kann, wie etwa den, daß der Mensch, um produziren zu können, stets Werkzeuge, Boden und Lebensmittel braucht. Marx untersuchte vielmehr die Bewegungsgesetze einer bestimmten Form des gesellschaftlichen Produzirens, die einer bestimmten Zeit (den letzten Jahrhunderten) und bestimmten Nationen eigenthümlich ist (den europäischen oder aus Europa stammenden; in letzter Zeit beginnt sich diese unsere Produktionsweise auch bei anderen Nationen einzubürgern, z. B. bei den Japanesen und Hindus). Diese, heute herrschende Produktionsweise, die kapitalistische, deren Eigenthümlichkeiten wir noch näher kennen lernen werden, ist von anderen Produktionsweisen streng geschieden, z. B. der feudalen, wie sie in Europa im Mittelalter herrschte, oder der urwüchsigen kom-

munistischen, wie sie an der Schwelle der Entwicklung aller Völker steht.

Betrachten wir die heutige Gesellschaft, so finden wir, daß ihr Reichthum aus Waaren besteht. Eine Waare ist ein Arbeitsprodukt, das nicht für den eigenen Gebrauch, sei es des Produzenten oder mit ihm verbundener Menschen, sondern zum Zweck des Austausches mit anderen Produkten erzeugt worden. Es sind also nicht natürliche, sondern gesellschaftliche Eigenthümlichkeiten, welche ein Produkt zur Waare machen. Ein Beispiel wird das klar machen. Das Garn, das ein Mädchen in einer urwüchsigen Bauernfamilie aus Flachs spinnt, damit aus ihm Leinwand gewebt werde, welche in der Familie selbst verbraucht wird, ist ein Gebrauchsgegenstand, aber keine Waare. Wenn aber ein Spinner Flachs verspinnt, um vom Nachbar Bauer Weizen gegen das Leinengarn einzutauschen, oder wenn gar ein Fabrikant tagaus tagein viele Zentner von Flachs verspinnen läßt, um das Produkt zu verkaufen, so ist dieses eine Waare. Es ist wohl auch Gebrauchsgegenstand, aber Gebrauchsgegenstand, der eine besondere gesellschaftliche Rolle zu spielen hat, d. h. der ausgetauscht werden soll. Man sieht es dem Leinengarn nicht an, ob es eine Waare ist oder nicht. Seine Naturalform kann ganz dieselbe sein, ob es in einer Bauernhütte zur Aussteuer der Spinnerin von dieser selbst gesponnen worden, oder in einer Fabrik von einem Fabrikmädchen, das vielleicht nie auch nur einen Faden davon selbst benutzen wird. Erst an der gesellschaftlichen Rolle, der gesellschaftlichen Funktion, in der das Leinengarn thätig ist, kann man erkennen, ob es Waare ist oder nicht.

In der kapitalistischen Gesellschaft nehmen nun in immer steigendem Maße die Arbeitsprodukte die Form von Waaren an; wenn heute noch nicht alle Arbeitsprodukte bei uns Waaren sind, so deswegen, weil noch Reste früherer Produktionsweisen in die

jetzige hineinragen. Sieht man von diesen ab, die ganz unbedeutend sind, so kann man sagen, daß heute alle Arbeitsprodukte die Form von Waaren annehmen. Wir können die heutige Produktionsweise nicht verstehen, wenn wir uns über den Charakter der Waare nicht klar geworden. Wir haben daher mit einer Untersuchung der Waare zu beginnen.

Das Verständniß dieser Untersuchung wird jedoch unseres Erachtens sehr gefördert, wenn wir vor Allem die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Waarenproduktion im Gegensatz zu anderen Arten der Produktion darlegen. Wir gelangen dadurch am leichtesten zum Verständniß des Standpunktes, den Marx bei seiner Untersuchung der Waare eingenommen.

Soweit wir in der Geschichte des Menschengeschlechts zurücksehen können, immer finden wir, daß die Menschen in kleineren oder größeren Gesellschaften ihren Lebensunterhalt erworben haben, daß die Produktion stets einen gesellschaftlichen Charakter hatte. Marx hat diesen bereits in seinen Artikeln über „Lohnarbeit und Kapital" in der „Neuen Rheinischen Zeitung" (1849)*) klar dargethan.

„In der Produktion beziehen sich die Menschen nicht allein auf die Natur," heißt es da. „Sie produziren, indem sie auf eine bestimmte Weise zusammenwirken und ihre Thätigkeiten gegen einander austauschen. Um zu produziren, treten sie in bestimmte Beziehungen und Verhältnisse zu einander, und nur innerhalb dieser gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnisse findet ihre Beziehung zur Natur, findet die Produktion statt.

„Je nach dem Charakter der Produktionsmittel werden natürlich diese gesellschaftlichen Verhältnisse, worin die Produzenten zu einander treten, die Bedingungen, unter welchen sie ihre Thätigkeiten austauschen und an dem Gesammtakt der Pro-

---

*) Diese sind neuerdings auch in Broschürenform erschienen.

duktion theilnehmen, verschieden sein. Mit der Erfindung eines neuen Kriegsinstruments, des Feuergewehrs, änderte sich nothwendig die ganze innere Organisation der Armee, verwandelten sich die Verhältnisse, innerhalb deren Individuen eine Armee bilden und als Armee wirken können, änderte sich auch das Verhältniß verschiedener Armeen zu einander.

„Die gesellschaftlichen Verhältnisse, worin die Individuen produziren, die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse, ändern sich also, verwandeln sich mit der Veränderung und Entwicklung der Produktionsmittel, der Produktionskräfte. Die Produktionsverhältnisse in ihrer Gesammtheit bilden das, was man die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Gesellschaft nennt, und zwar eine Gesellschaft auf bestimmter, geschichtlicher Entwicklungsstufe, eine Gesellschaft mit eigenthümlichem, unterscheidendem Charakter."

Einige Beispiele mögen das Gesagte illustriren. Nehmen wir irgend ein urwüchsiges Volk, das auf einer niederen Stufe der Produktion steht, bei dem Jagd einen Hauptzweig der Erwerbung von Nahrungsmitteln bildet, wie die Indianer. Dodge berichtet in seinem Buch „Ueber die heutigen Indianer des fernen Westens" folgendes über deren Art und Weise, zu jagen:

„Da Kopf und Herz nur gelegentlich zu Hilfe gerufen werden, die Anforderungen des Magens aber unaufhörlich sind, so steht der Stamm gewöhnlich unter der Herrschaft des „dritten Standes." Diese Macht besteht aus sämmtlichen Jägern des Stammes, welche eine Art Zunft oder Gilde bilden, von deren Entscheidungen in ihrem eigenen besonderen Bereich es keine Appellation giebt. Unter den Cheyennes heißen diese Männer „Hundesoldaten." Die jüngeren und rührigeren Häuptlinge gehören stets diesen „Hundesoldaten" an, befehligen dieselben aber nicht nothgedrungen. Die „Soldaten" selbst verfügen durch mündlichen Entschluß über allgemeine Angelegenheiten, deren Einzelheiten dann den unter ihnen ausgewählten berühmtesten und

scharfsinnigsten Jägern überlassen bleiben. Unter diesen „Hundesoldaten“ befinden sich viele Jungen, welche die einweihende Probe als Krieger noch nicht bestanden haben. Mit einem Wort, diese Jägerzunft umfaßt die ganze Arbeitskraft der Bande und ist diejenige Macht, welche die Weiber und Kinder beschützt und mit Nahrung versieht.

„Jedes Jahr finden die großen Herbstjagden statt, um möglichst viel Wild zu erlegen und einen bedeutenden Fleischvorrath für den Winter einzuthun und zu dörren. Jetzt sind die „Hundesoldaten“ die Herren des Tages, und wehe dem Unglücklichen, der auch die unbedeutendsten ihrer willkürlichen oder demokratischen Bestimmungen ungehorsam zu mißachten wagt! Wenn alles fertig ist, so ziehen die besten Jäger Morgens lange vor Tagesanbruch aus. Werden mehrere Büffelherden entdeckt, so wird diejenige zum Schlachten auserjehen, deren Stellung so ist, daß die einleitenden Vorkehrungen und Manöver zum Umzingeln derselben und das Geschrei und Schießen beim Anreiten am wenigsten im Stande ist, die übrigen Herden zu beunruhigen. . . . Während dieser ganzen Zeit hält der gesammte männliche Theil der Bande, welcher bei der bevorstehenden Niedermetzlung der Büffel mitzuwirken im Stande ist, zu Pferde auf einem Haufen in irgend einer benachbarten Schlucht, außerhalb des Gesichtskreises der Büffel, schweigend und vor Aufregung zitternd. Ist die Herde in einer für die Jagd günstigen Stellung, so zählen die leitenden Jäger ihre Leute ab und schicken sie unter zeitweiligen Anführern nach den vorbezeichneten Oertlichkeiten. Wenn der leitende Jäger dann sieht, daß jeder Mann an seiner richtigen Stelle und Alles bereit ist, so sucht er mit einer Abtheilung Reiter die Herde zu umflügeln und die offene Seite zu schließen, giebt dann das Zeichen und nun sprengt die ganze Schaar mit einem gellenden Geschrei, das beinahe die Todten auferwecken könnte, voran und dringt dicht auf das Wild

ein. Binnen wenigen Minuten ist das Gemetzel in vollem Gange; einige wenige mögen den Kordon durchbrochen haben und entkommen sein, diese werden aber nicht verfolgt, wenn andere Herden in der Nähe sind.

„Als noch Bogen und Pfeile allein gebraucht wurden, kannte jeder Krieger seine Pfeile und hatte keine Schwierigkeit, die von ihm getödteten Büffel positiv zu erkennen. Diese waren ganz sein individuelles Eigenthum, ausgenommen, daß er um einen gewissen Theil desselben besteuert wurde zum Besten der Witwen oder der Familien, welche keinen Krieger als Versorger für sich hatten. Fanden sich Pfeile von verschiedenen Männern in demselben todten Büffel, so wurden die Eigenthumsansprüche je nach deren Lage entschieden. Wenn jeder Pfeil eine tödtliche Wunde verursachte, so wurde der Büffel getheilt, oder nicht selten auch irgend einer Witwe zugeschieden. Der oberste Jäger entschied alle derartigen Fragen, allein gegen seine Entscheidung konnte noch eine Berufung an das allgemeine Urtheil der „Hundesoldaten“ eingelegt werden. Seit aber der allgemeine Gebrauch der Feuerwaffen die Identifizirung der todten Büffel unmöglich gemacht hat, sind die Indianer in ihren Ansichten kommunistischer geworden*), und die gesammte Masse von Fleisch und Häuten wird nach irgend einem Maßstab der gleichen verhältnißmäßigen Vertheilung nach ihrer eigenen Erfindung ausgetheilt.“ (S. 206—211.)

Wir sehen, bei diesem Jägervolke wird gesellschaftlich produzirt; es wirken verschiedene Arten von Arbeit zusammen, um ein Gesammtresultat zu erzielen.

Wir finden hier bereits Anfänge der Arbeitstheilung und

---

*) Richtiger hieße es wohl: sie sind in ihren Ansichten wieder kommunistisch geworden. Ursprünglich war die Haushaltung der Indianer eine kommunistische, also auch die Vertheilung des Ertrages der Jagd kommunistisch.

des planmäßigen Zusammenarbeitens (der Kooperation*). Je nach den verschiedenen Fähigkeiten verrichten die Jäger verschiedene Arbeiten, aber nach gemeinsamem Plane. Das Ergebniß des Zusammenwirkens der verschiedenen Arbeiten, „des Austausches der Thätigkeiten," wie Marx sich in „Lohnarbeit und Kapital" ausdrückt, die Jagdbeute, wird nicht ausgetauscht, sondern vertheilt.

Nur nebenbei sei darauf hingewiesen, wie die Aenderung in den Produktionsmitteln — Ersetzung von Bogen und Pfeil durch das Feuergewehr — eine Aenderung des Vertheilungsmodus zur Folge hat.

Betrachten wir nun eine andere, höhere Art einer gesellschaftlichen Produktionsweise, z. B. die auf dem Ackerbau beruhende indische Dorfgemeinde. Von dem urwüchsigen Kommunismus, der in derselben herrschte, finden sich in Indien nur noch einige kümmerliche Reste. Aber Nearch, der Admiral des makedonischen Alexander des Großen, berichtete noch, nach Strabo, XV, I, 66, von Gegenden Indiens, wo das Land Gemeineigenthum war, gemeinsam bebaut und nach der Ernte der Ertrag des Bodens unter die Dorfgenossen vertheilt wurde. Nach Elphinstone hat diese Gemeinschaft noch im Anfang unseres Jahrhunderts in einigen Theilen Indiens bestanden. Auf Java besteht der Dorfkommunismus in der Weise fort, daß das Ackerland von Zeit zu Zeit von Neuem unter die Dorfgenossen vertheilt wird, welche ihre Antheile nicht als Privateigenthum, sondern nur zur Nutznießung für eine bestimmte Periode erhalten.

---

*) „Die Form der Arbeit Vieler, die in demselben Produktionsprozeß oder in verschiedenen, aber zusammenhängenden Produktionsprozessen, planmäßig neben und mit einander arbeiten, heißt Kooperation" (S. 323). Zehn Seiten später sagt Marx in einer Anmerkung: „Linguet in seiner „Théorie des Lois civiles" hat vielleicht nicht unrecht, wenn er die Jagd für die erste Form der Kooperation erklärt."

In Vorderindien ist das Ackerland meist schon in das Privateigenthum der einzelnen Dorfgenossen übergegangen, Wald, Weide und unbebauter Boden sind jedoch vielfach noch Gemeineigenthum, an dem alle Gemeindemitglieder das Nutzungsrecht haben.

Was uns an einer solchen Dorfgemeinde interessirt, die noch nicht dem zersetzenden Einfluß der englischen Herrschaft, namentlich der durch diese eingeführten Steuersysteme, zum Opfer gefallen, ist der Charakter, den die Arbeitstheilung in derselben annimmt. Wir fanden bereits bei den Indianern eine solche; eine viel höhere jedoch bietet die indische Dorfgemeinde.

Neben dem Gemeindevorstand, der Pateel heißt, wenn er aus einer einzelnen Person besteht, Pantsch dagegen, wenn er ein Kollegium von meist fünf Mitgliedern bildet, finden wir in der indischen Wirthschaftskommune noch eine Reihe von Beamten: den Karnam oder Matsaddi, den Rechnungsführer, der die finanziellen Verhältnisse der Gemeinde zu ihren einzelnen Mitgliedern und zu anderen Gemeinden und zum Staate zu überwachen und zu leiten hat; den Tallier für die Erforschung von Verbrechen und Uebertretungen, dem zugleich der Schutz der Reisenden und deren sicheres Geleit über die Gemeindegrenze in die nächste Gemeinde obliegt; den Toti, den Flurschütz und Landvermesser, der darauf zu sehen hat, daß nicht benachbarte Gemeinden die Grenzen der Flur verrücken, ein Umstand, der sich namentlich beim Reisbau leicht ereignen kann; den Aufseher über die Wasserläufe, der sie im Stand zu halten und dafür zu sorgen hat, daß sie gehörig geöffnet und geschlossen werden und jedes Feld genügend Wasser erhalte, was insbesonders beim Reisbau von großer Wichtigkeit; den Brahmanen zur Vollziehung der nothwendigen Gottesdienste; den Schullehrer, der die Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtet; den Kalender-Brahmanen oder Astrologen, der die glücklichen oder unglücklichen Tage für Säen, Ernten, Dreschen und andere wichtigen Arbeiten auszuforschen

hat; den Schmied, den Zimmermann und Rademacher; den Töpfer; den Wäscher; den Barbier; den Kuhhirten; den Arzt; die Devadaschi (das Tanzmädchen); mitunter sogar einen Sänger.

Alle diese haben für die ganze Gemeinde und deren Mitglieder zu arbeiten und werden dafür entweder durch Antheile an der Feldmark, oder durch Antheile an den Ernteerträgen entschädigt. Auch hier bei dieser hochentwickelten Arbeitstheilung sehen wir Zusammenwirken der Arbeiten, Vertheilung der Produkte.

Nehmen wir noch ein Beispiel, das Jedermann bekannt sein dürfte: das einer patriarchalischen Bauernfamilie, die ihren Bedarf selbst befriedigt; ein gesellschaftliches Gebilde, das sich aus einer Produktionsweise herausentwickelt hat, wie wir sie eben in der indischen Wirthschaftskommune geschildert haben, einer Produktionsweise, die sich im Anfang der Entwicklung aller näher bekannten Kulturvölker nachweisen läßt.

Eine solche Bauernfamilie zeigt uns ebenfalls keine isolirten Menschen, sondern ein gesellschaftliches Zusammenarbeiten und ein Zusammenwirken verschiedener Arbeiten, die nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit wechseln. Da wird gepflügt, gemäht, das Vieh gewartet, gemolken, Holz gesammelt, gesponnen, gewebt, genäht, gestrickt, geschnitzt, gezimmert 2c. 2c. Die verschiedensten Arbeiten wirken da zusammen, beziehen sich aufeinander; die Produkte werden hier ebensowenig wie in den früheren Beispielen von den einzelnen Arbeitern ausgetauscht, sondern unter diese den Verhältnissen entsprechend vertheilt.

Nehmen wir nun an*), die Produktionsmittel einer Ackerbaugemeinde, wie wir sie geschildert, vervollkommneten sich so

*) Eine Reihe von Thatsachen beweist, daß die erste Entwicklung der Waarenproduktion thatsächlich in ähnlicher Weise vor sich gegangen, wie wir sie in den folgenden Zeilen schildern. Natürlich ist sie nicht so einfach erfolgt, wie hier angegeben, aber unsere Dar-

sehr, daß weniger Arbeit als bisher dem Ackerbau zu widmen ist. Arbeitskräfte werden frei, die vielleicht, wenn die technischen Hilfsmittel so weit entwickelt, dazu verwendet werden, ein auf dem Gemeindegebiet gelegenes Lager von Feuerstein auszubeuten, Feuersteinwerkzeuge und Waffen zu fabriziren. Die Produktivität der Arbeit ist so groß, daß weit mehr Werkzeuge und Waffen erzeugt werden, als die Gemeinde braucht.

Ein Stamm nomadischer Hirten kommt auf seinen Wanderungen in Berührung mit dieser Gemeinde. Die Produktivität der Arbeit ist in diesem Stamm auch gestiegen, er ist dahin gekommen, mehr Vieh zu züchten, als er bedarf. Es liegt nahe, daß dieser Stamm gern seinen Ueberschuß an Vieh gegen überschüssige Werkzeuge und Waffen der Ackerbaugemeinde austauschen wird. Das überschüssige Vieh und die überschüssigen Werkzeuge werden durch diesen Austausch zu Waaren.

Der Waarenaustausch ist die natürliche Folge der Entwicklung der Produktivkräfte über die engen Bedürfnisse der urwüchsigen Gemeinwesen hinaus. Der ursprüngliche Kommunismus wird, von einer gewissen Höhe der technischen Entwicklung an, zu einer Schranke für deren Fortschreiten. Die Produktionsweise fordert eine Erweiterung des Kreises der gesellschaftlichen Arbeit; da aber die einzelnen Gemeinwesen einander fremd und unabhängig gegenüber standen, war diese Erweiterung nicht möglich durch Erweiterung der kommunistischen planmäßigen Arbeit, sondern nur durch gegenseitigen Austausch der Ueberschüsse der Arbeit der Gemeinwesen.

Wie der Waarenaustausch auf die Produktionsweise innerhalb der Gemeinwesen zurückwirkte, bis die Waarenproduktion die

---

stellung hat nicht den Zweck, die Geschichte der Waarenproduktion, sondern nur ihre besonderen Eigenthümlichkeiten zu zeigen, die am leichtesten erkannt werden durch Vergleichung mit anderen Produktionsweisen.

Produktion von einander unabhängiger Privatarbeiter wurde, denen die Produktionsmittel und die Produkte ihrer Arbeiten privateigenthümlich gehören, haben wir nicht zu untersuchen. Was wir zeigen wollen, ist Folgendes: Die Waarenproduktion ist eine gesellschaftliche Art der Produktion; sie ist außerhalb des gesellschaftlichen Zusammenhanges undenkbar, ja sie bedeutet eine Ausdehnung der gesellschaftlichen Produktion über die Grenzen der ihr vorhergehenden kommunistischen (im Stamm, der Gemeinde oder der patriarchalischen Familie) hinaus. Aber der gesellschaftliche Charakter tritt bei ihr nicht offen zu Tage.

Nehmen wir einen Töpfer und einen Ackerbauer, einmal als Mitglieder einer indischen kommunistischen Dorfgemeinde, das anderemal als zwei Waarenproduzenten. In dem ersteren Falle arbeiten beide in gleicher Weise für die Gemeinde; der eine liefert ihr seine Töpfe, der andere seine Feldfrucht ab; der eine erhält seinen Antheil an Feldfrüchten, der andere an Töpfen. Im zweiten Falle betreibt jeder unabhängig für sich seine Privatarbeit, aber Jeder arbeitet (vielleicht in demselben Maße, wie früher) nicht nur für sich, sondern auch für den Anderen. Hierauf tauschen sie ihre Produkte aus, und möglicherweise erhält der Eine eben so viel Feldfrüchte, der Andere eben so viel Töpfe, als er früher erhalten. Es scheint sich wesentlich nichts geändert zu haben, und doch sind beide Prozesse von einander grundverschieden.

In dem ersteren Falle sieht Jeder sofort, daß es die Gesellschaft ist, welche die verschiedenen Arbeiten in Zusammenhang bringt, welche den Einen für den Anderen arbeiten läßt und Jedem seinen Antheil an dem Arbeitsprodukt des Anderen direkt zuweist. Im zweiten Falle arbeitet Jeder anscheinend für sich, und die Art und Weise, wie Jeder zu dem Produkt des Anderen gelangt, scheint nicht dem gesellschaftlichen Charakter ihrer Arbeit geschuldet, sondern den Eigenthümlichkeiten des Produkts selbst. Es scheint jetzt, daß nicht der Töpfer und der Feld-

arbeiter für einander arbeiten, daß also die Töpferarbeit und die Feldarbeit für die Gesellschaft nothwendige Arbeiten sind, sondern daß den Töpfen und den Feldfrüchten mystische Eigenschaften inne wohnen, die ihren Austausch in gewissen Verhältnissen bewirken. Die Verhältnisse der Personen unter einander, wie sie der gesellschaftliche Charakter der Arbeit bedingt, erhalten unter der Herrschaft der Waarenproduktion den Anschein von Verhältnissen von Dingen, nämlich von Produkten, unter einander. So lange die Produktion direkt vergesellschaftet war, unterlag sie der Bestimmung und Leitung der Gesellschaft und lagen die Verhältnisse der Produzenten zu einander klar zu Tage. Sobald aber die Arbeiten zu Privatarbeiten wurden, die unabhängig von einander betrieben wurden, sobald die Produktion damit eine planlose wurde, erschienen die Verhältnisse der Produzenten zu einander als Verhältnisse der Produkte. Fortan lag die Bestimmung der Verhältnisse der Produzenten zu einander nicht mehr bei diesen selbst; diese Verhältnisse entwickelten sich unabhängig vom Willen der Menschen, die gesellschaftlichen Mächte wuchsen ihnen über den Kopf, sie erschienen der naiven Anschauung vergangener Jahrhunderte als göttliche Mächte, sie erscheinen späteren „aufgeklärteren" Jahrhunderten als Mächte der Natur.

Den Naturalformen der Waaren werden jetzt Eigenschaften zugeschrieben, die mystisch erscheinen, so lange sie nicht aus den Verhältnissen der Produzenten zu einander erklärt werden. Wie der Fetischanbeter seinem Fetisch Eigenschaften andichtet, die nicht in seiner natürlichen Beschaffenheit begründet sind, so erscheint dem bürgerlichen Oekonomen die Waare als ein sinnliches Ding, das mit übersinnlichen Eigenschaften begabt. Marx nennt dies „den Fetischismus, der den Arbeitsprodukten anklebt, sobald sie als Waaren produzirt werden, und daher von der Waarenproduktion unzertrennlich ist."

Diesen Fetischcharakter der Waare — und, wie wir später sehen werden, auch des Kapitals — hat Marx zuerst erkannt. Der Fetischismus ist es, der die Erkenntniß der Eigenthümlichkeiten der Waare erschwert, ja unmöglich macht, so lange er nicht überwunden ist; es ist unmöglich, zum vollen Verständniß des Waarenwerthes zu gelangen, ohne sich des Fetischcharakters der Waare bewußt zu werden. Das Kapitel über „den Fetischcharakter der Waare und sein Geheimniß“ erscheint uns daher als eines der wichtigsten des „Kapital,“ dem jeder Leser dieses Buches besondere Aufmerksamkeit schenken sollte. Und doch wird gerade dieses Kapitel von den Gegnern, ja vielfach selbst von Anhängern der Marx'schen Lehren fast gar nicht beachtet.

2. Der Werth.

Sind wir uns über den Fetischcharakter der Waare klar geworden, dann bietet ihre Untersuchung nur noch verhältnißmäßig geringe Schwierigkeiten.

Wie wir gesehen, hat die Waare den Zweck, ausgetauscht zu werden. Dies bedingt aber, daß sie ein menschliches Bedürfniß befriedigt, sei es nun ein wirkliches oder blos eingebildetes. Niemand wird ein anderes Produkt gegen sein Produkt eintauschen, wenn jenes für ihn nutzlos ist. Die Waare muß also ein nützliches Ding sein, sie muß Gebrauchswerth besitzen. Der Gebrauchswerth wird bestimmt durch die physischen Eigenschaften des Waarenkörpers. Gebrauchswerthe bilden den stofflichen Inhalt des Reichthums, welches immer seine gesellschaftliche Form sein mag. Der Gebrauchswerth ist also keine der Waare allein eigenthümliche Eigenschaft. Es giebt Gebrauchswerthe, die keine Waaren sind, z. B., wie wir oben gesehen, die Produkte eines kommunistischen Gemeinwesens; ja, es giebt Gebrauchswerthe, die nicht einmal Arbeitsprodukte sind, z. B. Früchte im

Urwald, Wasser im Fluß. Dagegen giebt es keine Waare, die nicht Gebrauchswerth besäße.

Sobald Gebrauchswerthe Waaren werden, d. h. sich gegenseitig austauschen, bemerken wir, daß dies stets in einem bestimmten Zahlenverhältniß geschieht. Das Verhältniß, in welchem sich eine Waare mit einer anderen austauscht, nennt man ihren Tauschwerth. Dies Verhältniß mag nach Zeit und Ort wechseln; für einen bestimmten Ort und eine bestimmte Zeit ist es jedoch eine bestimmte Größe. Wenn wir 20 Ellen Leinwand gegen 1 Rock austauschen, und gleichzeitig 20 Ellen Leinwand gegen 40 Pfund Kaffee, so können wir sicher sein, daß gleichzeitig 1 Rock sich gegen 40 Pfund Kaffee austauschen würde, wenn es zum Austausch käme. Der Tauschwerth des Rockes hat ein ganz anderes Gesicht, wenn ich ihn mit Leinwand, als wenn ich ihn mit Kaffee austausche. Aber wie verschieden der Tauschwerth einer Waare auch aussehen mag, es liegt ihm zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort stets der gleiche Gehalt zu Grunde. Zur Erläuterung dieser gesellschaftlichen Erscheinung diene eine ähnliche aus der Körperwelt. Wenn ich sage, ein Körper wiege 16 Kilogramm oder 32 Pfund oder ein russisches Pud, so weiß ich, daß allen diesen verschiedenen Ausdrücken ein bestimmter Gehalt zu Grunde liegt, eine bestimmte Schwere des Körpers. So liegt auch den verschiedenen Tauschwerthausdrücken einer Waare ein bestimmter Gehalt zu Grunde, und diesen nennen wir ihren Werth.

Damit sind wir bei der wichtigsten grundlegenden Kategorie der politischen Oekonomie angelangt, bei derjenigen, ohne die das Getriebe der herrschenden Produktionsweise nicht richtig verstanden werden kann.

Was bildet den Werth der Waaren? das ist die Frage, die zu beantworten.

Nehmen wir zwei Waaren, z. B. Weizen und Eisen. Welches auch immer ihr Austauschverhältniß, es ist stets darstellbar in

einer mathematischen Gleichung, z. B. 1 Hektoliter Weizen = 2 Zentner Eisen. Aber es ist ein bekannter Satz, den man schon in der Volksschule lernt, daß mathematische Operationen nur mit gleichartigen Größen ausgeführt werden können; ich kann z. B. von 10 Aepfeln 2 Aepfel, nie aber 2 Nüsse abziehen. Es muß demnach in den Waaren Weizen und Eisen etwas Gemeinsames sein, welches ihre Vergleichung ermöglicht: das ist eben ihr Werth. Ist dieses Gemeinsame nun eine natürliche Eigenschaft der Waaren? Als Gebrauchswerthe werden sie nur ausgetauscht, weil sie *verschiedene*, *nicht gemeinsame* natürliche Eigenschaften haben. Diese Eigenschaften bilden den *Beweggrund* des Austausches, können aber nicht das *Verhältniß* bestimmen, in dem er stattfindet.

Sieht man vom Gebrauchswerth der Waarenkörper ab, dann bleibt ihnen nur noch *eine* Eigenschaft, die von *Arbeitsprodukten*.

Sieht man aber vom Gebrauchswerth der Produkte ab, dann sieht man auch ab von den verschiedenen bestimmten Formen der Arbeit, welche sie erzeugt hat; dann sind sie nicht mehr Produkte von Tischlerarbeit oder Spinnarbeit 2c., sondern nur Produkte *menschlicher Arbeit überhaupt*. Und als solche sind sie *Werthe*.

Eine Waare hat also nur einen Werth, weil menschliche Arbeit überhaupt in ihr vergegenständlicht ist. Wie nun die Größe ihres Werthes messen? Durch die Menge des in ihr enthaltenen Werthbildners, der Arbeit. Die Menge der Arbeit hat wieder ihren Maßstab in der Zeit.

Es könnte scheinen, daß, wenn die zur Verfertigung einer Waare verausgabte Zeit deren Werth bestimmt, je fauler und ungeschickter ein Mann, desto werthvoller seine Waare. Es handelt sich hier jedoch nicht um *individuelle*, sondern um *gesellschaftliche* Arbeit.

Erinnern wir uns, daß die Waarenproduktion ein System von Arbeiten darstellt, die, wenn auch unabhängig von einander, so doch in einem gesellschaftlichen Zusammenhang betrieben werden. „Die gesammte Arbeitskraft der Gesellschaft, die sich in den Werthen der Waarenwelt darstellt, gilt hier als eine und dieselbe menschliche Arbeitskraft, obgleich sie aus zahllosen individuellen Arbeitskräften besteht. Jede dieser individuellen Arbeitskräfte ist dieselbe menschliche Arbeitskraft, wie die andere, soweit sie den Charakter einer gesellschaftlichen Durchschnittsarbeitskraft besitzt und als solche gesellschaftliche Durchschnittsarbeitskraft wirkt, also in der Produktion einer Waare auch nur die im Durchschnitt nothwendige oder gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit braucht. Gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit ist Arbeitszeit, erheischt, um irgend einen Gebrauchswerth mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensivität der Arbeit darzustellen.“ Wechselt die Produktivkraft der Arbeit, so wechselt auch die gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit, so wechselt der Werth.

Die Zeit, die nothwendig ist, ein bestimmtes Produkt herzustellen, muß natürlich für den Menschen immer, unter jeder Produktionsweise von Interesse sein; ebenso muß sie immer, auch bei kommunistischen Produktionsweisen von Einfluß sein auf das Maß des Verhältnisses, in dem die verschiedenen Arten von Arbeit zusammenwirken.

Nehmen wir wieder das Beispiel einer indischen kommunistischen Dorfgemeinde. Sie beschäftige zwei Schmiede zur Herstellung ihrer Ackerbaugeräthe. Eine Erfindung steigere die Produktivität der Arbeit so, daß nur noch ein Schmied nöthig, um in einer gegebenen Zeit die erforderlichen Feldgeräthe herzustellen. Jetzt wird man nicht mehr zwei Schmiede mit dieser Arbeit betrauen, sondern nur einen; den anderen vielleicht zur Anfertigung von Waffen

oder Zierrathen verwenden. Die Produktivität der Feldarbeit dagegen bleibe die gleiche. Es muß ebensoviel Arbeitszeit, wie bisher, aufgewendet werden, um den Bedarf der Gemeinde an Feldfrüchten zu befriedigen, wie bisher.

Jedes Mitglied der Gemeinde wird unter diesen Umständen denselben Antheil an Feldfrüchten erhalten, wie bisher; aber ein Unterschied waltet jetzt ob: die Produktivität der Schmiedearbeit hat sich verdoppelt; für die Verfertigung der Ackerbaugeräthschaften entfällt jetzt nur noch ein Antheil, nicht zwei, an Feldfrüchten. Der Wechsel in der Beziehung der verschiedenen Arbeiten ist hier ein sehr einfacher, durchsichtiger. Er wird mystisch, sobald nicht Schmiedearbeit und Feldarbeit direkt zusammenwirken, sondern erst in ihren Produkten in Beziehung zu einander gebracht werden. Der Wechsel in der Produktivität der Schmiedearbeit erscheint dann als Wechsel im Austauschverhältniß des Produkts der Schmiedearbeit mit anderen Produkten, als Wechsel ihres Werthes.

Bereits Ricardo hatte erkannt, daß die Größe des Werthes einer Waare durch die auf ihre Herstellung verwendete Menge Arbeit bestimmt wird. Aber er durchschaute nicht den gesellschaftlichen Charakter der Arbeit, der in der Werthform der Waare versteckt ist, d. h. den Fetischismus der Waare. Ebensowenig schied er ausdrücklich und mit klarem Bewußtsein die Waarenwerth bildende Seite der Arbeit von ihrer Gebrauchswerth bildenden Seite. Den Fetischcharakter der Waare haben wir bereits dargelegt. Folgen wir jetzt Marx bei seiner Untersuchung des zwieschlächtigen Charakters der in den Waaren enthaltenen Arbeit.

Die Waare erschien uns als Gebrauchswerth und Werth. Ihr Stoff wird von der Natur geliefert. Ihr Werth wird durch Arbeit gebildet; aber ebenso ihr Gebrauchswerth. In welcher Weise bildet nun die Arbeit Werth, in welcher Gebrauchswerth?

Auf der einen Seite erscheint uns die Arbeit als produktive Ausgabe menschlicher Arbeitskraft überhaupt; auf der anderen

Seite als bestimmte, menschliche Thätigkeit zur Erreichung eines besonderen Zweckes. Die erstere Seite der Arbeit bildet das Gemeinsame jeder produktiven Thätigkeit des Menschen. Die zweite Seite ist bei den verschiedenen produktiven Thätigkeiten verschieden. Nehmen wir Feldarbeit und Schmiedearbeit, so ist es beiden gemein, daß sie Verausgabungen menschlicher Arbeitskraft überhaupt sind. Aber jede von ihnen ist verschieden in ihrem Zweck, ihrer Operationsweise, ihrem Gegenstand, ihren Mitteln, ihrem Ergebniß.

Die bestimmte, zweckgemäße menschliche Thätigkeit bildet den Gebrauchswerth. Ihre Verschiedenheit bildet die Grundlage der Waarenproduktion. Waaren werden nur ausgetauscht, wenn sie verschieden sind; Niemand wird Weizen gegen Weizen oder Sensen gegen Sensen austauschen; wohl aber Weizen gegen Sensen. Gebrauchswerthe können sich als Waaren nur gegenübertreten, wenn qualitativ (den Eigenschaften nach) verschiedene nützliche Arbeiten in ihnen stecken.

Als Werthe sind jedoch die Waaren nicht qualitativ, sondern quantitativ (der Zahl nach) verschieden. Sie werden ausgetauscht, weil sie verschieden sind als Gebrauchswerthe; sie werden beim Tausch verglichen und in ein gewisses Verhältniß miteinander gesetzt, weil sie gleich sind als Werthe. Nicht die Arbeit als bestimmte, zweckgemäße Thätigkeit in ihrer qualitativen Verschiedenheit kann den Werth bilden, sondern nur die Arbeit in ihrem in allen Arbeitszweigen gleichen Charakter als Verausgabung menschlicher Arbeitskraft überhaupt. Als solche Verausgabungen von Arbeitskraft sind die verschiedenen Arbeiten, wie die Werthe, nicht qualitativ, sondern nur quantitativ verschieden. Das heißt, in Bezug auf die Werthbildung wird jede Arbeit als einfache Durchschnittsarbeit betrachtet, als Verausgabung einfacher Arbeitskraft, wie sie im Durchschnitt jeder Mensch in seinem Organismus besitzt. Komplizirte Arbeit gilt in dieser Be-

ziehung nur als vervielfachte einfache Arbeit. Ein kleines Quantum komplizirter Arbeit wird einem größeren Quantum einfacher Arbeit gleichgesetzt. Entsprechend dem Charakter der Waarenproduktion ist der Vorgang ein gesellschaftlicher, aber gleichzeitig unbewußter, der die Verhältnisse der verschiedenen Arbeitsarten, jede auf einfache Arbeit zurückgeführt, zu einander feststellt. Es scheinen jedoch dem im Fetischismus der Waarenwelt Befangenen nicht gesellschaftliche, sondern natürliche Ursachen zu sein, welche die verschiedenen Arten der komplizirten Arbeit als vielfache der einfachen Arbeit erscheinen lassen. Eine Reihe kleinbürgerlicher Sozialisten, die den Werth „konstituiren," d. h. ein für allemal festsetzen wollten, um die Waarenproduktion von ihren „Schlacken zu reinigen" und zu verewigen, versuchten es, diese vermeintlich natürlichen Ursachen festzustellen und bei jeder Arbeit zu bestimmen, in welchem Maße sie Werth schaffe. (Vgl. Rodbertus' Normalwerkarbeitstag.) In Wirklichkeit sind diese Ursachen gesellschaftliche, die sich ununterbrochen ändern.

Es giebt wenige Gebiete, auf denen so viele irrthümliche Ansichten zu Tage traten, wie auf dem des Werthes. Einige hat Marx selbst richtig gestellt.

Namentlich ein Irrthum wird von Anhängern wie Gegnern der Marx'schen Theorien sehr gerne begangen; die Verwechslung von Werth und Reichthum. Man legt Marx sehr häufig den Ausspruch in den Mund: „Die Arbeit ist die Quelle alles Reichthums." Wer den bisherigen Ausführungen gefolgt ist, wird leicht einsehen, daß dieser Ausspruch in geradem Widerspruch zu den Grundlagen der Marx'schen Anschauungen steht und die Befangenheit im Fetischismus der Waarenwelt voraussetzt. Der Werth ist eine historische Kategorie, nur für die Periode der Waarenproduktion geltend; er ist ein gesellschaftliches Verhältniß. Der Reichthum ist dagegen etwas Stoffliches, setzt sich zusammen aus Gebrauchswerthen. Reichthum wird in allen Produktions-

weisen produzirt; es giebt einen Reichthum, der nur von der Natur geliefert ist, in dem gar keine Arbeit enthalten ist; es giebt keinen Reichthum, welcher durch die Wirksamkeit der menschlichen Arbeit allein entstanden wäre. „Arbeit ist nicht die einzige Quelle der von ihr produzirten Gebrauchswerthe," sagt Marx, „des stofflichen Reichthums. Die Arbeit ist sein Vater, wie William Petty sagt, und die Erde seine Mutter."

Mit dem Wachsthum der Produktivität der Arbeit wächst unter sonst gleichen Umständen der stoffliche Reichthum eines Landes; er nimmt mit ihr ab. Die Summe der vorhandenen Werthe kann gleichzeitig dieselbe bleiben, wenn die Menge der aufgewendeten Arbeit dieselbe ist. Eine günstige Ernte vermehrt den Reichthum eines Landes; die Summe der Waarenwerthe, welche diese Ernte repräsentirt, kann dieselbe sein, wie im Vorjahre, wenn die Menge der aufgewendeten gesellschaftlich nothwendigen Arbeit dieselbe geblieben.

Wenn Marx nicht gesagt hat, daß die Arbeit die Quelle alles Reichthums; wenn dieser Satz auf einer Vermengung von Gebrauchswerth und Waarenwerth beruht, dann werden alle Konsequenzen hinfällig, die man mit Bezug auf Marx an diesen Satz geknüpft. Man sieht jetzt aber auch, wie gänzlich unbegründet es ist, wenn manche Gegner von Marx ihm entgegenhalten, daß er die Rolle der Natur bei der Produktion übersehen habe. Wohl aber haben diese Gegner etwas übersehen, nämlich den Unterschied zwischen dem Waarenkörper und dem durch ihn repräsentirten gesellschaftlichen Verhältniß. „Wie sehr ein Theil der Oekonomen von dem der Waarenwelt anklebenden Fetischismus oder dem gegenständlichen Schein der gesellschaftlichen Arbeitsbestimmungen getäuscht wird, beweist u. A. der langweilig abgeschmackte Streit über die Rolle der Natur in der Bildung des Tauschwerthes. Da Tauschwerth eine bestimmte gesellschaftliche Manier ist, die auf ein Ding verwandte Arbeit auszudrücken,

kann er nicht mehr Naturstoff enthalten, als etwa der Wechselkurs."

Man sieht, Marx hat die Rolle der Natur bei der Produktion von Gebrauchswerthen nicht „übersehen." Wenn er sie aus der Werthbestimmung ausschied, so beruhte das nicht auf Vergeßlichkeit, sondern geschah auf Grund einer Einsicht in den gesellschaftlichen Charakter der Waarenproduktion, die denjenigen Oekonomen noch immer abgeht, welche die Gesetze der Gesellschaft aus einem Zustand der Gesellschaftslosigkeit, dem isolirten Menschen, ableiten.

Ein weiterer Irrthum, der in Bezug auf die Marx'sche Werththeorie ziemlich verbreitet ist, besteht in der Verwechslung der werthbildenden Kraft der Arbeit mit dem Werth der Arbeitskraft. Man muß diese beiden streng auseinanderhalten. Die Arbeit als die Quelle des Werthes, kann ebensowenig einen Werth haben, als die Schwere ein Gewicht, die Wärme eine Temperatur. Wir haben bisher nur von dem Werth gehandelt, den einfache oder komplizirte Arbeit bildet, nicht von dem Werth, den die Arbeitskraft besitzt, und der im Lohn des Arbeiters — des Trägers der Arbeitskraft — zum Ausdruck kommt.

Wir setzen bisher nur einfache Waarenproduktion und einfachen Waarentausch voraus. Die Arbeitskraft als Waare existirt bisher für uns noch nicht.

Von der menschlichen Arbeitskraft und ihrem Werth werden wir später noch ausführlicher handeln. Hier genüge der Fingerzeig, um vor einem Irrthum zu bewahren.

Die meisten Einwendungen gegen die Marx'sche Werththeorie beruhen auf solchen Irrthümern, soweit sie nicht Behauptungen widerlegen, die Marx nie aufgestellt, oder gar nur bloße Verdächtigungen sind, wie der beliebte Vorwurf des Marx'schen Dogmatismus.

Um sich vor solchen irrthümlichen Auffassungen zu bewahren, muß man sich stets den Charakter eines Gesetzes, wie das Werthgesetz eines ist, vor Augen halten.

Ein jedes naturwissenschaftliche oder gesellschaftliche Gesetz ist ein Versuch, Vorgänge in der Natur oder der Gesellschaft zu erklären. Aber kaum einer dieser Vorgänge wird durch eine einzige Ursache bedingt. Die verschiedensten und verwickeltsten Ursachen liegen den verschiedenen Vorgängen zu Grunde und diese Vorgänge selbst spielen sich nicht unabhängig von einander ab, sondern durchkreuzen sich in den verschiedensten Richtungen. Der Erforscher der Zusammenhänge in der Natur oder der Gesellschaft hat daher eine doppelte Aufgabe. Er muß erstens die verschiedenen Vorgänge von einander sondern, sie isoliren; er muß zweitens die Ursachen, welche diesen Vorgängen zu Grunde liegen, von einander sondern, die wesentlichen von den unwesentlichen, die regelmäßigen von den zufälligen. Beide Arten der Forschung sind nur möglich durch die Abstraktion. Der Naturforscher wird hierbei unterstützt durch eine Reihe unendlich vervollkommneter Instrumente und Methoden der Beobachtung und des Experiments. Der Erforscher der Gesellschaftsgesetze muß auf die letzteren ganz verzichten, und in Bezug auf die ersteren mit sehr unvollkommenen Hilfsmitteln vorlieb nehmen.

Durch die Abstraktion gelangt der Forscher zur Erkenntniß eines Gesetzes, das den Erscheinungen, die er erklären will, zu Grunde liegt. Ohne dessen Kenntniß können die betreffenden Erscheinungen nicht erklärt werden; aber keineswegs genügt dies eine Gesetz allein, um diese Erscheinungen völlig zu erklären. Eine Ursache kann durch eine andere geschwächt, ja in ihrer Wirkung völlig aufgehoben werden; es wäre jedoch falsch, aus einem solchen Fall schließen zu wollen, daß die Ursache überhaupt nicht bestehe. Die Gesetze des Falles gelten z. B. nur im luftleeren Raum: hier fallen ein Stück Blei und eine Feder gleich

schnell zu Boden. Im mit Luft erfüllten Raum ist das Ergebniß ein anderes, wegen des Widerstandes der Luft. Trotzdem ist das Fallgesetz richtig.

So ist es auch mit dem Werth. Sobald die Waarenproduktion zur herrschenden Form der Produktion geworden, mußte den bei dieser Produktionsweise Betheiligten die Gesetzmäßigkeit der Waarenpreise auffallen und dahin führen, daß man die Ursachen zu erforschen suchte, welche ihr zu Grunde lagen. Die Untersuchung der Waarenpreise führte zur Bestimmung der Werthgröße. Aber ebensowenig, als die Schwerkraft die einzig bestimmende Ursache der Erscheinungen des Falles ist, ebensowenig ist der Werth einer Waare die einzige Ursache ihres Preises. Marx weist selbst darauf hin, daß es Waaren giebt, deren Preis nicht nur zeitweilig, sondern stets unter ihrem Werth stehen kann. So sind z. B. Gold und Diamanten wahrscheinlich noch niemals zu ihrem vollen Werthe bezahlt worden. Auch die Waare Arbeitskraft kann unter gewissen Umständen dauernd unter ihrem Werth bezahlt werden.

Ja, Marx hat sogar nachgewiesen, daß in der kapitalistischen Produktionsweise, unter dem Einfluß des Profits, das Werthgesetz so beeinflußt wird, daß die Preise der meisten Waaren dauernd über oder unter ihrem Werth nicht blos stehen *können*, sondern stehen *müssen*. Trotzdem bleibt auch da das Werthgesetz in Kraft, ja, diese Abweichungen der Preise vom Werth können selbst wieder nur mit Hilfe des Werthgesetzes erklärt werden. Wir können hier darauf blos hinweisen, nicht es näher auseinandersetzen. Dazu gehört die Kenntniß der Gesetze des Kapitals und des Profits. Wir kommen später noch einmal darauf zurück.

Ein großer Theil der Einwendungen gegen die Marx'sche Werththeorie beruht auf der Verwechslung von Preis und Werth. Beide müssen streng auseinander gehalten werden.

Vor Allem aber darf man, wie schon ausgeführt, sich nicht vom Fetischcharakter der Waare blenden lassen; nicht die gesellschaftlichen Verhältnisse, die im Waarenkörper zum Ausdruck gelangen, für dessen natürliche Eigenschaften halten. Wenn man nie aus den Augen verliert, daß die Waarenproduktion eine Art gesellschaftlicher Produktion ist, bei der von den einzelnen Wirthschaftsbetrieben füreinander, wenn auch nicht miteinander produzirt wird, und daß der Werth der Waaren nicht ein Verhältniß von Dingen, sondern ein unter dinglicher Hülle verstecktes Verhältniß von Menschen zu einander darstellt, dann wird man auch wissen, wie man den Marx'schen Satz aufzufassen hat, der die Grundlage der Untersuchungen des „Kapital" bildet: „Es ist nur das Quantum gesellschaftlich nothwendiger Arbeit oder die zur Herstellung eines Gebrauchswerthes gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit, welche seine Werthgröße bestimmt."

3. Der Tauschwerth.

Die Größe des Werthes einer Waare wird bestimmt durch die zu ihrer Herstellung gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit. Aber die Werthgröße wird nicht dementsprechend ausgedrückt. Man sagt nicht: „Dieser Rock ist vierzig Arbeitsstunden werth," sondern sagt etwa: „Er ist so viel werth, wie 20 Ellen Leinwand oder 10 Gramm Gold."

Der Rock ist eben, für sich allein betrachtet, noch keine Waare; er wird erst eine solche, wenn ich ihn austauschen will. Es tritt demnach auch der Werth einer Waare nicht zu Tage, wenn ich ihn nicht mit dem einer anderen vergleiche, mit der ich jene auszutauschen gedenke. Die Werthgröße einer Waare wird wohl bestimmt durch die Menge der zu ihrer Herstellung gesellschaftlich nothwendigen Arbeit; aber sie wird ausgedrückt durch ihr Verhältniß zu der oder den Werthgrößen einer oder mehrerer

anderen Waaren, durch ihr Austauschverhältniß. Die bürgerliche Oekonomie nimmt jedoch vielfach an, daß es das Austauschverhältniß einer Waare sei, welches ihre Werthgröße bestimme.

Ein Beispiel wird den Widersinn dieser Anschauung klar machen. Nehmen wir einen Zuckerhut. Sein Gewicht ist von vorneherein gegeben, aber ich kann es nur ausdrücken durch Vergleichung mit dem Gewicht eines anderen Körpers, z. B. Eisen. Ich lege den Zuckerhut in die eine Wagschale einer Wage und in die andere eine entsprechende Anzahl von Stücken Eisen, jedes von einem bestimmten Gewicht, das wir z. B. ein Pfund nennen. Die Anzahl der Eisenstücke lehrt uns das Gewicht des Zuckers kennen; aber es wäre abgeschmackt, annehmen zu wollen, der Zucker sei z. B. deshalb zehn Pfund schwer, weil ich zehn Pfundgewichte in die andere Wagschale legte. Ich mußte vielmehr zehn solcher Gewichte in die Wagschale legen, weil der Zucker zehn Pfund schwer ist. Hier liegt der Sachverhalt klar zu Tage. Aber es verhält sich ebenso mit der Werthgröße und der Werthform.

Der Ausdruck für das Gewicht eines Körpers bietet manche Aehnlichkeit mit dem Werthausdruck einer Waare, d. h. der Form, in der wir ihre Werthgröße ausdrücken. Ein Hut Zucker ist zehn Pfund schwer, heißt eigentlich streng genommen, wenn wir unser Beispiel weiter führen, daß ein Hut Zucker ebenso schwer ist, wie die zehn bestimmten Stücke Eisen; ähnlich können wir von einem Rock sagen, er sei ebensoviel werth, als z. B. 20 Ellen Leinwand.

Wir könnten Eisen und Zucker nicht als Körper in ein gewisses Verhältniß zu einander setzen, wenn ihnen nicht eine natürliche Eigenschaft gemeinsam wäre: die Schwere; ebenso könnten wir Rock und Leinwand nicht als Waaren in ein Verhältniß zu einander bringen, wenn sie nicht eine gemeinsame gesellschaftliche Eigenschaft besäßen: die, Produkte allgemein menschlicher Arbeit zu sein, Werthe.

Eisen und Zucker spielen in der ersten Gleichung zwei verschiedene Rollen: ein Hut Zucker ist so schwer wie zehn Pfund Eisen. Der Zucker tritt hier als Zucker auf, das Eisen aber nicht als Eisen, sondern als Verkörperung der Schwere, als ihre Erscheinungsform. Wir sehen in dieser Gleichung nicht von den besonderen körperlichen Eigenschaften des Zuckers ab, wohl aber von denen des Eisens.

Eine ähnliche Erscheinung bietet uns die Gleichung: ein Rock = 20 Ellen Leinwand.

Beide, Rock wie Leinwand, sind Waaren, also Gebrauchswerthe und Werthe. Aber in der Werthform, im Tauschverhältniß tritt hier nur der Rock als Gebrauchswerth auf, die Leinwand dagegen nur als Erscheinungsform von Werth.

Ich kann das Gewicht des Zuckers nicht blos mit Eisengewichten abwiegen, sondern auch mit Messing- oder Bleigewichten 2c. So kann ich den Werth des Rockes nicht nur in Leinwand ausdrücken, sondern auch in jeder anderen Waare. In der Gleichung: ein Rock = 20 Ellen Leinwand, sehe ich daher von der besonderen Naturalform der Leinwand ganz ab, sie gilt, in diesem Verhältniß, wie schon gesagt, nur als Werth, als Verkörperung allgemein menschlicher Arbeit. Die Leinwand wird Erscheinungsform des Werthes des Rockes im Gegensatz zum Körper des Rockes. Der dem Rock, wie jeder anderen Waare innewohnende Gegensatz von Gebrauchswerth und Waarenwerth spiegelt sich im Werthausdruck wieder, innerhalb dessen seine Körperform als Rock nur als Gestalt von Gebrauchswerth, die Körperform der Waare Leinwand nur als Gestalt von Waarenwerth, als Werthform, gilt.

Aber dennoch ist der Gebrauchswerth der Waare, in der der Werth der anderen Waare ausgedrückt wird, — Marx nennt sie das Aequivalent*) — nicht gleichgiltig. Beide

*) Aequus (lateinisch) = gleich, valere = gelten, werth sein.

Waaren müssen verschieden sein. Die Gleichung ein Rock = ein Rock ist sinnlos.

Ich kann den Werth des Rockes nicht nur in Leinwand ausdrücken, sondern in jeder anderen von ihm verschiedenen Waare. Aber ich kann auch die Gleichung umdrehen, und den Werth der Leinwand, sowie auch den jeder anderen Waare, in Röcken ausdrücken. Ich kann die Gleichung aufstellen:

$$1 \text{ Rock} = \begin{cases} 20 \text{ Ellen Leinwand} \\ 10 \text{ Pfund Thee} \\ 40 \text{ Pfund Kaffee} \\ 5 \text{ Zentner Eisen} \\ 2 \text{ Scheffel Weizen} \\ \text{u. s. w.} \end{cases}$$

Ich kann sie aber auch umdrehen und sagen:

$$\left.\begin{array}{r} 20 \text{ Ellen Leinwand} \\ 10 \text{ Pfund Thee} \\ 40 \text{ Pfund Kaffee} \\ 5 \text{ Zentner Eisen} \\ 2 \text{ Scheffel Weizen} \\ \text{u. s. w.} \end{array}\right\} = 1 \text{ Rock}$$

Beide Gleichungen scheinen dasselbe zu sagen; sie sagen dasselbe, als blos *mathematische* Gleichungen betrachtet; als unterschiedene Ausdrucksformen des Werthes haben sie jedoch eine logisch und historisch verschiedene Bedeutung.

In den Anfängen der Waarenproduktion wurden nur hie und da gelegentlich und zufällig Produkte ausgetauscht.

Diese Periode kann bezeichnet werden durch eine einfache Werthgleichung, in der eine Waare nur mit *einer* anderen in ein gewisses Verhältniß gesetzt wird, z. B. ein Bronzehammer = 20 Pfund Steinsalz; diese Form nennt Marx die *einfache* oder *einzelne Werthform*. Sobald dagegen ein Arbeits-

produkt, z. B. Vieh, nicht mehr ausnahmsweise, sondern gewohnheitsmäßig mit anderen Arbeitsprodukten ausgetauscht wird, nimmt der Werthausdruck die Form der ersten der zwei eben angeführten Gleichungen an, also z. B.

$$1 \text{ Kuh} = \begin{cases} 2 \text{ Mäntel} \\ 1 \text{ Schwert} \\ 1 \text{ Gürtel} \\ 10 \text{ Sandalen} \\ 3 \text{ Becher} \\ \text{u. s. w.} \end{cases}$$

Diese Werthform, für die wir noch bei Homer Beispiele finden, nennt Marx die totale oder entfaltete Werthform.

Aber die Waarenproduktion entwickelt sich noch weiter. Es wächst die Zahl der Arbeitsprodukte, die zum Austausch, also als Waaren hergestellt werden, und der gewohnheitsmäßige Tausch erstreckt sich auf eine immer größere Anzahl der verschiedensten Waaren. Nicht nur Vieh, auch Schwerter, Gürtel, Becher &c. werden jetzt gewohnheitsmäßig ausgetauscht. Der gangbarste dieser Artikel, z. B. Vieh, wird derjenige, in dem die Werthe der Waaren am häufigsten ausgedrückt werden, bis er die einzige ist. Damit ist der Punkt erreicht, in welchem die zweite der oben angeführten Formeln in Wirksamkeit tritt, die allgemeine Werthform.

Betrachten wir die Aequivalentform in dieser Gleichung jetzt näher. Wie wir schon oben gesehen, erscheint die Aequivalentform als die Verkörperung menschlicher Arbeit überhaupt. Aber es war in den früheren Ausdrucksformen nur zufällig und vorübergehend, daß eine Waare so erschien. In der Gleichung 1 Rock = 20 Ellen Leinwand, gilt die Leinwand allerdings nur als Erscheinungsform von Werth. Aber wenn 20 Ellen Leinwand mit 1 Scheffel Weizen oder wieder mit einem Rock gleichgesetzt werden, so ist es jetzt Weizen oder ein Rock, der als Verkörperung all-

gemein menschlicher Arbeit auftritt, indeß die Leinwand wieder als Gebrauchswerth figurirt. Anders bei der allgemeinen Werthform. Jetzt dient eine einzige Waare als Aequivalent; diese ist allgemeines Aequivalent. Sie, wie alle anderen Waaren, ist nach wie vor Gebrauchswerth und Waarenwerth. Aber alle anderen Waaren treten ihr jetzt anscheinend nur als Gebrauchswerthe gegenüber, sie selbst gilt als die allgemeine und einzige Erscheinungsform des Werthes, als die allgemeine gesellschaftliche Verkörperung menschlicher Arbeit überhaupt. Sie selbst ist jetzt die Waare, die mit allen anderen Waaren unmittelbar austauschbar ist, und die deshalb auch Jeder nimmt. Auf der anderen Seite verlieren dadurch alle anderen Waaren die Fähigkeit und Möglichkeit, sich unmittelbar gegeneinander auszutauschen. Jeder Tausch zweier Waaren kann nur noch durch Vermittlung des allgemeinen Aequivalents vor sich gehen, in dem sich alle anderen Waarenwerthe spiegeln.

4. Der Waarenaustausch.

Soll ein Waarenaustausch vor sich gehen können, so müssen zwei Bedingungen eintreten: 1. Die auszutauschenden Produkte müssen Gebrauchswerthe sein für solche, die sie nicht besitzen, Nichtgebrauchswerthe für ihre Besitzer. 2. Die Austauschenden müssen sich gegenseitig als Privateigenthümer der auszutauschenden Waaren anerkennen. Das Rechtsverhältniß des Privateigenthums ist nur der Spiegel der Willensverhältnisse der austauschenden Personen, die durch die ökonomischen Verhältnisse bedingt werden. Die Menschen fingen nicht an, Waaren auszutauschen, weil sie sich gegenseitig als Privateigenthümer der veräußerlichen Dinge ansahen, sondern sie begannen sich gegenseitig als Privateigenthümer anzuerkennen, als sie in den Fall kamen, Waaren miteinander auszutauschen.

Die ursprünglichste Form, in der ein Arbeitsprodukt Nichtgebrauchswerth für seinen Besitzer wird, also die erste Form der Waare, ist die des Ueberschusses der Arbeitsprodukte über die Bedürfnisse ihres Besitzers. Diese Produkte werden noch nicht von vorneherein für den Tausch, sondern für den Selbstgebrauch produzirt. Sie werden erst Waaren durch den Tausch.

Was den zweiten Punkt anbelangt, die gegenseitige Anerkennung der Besitzer der veräußerlichen Dinge als ihrer Privateigenthümer, so ist diese nur möglich dort, wo sich von einander unabhängige Personen gegenübertreten. „Solch' ein Verhältniß wechselseitiger Fremdheit existirt jedoch nicht für die Glieder eines naturwüchsigen Gemeinwesens, habe es nun die Form einer patriarchalischen Familie, einer altindischen Gemeinde, eines Inkastaates u. s. w. Der Waarenaustausch beginnt, wo die Gemeinwesen enden, an den Punkten ihrer Berührung mit fremden Gemeinwesen oder Gliedern fremder Gemeinwesen. Sobald Dinge aber einmal im auswärtigen, werden sie auch (mit der Zeit) rückschlagend im inneren Gemeinleben zu Waaren."

In den Anfängen des Tausches zeigen sich Werthgröße und Werthform noch sehr wenig entwickelt. Das Verhältniß der Größen oder Mengen, in dem sich die Produkte austauschen, ist zunächst noch ein zufälliges und ungemein schwankendes. Aber der Produktenaustausch wird immer mehr ein regelmäßiger gesellschaftlicher Vorgang. Man beginnt nicht blos den Ueberschuß von Gebrauchswerthen über das eigene Bedürfniß hinaus zu vertauschen, sondern Gebrauchswerthe eigens zum Zweck des Austausches zu produziren. Damit wird das Verhältniß, in dem sie sich austauschen, immer mehr abhängig von ihren Produktionsbedingungen. Die Werthgröße einer Waare beginnt eine Größe zu werden, die bestimmt ist von der zu ihrer Herstellung nothwendigen Arbeitszeit.

Sobald man aber Arbeitsprodukte eigens zum Zweck des Austausches herstellt, muß auch der in der Waarennatur schlum-

mernde Gegensatz von Gebrauchswerth und Werth deutlich zum Vorschein kommen.

Dieser jeder Waare innewohnende Gegensatz findet, wie wir wissen, seinen Ausdruck in der Werthform. Im Ausdruck 20 Ellen Leinwand = 1 Rock, sagt uns die Leinwand selbst, daß sie Gebrauchswerth (Leinwand) und Werth (Rockgleiches) ist. Aber in der einfachen Werthform ist es noch schwierig, diesen Gegensatz festzuhalten, da die Waare, welche hier als Aequivalent, als Verkörperung menschlicher Arbeit überhaupt dient, diese Rolle nur vorübergehend einnimmt. In der entfalteten Werthform tritt der Gegensatz schon deutlicher zu Tage, da jetzt mehrere Waaren als Aequivalent dienen und dienen können, weil ihnen eines gemeinsam: die Eigenschaft von Arbeitsprodukten oder Werthen.

Aber je mehr der Waarenaustausch sich entwickelt, je mehr Arbeitsprodukte zu Waaren werden, desto nothwendiger wird ein *allgemeines* Aequivalent. In den Anfängen des Tausches tauscht jeder das, was er nicht braucht, unmittelbar gegen das aus, was er braucht. Das wird immer schwieriger, je mehr die Waarenproduktion die allgemeine Form gesellschaftlicher Produktion wird. Nehmen wir z. B. an, die Waarenproduktion sei bereits so weit entwickelt, daß die Schneiderei, Bäckerei, Fleischerei, Schreinerei selbstständige Gewerbe bilden. Der Schneider veräußert einen Rock an den Schreiner. Für den Schneider ist der Rock Nichtgebrauchswerth, für den Schreiner Gebrauchswerth. Aber der Schneider bedarf der Schreinerarbeit nicht. Er besitzt schon genügend Möbel. Die Stühle und Tische sind Nichtgebrauchswerthe für den Schreiner, aber auch für den Schneider. Andererseits braucht der Schneider Brot vom Bäcker, Fleisch vom Fleischer, denn die Zeiten sind vorbei, wo er zu Hause backte und Schweine mästete. Das Fleisch und Brot, die der Schneider bedarf, sind für Fleischer und Bäcker Nichtgebrauchswerthe, aber Bäcker und Fleischer brauchen im Augenblick keinen Rock; der Schneider steht also vor der Gefahr

zu verhungern, trotzdem er einen Abnehmer für seinen Rock gefunden hat. Was er braucht, ist eine Waare, die als allgemeines Aequivalent dient, die, als unmittelbare Verkörperung des Werthes, von vornherein Gebrauchswerth für Jedermann hat.

Dieselbe Entwicklung, welche dieses Aequivalent nothwendig macht, führt dessen Entstehung auch mit sich. Sobald verschiedene Waarenbesitzer verschiedene Artikel mit einander austauschten, mußte der Fall eintreten, daß mehrere der letzteren mit einer gemeinsamen Waarenart als Werthe verglichen wurden, daß sich also für sie ein gemeinsames Aequivalent fand. Anfangs diente eine Waare nur vorübergehend und zufällig als solches. Sobald es aber von Vortheil war, daß eine besondere Waare die allgemeine Aequivalentform annahm, mußte sich die Verbindung der Aequivalentform mit dieser Waare immer mehr befestigen. An welcher Waarenart die allgemeine Aequivalentform kleben blieb, das wurde durch die verschiedensten Umstände bestimmt. Schließlich sind es aber die edlen Metalle gewesen, die das Monopol errangen, als allgemeine Aequivalentform zu dienen, die Geld wurden. Zum Theil mag dies dadurch bewirkt worden sein, daß Schmuck und Schmuckmaterial von Anfang an wichtige Tauschartikel waren; hauptsächlich aber war dafür der Umstand entscheidend, daß die natürlichen Eigenschaften von Gold und Silber den gesellschaftlichen Funktionen (Verrichtungen) entsprechen, welche ein allgemeines Aequivalent zu versehen hat. Es sei hier nur auf die beiden Thatsachen hingewiesen, daß die edlen Metalle stets von gleicher Qualität sind und sich weder in der Luft noch im Wasser verändern, also praktisch unveränderlich sind, und daß sie nach Willkür getheilt und zusammengesetzt werden können. Sie eignen sich daher sehr gut zur Verkörperung unterschiedsloser, allgemein menschlicher Arbeit, zur Darstellung von Werthgrößen, deren Unterschiede nur solche der Zahl (quantitative), nicht der Eigenschaften (qualitative) sind.

Gold und Silber konnten das Monopol, als allgemeines Aequivalent zu dienen, nur erringen, weil sie den anderen Waaren als Waaren gegenübertraten. Sie konnten nur Geld werden, weil sie Waare waren. Das Geld ist weder die Erfindung eines oder mehrerer Menschen, noch ist es ein bloßes Werthzeichen. Der Werth des Geldes und seine bestimmten gesellschaftlichen Funktionen sind nicht etwas willkürlich Gemachtes. Die edlen Metalle wurden zur Geldwaare durch die Rolle, die sie als Waaren im Austauschprozeß spielten.

Zweites Kapitel.

Das Geld.

---

1. Der Preis.

Die erste Funktion des Geldes besteht darin, als Werthmaß zu dienen, der Waarenwelt das Material zu liefern, worin der Werth ausgedrückt wird.

Die Waaren werden nicht durch das Geld gleichartig und miteinander vergleichbar; sondern, weil sie als Werthe vergegenständlichte menschliche Arbeit, also an und für sich schon gleichartig sind, können sie als solche gemeinschaftlich in derselben bestimmten Waare gemessen werden, die sie dadurch in ihr gemeinsames Werthmaß oder in Geld verwandeln. Das Geld als Werthmaß ist die nothwendige Erscheinungsform des den Waaren innewohnenden Werthmaßes, der Arbeitszeit.*)

---

*) Gelegentlich dieser Darlegung macht Marx eine interessante Bemerkung über eine Utopie, die heute noch in vielen Köpfen spukt: „Die Frage," sagt er, „warum das Geld nicht unmittelbar die Arbeitszeit selbst repräsentirt, so daß z. B. eine Papiernote die Arbeitsstunden vorstellt, kommt ganz einfach auf die Frage heraus, warum auf Grundlage der Waarenproduktion die Arbeitsprodukte sich als Waaren darstellen müssen, denn die Darstellung der Waare schließt ihre Verdopplung in Waare und Geldwaare ein. Oder warum Privatarbeit nicht als unmittelbar gesellschaftliche Arbeit, als ihr Gegentheil, behandelt werden kann. Ich habe den seichten Utopismus eines „Arbeitsgeldes" auf Grund der Waarenproduktion

Der Werthausdruck einer Waare in der Geldwaare ist ihre Geldform oder ihr Preis. Z. B. 1 Rock = 10 Gramm Gold.

Der Preis der Waare ist etwas von ihren natürlichen Eigenschaften ganz Verschiedenes. Man kann ihn ihr nicht ansehen oder anfühlen. Der Waarenhüter muß ihn den Käufern mittheilen. Um aber den Werth einer Waare in der Goldwaare auszudrücken, d. h. um ihren Preis zu bestimmen, dazu ist wirkliches Geld nicht nothwendig. Der Schneider braucht kein Gold in der Tasche zu haben, um erklären zu können, daß der Preis des Rockes, den er feil bietet, 10 Gramm Gold beträgt. Als Werthmaß dient daher das Geld nur als gedachtes, als vorgestelltes Geld.

Aber trotzdem hängt der Preis nur von der wirklichen Geldwaare ab. Der Schneider kann — wir sehen hier natürlich von allen störenden Nebenumständen ab — den Preis seines Rockes nur dann auf 10 Gramm Gold beziffern, wenn in einer solchen Goldmenge ebensoviel gesellschaftlich nothwendige Arbeit verkörpert ist, wie im Rock. Drückt der Schneider den Werth seines Rockes nicht in Gold, sondern in Silber oder Kupfer aus, so wird auch der Preisausdruck ein anderer.

Wo zwei verschiedene Waaren als Werthmaße gelten, z. B. Gold und Silber, besitzen daher alle Waaren zwei verschiedene

---

anderswo ausführlich erörtert („Zur Kritik der politischen Oekonomie" 1859, S. 61 ff. Diese Stelle ist abgedruckt im Anhang der deutschen Ausgabe des „Elend der Philosophie" von Marx, 2. Aufl., Stuttgart 1892, S. 165). Hier sei noch bemerkt, daß z. B. das Owen'sche „Arbeitsgeld" ebensowenig „Geld" ist, wie etwa eine Theatermarke. Owen setzt unmittelbar vergesellschaftete Arbeit voraus, eine der Waarenproduktion diametral entgegengesetzte Produktionsform. Das Arbeitszertifikat konstatirt nur den individuellen Antheil des Produzenten an der Gemeinarbeit und seinen individuellen Anspruch auf den zur Konsumtion bestimmten Theil des Gemeinprodukts. Aber es fällt Owen nicht ein, die Waarenproduktion vorauszusetzen und dennoch ihre nothwendigen Bedingungen umgehen zu wollen!"

Preisausdrücke, Gold- und Silberpreise. Jeder Wechsel im Werthverhältniß von Gold zu Silber giebt zu Preisstörungen Anlaß. Die Verdopplung des Werthmaßes ist in der That ein Unding, ein Widerspruch gegen die Funktion des Geldes als Werthmaßstab. Wo immer man versuchte, gesetzlich zwei Waaren als Werthmaßstäbe festzusetzen, ist es denn auch thatsächlich immer nur eine gewesen, welche als Werthmaß fungirte.

Gold und Silber werden heute noch in mehreren Ländern nebeneinander gesetzlich als Werthmaßstäbe aufgestellt. Aber die Erfahrung hat diese Gesetzesbestimmungen stets ad absurdum geführt. Gold und Silber sind, wie jede Waare, beständigen Werthschwankungen ausgesetzt; wenn beide vom Gesetz als gleichberechtigt hingestellt werden, wenn man nach Belieben in dem einen oder dem anderen Metall zahlen kann, dann zahlt man in dem, dessen Werth sinkt, und verkauft das Metall, welches im Werth steigt, dort, wo es vortheilhaft verkauft werden kann, im Auslande. In Ländern, wo die Doppelwährung herrscht, der sogenannte Bimetallismus, funktionirt also thatsächlich stets nur die eine Art der Geldwaare als Werthmaßstab, und zwar diejenige, die im Werthe sinkt; die andere, die im Werthe steigt, mißt, wie jede andere Waare, ihren Preis in dem überschätzten Metall, funktionirt als Waare, nicht als Werthmaßstab. Je größer die Verschiebungen im Werthverhältniß zwischen Gold und Silber, desto stärker tritt der Widersinn des Bimetallismus zu Tage.*)

*) Die bimetallistische Agitation, die in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts noch sehr stark war, ist jetzt denn auch völlig aussichtslos geworden und völlig verstummt. Ein Land nach dem anderen geht zur Goldwährung über, so in den letzten Jahrzehnten Oesterreich (1892), Japan (1897), Rußland (1898), die Vereinigten Staaten (1900). In England ist sie schon seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts eingeführt, in Deutschland bekanntlich seit 1871, in den Niederlanden seit 1877. In Belgien, Frankreich, der Schweiz herrscht sie thatsächlich, wenn auch nominell dort noch die

Marx setzt im „Kapital“ der Einfachheit wegen Gold als einzige Geldwaare voraus. Gold wird auch thatsächlich immer mehr die Geldwaare in den Ländern der heutigen kapitalistischen Produktionsweise.*)

Im Preisausdruck ist jede Waare als eine bestimmte Menge Goldes vorgestellt. Es ist natürlich nothwendig, die verschiedenen Mengen Goldes, welche die verschiedenen Preise darstellen, auch untereinander zu messen, einen Maßstab der Preise herzustellen. Die Metalle besitzen einen solchen natürlichen Maßstab in ihren Gewichten. Die Gewichtsnamen der Metalle, Pfund, Livre (in Frankreich), Talent (im alten Griechenland), As (bei den Römern) ꝛc. bilden daher die ursprünglichen Namen der Einheiten des Maßstabes der Preise.

Neben seiner Funktion als Maß der Werthe lernen wir hier eine zweite Funktion des Geldes kennen: die als Maßstab der Preise. Als Werthmaß verwandelt das Geld die Werthe der Waaren in bestimmte vorgestellte Mengen Gold. Als Maßstab der Preise mißt es die verschiedenen Goldmengen an einer

---

Doppelwährung besteht. Auch die britischen und niederländischen Kolonien sind zur Goldwährung übergegangen. Den größten Vortheil vom Uebergang Deutschlands zur Doppelwährung zögen diejenigen, welche daselbst in der Zeit der Goldwährung Schulden kontrahirt haben, die sie dann in Silber bezahlen können. Die meisten solcher langhaftenden Schulden sind Hypothekenschulden. Daher das Interesse der Agrarier.

*) Man schätzte den Werth des Geldvorraths (Münzen und Barren) in edlen Metallen in den Ländern der modernen Produktionsweise

	Gold	Silber
1831	2232000000 Mark,	8280000000 Mark,
1880	13170000000 „	8406000000 „

Von 1880 bis 1908 wurden in den Münzen der Welt für 30 Milliarden Mark Goldmünzen und über 20 Milliarden Mark Silbermünzen geprägt.

Gold ist also heute die weitaus überwiegende Geldwaare.

bestimmten Goldmenge, die als Einheit angenommen wird, z. B. einem Pfund Gold.

Der Unterschied zwischen Maß der Werthe und Maßstab der Preise ist klar, wenn wir das Verhalten beider einem Werthwechsel gegenüber beobachten.

Nehmen wir an, die Maßeinheit des Maßstabes der Preise seien 10 Gramm Gold. Welches immer nun der Werth des Goldes, 20 Gramm Gold werden immer zweimal so viel werth sein, als 10 Gramm. Das Fallen oder Steigen des Goldwerthes hat also keine Wirkung auf den Maßstab der Preise.

Nehmen wir aber Gold als Maß der Werthe. Ein Rock sei gleich 10 Gramm Gold. Aber der Werth des Goldes wechsle; es wird eines Tages in derselben gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit doppelt so viel Gold erzeugt, als bisher. In der Produktivität der Schneiderarbeit ist aber keine Veränderung vorgegangen. Was geschieht? Der Preis des Rockes beträgt jetzt 20 Gramm Gold. Der Werthwechsel des Goldes äußert sich also fühlbar in seinem Funktioniren als Maß der Werthe.

Der Maßstab der Preise kann willkürlich bestimmt werden, ebenso wie z. B. die Längenmaße. Anderseits bedarf dieser Maßstab allgemeiner Giltigkeit. Anfangs konventionell, durch die herkömmlichen Gewichtsabtheilungen gegeben, wird er schließlich gesetzlich regulirt. Die verschiedenen Gewichtstheile der edlen Metalle erhalten offizielle Taufnamen, die von ihrem Gewicht verschieden sind. Wir sagen nicht 1/70 Pfund Goldes, sondern ein Zwanzigmarkstück. Die Preise werden jetzt nicht ausgedrückt in Goldgewichten, sondern in den gesetzlich giltigen Rechennamen des Goldmaßstabes.

Der Preis ist der Geldname der Werthgröße der Waare. Aber er ist gleichzeitig der Ausdruck des Austauschverhältnisses der Waare mit der Geldwaare, mit Gold. Der Werth einer Waare kann nie isolirt, für sich allein, zur Erscheinung kommen,

sondern stets nur im Austauschverhältniß mit einer anderen Waare. Dies Verhältniß kann aber noch durch andere Umstände beeinflußt werden, als durch die Werthgröße allein. Damit ist die Möglichkeit einer Abweichung des Preises von der Werthgröße gegeben.

Wenn der Schneider sagt, daß der Preis seines Rockes 10 Gramm Gold beträgt, oder in Rechennamen 30 Mark, so sagt er damit, daß er seinen Rock jederzeit gegen 10 Gramm Gold hergiebt. Aber er wäre sehr vorschnell, wenn er behaupten wollte, daß Jedermann sofort bereit sei, ihm 10 Gramm Gold für seinen Rock zu geben. Wohl ist die Verwandlung des Rockes in Gold unumgänglich nothwendig, wenn er seinen Zweck als Waare erfüllen soll. Die Waare verlangt nach Geld; die Preise sind feurige Liebesblicke, die sie dem glitzernden Galan zuwirft. Aber auf dem Waarenmarkt geht es nicht so zu, wie in den Romanen. Sie kriegen sich nicht immer. Manche Waare wird vom werbenden Gold sitzen gelassen und muß als Ladenhüter ein freudloses Dasein führen.

Sehen wir uns die Abenteuer der Waare in ihrem Verkehr mit dem Golde etwas näher an.

2. Verkauf und Kauf.

Begleiten wir unseren alten Bekannten, den Schneider, auf den Markt. Er tauscht den Rock, den er verfertigt, gegen dreißig Mark aus. Für diese Summe kauft er ein Fäßchen Wein. Wir haben da zwei einander entgegengesetzte Verwandlungen: zuerst die Verwandlung von Waare in Geld; dann Rückverwandlung von Geld in Waare. Aber die Waare am Ende des ganzen Vorganges ist eine andere, als die am Anfang desselben. Die erstere war Nichtgebrauchswerth für ihren Besitzer, die letztere ist Gebrauchswerth für ihn. Die Nützlichkeit der ersteren für ihn bestand

in ihrer Eigenschaft als Werth, als Produkt allgemein menschlicher Arbeit; in ihrer Austauschbarkeit mit einem anderen Produkt allgemein menschlicher Arbeit, mit Gold. Die Nützlichkeit der anderen Waare, des Weines, für ihn besteht in ihren körperlichen Eigenschaften, nicht als Produkt allgemein menschlicher Arbeit, sondern bestimmter Formen von Arbeit, der Winzerarbeit u. s. w.

Die Formel des einfachen Waarenkreislaufs lautet: Waare — Geld — Waare; das heißt, verkaufen, um zu kaufen.

Von den beiden Verwandlungen Waare — Geld und Geld — Waare ist die erste, wie bekannt, die schwierigste. Das Kaufen, wenn man Geld hat, bereitet geringen Kummer. Ungleich größeren das Verkaufen, um Geld zu erhalten. Und Geld ist unter der Herrschaft der Waarenproduktion für jeden Waarenbesitzer nothwendig; je mehr die gesellschaftliche Arbeitstheilung sich entwickelt, desto einseitiger seine Arbeit, desto vielseitiger seine Bedürfnisse.

Soll der „Saltomortale der Waare," ihre Verwandlung in Geld gelingen, dann ist vor Allem nothwendig, daß sie ein Gebrauchswerth ist, daß sie ein Bedürfniß befriedigt. Ist dies der Fall, gelingt ihr die Verwandlung in Geld, dann fragt es sich erst, in wie viel Geld?

Diese Frage berührt uns indeß hier nicht näher. Ihre Beantwortung gehört in die Untersuchung der Gesetze der Preise. Was uns hier interessirt, ist der Formwechsel: Waare — Geld, unbekümmert darum, ob jene dabei an Werthgröße einbüßt oder gewinnt.

Der Schneider wird seinen Rock los und bekommt sein Geld dafür. Nehmen wir an, er verkauft ihn an einen Landmann. Was von Seite des Schneiders Verkauf, ist von Seite des Landmannes Kauf. Jeder Verkauf ist ein Kauf und umgekehrt. Woher stammt aber das Geld des Landmannes? Er hat es für Korn eingetauscht. Verfolgen wir den Weg, den die Geld=

waare, das Gold, von ihrer Produktionsquelle, dem Bergwerk an, von einem Waarenbesitzer zum anderen zurückgelegt hat, so finden wir, daß jeder ihrer Besitzwechsel stets das Ergebniß eines Verkaufes gewesen ist.

Die Verwandlung Rock — Geld bildet, wie wir gesehen haben, das Glied nicht einer, sondern zweier Verwandlungsreihen. Die eine lautet: Rock — Geld — Wein. Die andere Korn — Geld — Rock. Der Beginn der Verwandlungsreihe einer Waare ist zugleich der Abschluß der Verwandlungsreihe einer anderen Waare. Ebenso umgekehrt.

Nehmen wir an, der Winzer kaufe für die 30 Mark, die er für seinen Wein erhalten, einen Kessel und Kohlen. Dann ist die Verwandlung Geld — Wein das letzte Glied der Reihe Rock — Geld — Wein, und das erste zweier anderer Reihen, Wein — Geld — Kohlen und Wein — Geld — Kessel.

Jede dieser Verwandlungsreihen bildet einen Kreislauf, Waare — Geld — Waare. Sie beginnt und endet mit der Waarenform. Aber jeder Kreislauf einer Waare verschlingt sich mit den Kreisläufen anderer Waaren. Die Gesammtbewegung dieser unzähligen sich ineinander verschlingenden Kreisläufe bildet die Waarenzirkulation.

Die Waarenzirkulation ist vom unmittelbaren Produktenaustausch oder einfachen Tauschhandel wesentlich verschieden. Der letztere wurde hervorgerufen durch das Anwachsen der Produktivkräfte über die Schranken des urwüchsigen Kommunismus hinaus. Durch den Produktenaustausch wurde das System gesellschaftlicher Arbeit über das Gebiet eines Gemeinwesens hinaus erweitert; er bewirkte, daß verschiedene Gemeinwesen und die Mitglieder verschiedener Gemeinwesen für einander arbeiteten. Aber der einfache Produktenaustausch bildete seinerseits wieder eine Schranke, als die Produktivkräfte sich immer mehr entwickelten, und diese wurde überwunden durch die Waarenzirkulation.

Der einfache Produktenaustausch erheischt, daß ich dem Abnehmer meiner Produkte gleichzeitig seine Produkte abnehme. Diese Schranke ist beseitigt in der Waarenzirkulation. Wohl ist jeder Verkauf gleichzeitig ein Kauf; der Rock kann nicht vom Schneider verkauft werden, ohne daß ihn ein Anderer, z. B. der Landmann, kauft. Aber es ist durchaus nicht nöthig, erstens, daß der Schneider gleich wieder kauft. Er kann das Geld in den Kasten legen und warten, bis es ihm gefällt, etwas zu kaufen. Er ist zweitens durchaus nicht gezwungen, jetzt oder später etwas von dem Landmanne zu kaufen, der von ihm den Rock kaufte, oder auf dem gleichen Markte zu kaufen, wo er verkauft. Die zeitlichen, örtlichen und individuellen Schranken des Produktenaustausches fallen also mit der Waarenzirkulation weg.

Aber noch ein anderer Unterschied zwischen Tauschhandel und Waarenzirkulation findet statt. Der einfache Produktenaustausch besteht in der Veräußerung überschüssiger Produkte und läßt die Produktionsformen des urwüchsigen Kommunismus zunächst unverändert, Produktionsformen, die unter direkter Kontrole der Betheiligten stehen.

Die Entwicklung der Waarenzirkulation macht hingegen die Produktionsverhältnisse immer verwickelter, unübersichtlicher, unkontrolirbarer. Die einzelnen Produzenten werden von einander immer unabhängiger, aber desto abhängiger werden sie von gesellschaftlichen Zusammenhängen, die sie nicht mehr kontroliren können, wie dies beim urwüchsigen Kommunismus der Fall war. Die gesellschaftlichen Mächte bekommen damit die Gewalt blindwirkender Naturkräfte, die, wenn in ihrem Walten gehindert, in ihrem Gleichgewicht gestört, sich in Katastrophen geltend machen, gleich Stürmen und Erdbeben.

Und schon entwickeln sich mit der Waarenzirkulation auch die Keime zu solchen Katastrophen. Die Möglichkeit, welche sie bietet, verkaufen zu können, ohne unmittelbar darauf kaufen zu

müssen, schließt schon die Möglichkeit von Absatzstockungen, von Krisen in sich ein. Aber die Produktivkräfte müssen sich über den Rahmen der einfachen Waarenzirkulation hinaus entwickeln, ehe die Möglichkeit zur Wirklichkeit wird.

3. Der Umlauf des Geldes.

Erinnern wir uns der Waarenkreisläufe, die wir im letzten Paragraphen verfolgt: Korn — Geld — Rock — Geld — Wein — Geld — Kohlen 2c. Der Fortgang dieser Kreisläufe theilt auch dem Geld eine Bewegung mit; aber diese ist kein Kreislauf. Das Geld, das vom Landmann ausgegangen, entfernt sich immer weiter von ihm. „Die dem Geld durch die Waarenzirkulation unmittelbar mitgetheilte Bewegungsform ist daher seine beständige Entfernung vom Ausgangspunkt, sein Lauf aus der Hand eines Waarenbesitzers in die eines anderen oder sein Umlauf."

Der Umlauf des Geldes ist die Folge des Kreislaufs der Waaren, nicht, wie man oft annimmt, dessen Ursache. Die Waare als Gebrauchswerth fällt bald — auf der Stufe der einfachen Waarenzirkulation, auf der wir jetzt in unserer Untersuchung stehen, wo von gewerbsmäßigem Handel und Wiederverkauf noch nicht die Rede, schon beim ersten Schritt ihres Laufes — aus der Zirkulation heraus, um in die Konsumtion einzugehen, und neuer Gebrauchswerth, aber gleicher Waarenwerth, tritt im Kreislauf an ihre Stelle. Im Kreislauf Korn — Geld — Rock verschwindet das Korn schon nach dem ersten Formwechsel Korn — Geld aus der Zirkulation, und gleicher Werth, aber verschiedener Gebrauchswerth kehrt zum Verkäufer des Korns zurück: Geld — Rock. Das Geld als Zirkulationsmittel fällt nicht aus der Zirkulation heraus, sondern treibt sich beständig in ihrem Bereich herum.

Es fragt sich nun, wie viel Geld die Waarenzirkulation erfordert.

Wir wissen bereits, daß jede Waare einer gewissen Geldmenge gleich gesetzt, also ihr Preis bestimmt wird, ehe sie noch mit dem wirklichen Geld in Berührung kommt. Es ist mithin der zu erzielende Preis jeder einzelnen Waare und die Summe der Preise aller Waaren von vornherein bestimmt — den Werth des Goldes als gegeben vorausgesetzt. Die Preissumme der Waaren ist eine bestimmte vorgestellte Goldsumme. Sollen die Waaren zirkuliren, so muß die vorgestellte Goldsumme in eine wirkliche verwandelt werden können; die Masse des zirkulirenden Goldes wird also bestimmt durch die Preissumme der zirkulirenden Waaren. (Man muß im Auge behalten, daß wir uns hier noch auf dem Gebiet der einfachen Waarenzirkulation bewegen, wo Kreditgeld, Ausgleichung der Zahlungen ꝛc. noch unbekannt sind.) Diese Preissumme schwankt, bei gleichbleibenden Preisen, mit der Masse der zirkulirenden Waaren; bei gleichbleibender Waarenmasse mit deren Preisen, einerlei, ob dies Schwanken durch ein Schwanken der Marktpreise hervorgerufen worden, oder durch einen Werthwechsel des Goldes oder der Waaren; einerlei, ob diese Preisschwankung alle oder nur einige Waaren betrifft.

Aber die Waarenverkäufe sind nicht immer zusammenhanglos, noch gehen sie alle gleichzeitig vor sich.

Nehmen wir wieder unser früheres Beispiel. Wir haben die Reihe der Formverwandlungen: 5 Hektoliter Korn — 30 Mark — 1 Rock — 30 Mark — 40 Liter Wein — 30 Mark — 20 Zentner Kohlen — 30 Mark. Die Preissumme dieser Waaren beträgt 120 Mark; zur Vollziehung der vier Verkäufe genügen aber 30 Mark, die viermal ihre Stelle wechseln, also vier Umläufe nacheinander vollziehen. Nehmen wir an, daß die genannten Verkäufe alle innerhalb eines Tages

stattgefunden, so haben wir als Masse des als Zirkulationsmittel in einem gewissen Zirkulationsbereich während eines Tages fungirenden Geldes $\frac{120}{4} = 30$ Mark, oder im Allgemeinen ausgedrückt: $\frac{\text{Preissumme der Waaren}}{\text{Umlaufsanzahl gleichnamiger Geldstücke}} =$ Masse des als Zirkulationsmittel während eines bestimmten Zeitabschnittes fungirenden Geldes.

Die Umlaufszeit der verschiedenen Geldstücke in einem Lande ist natürlich eine verschiedene; das eine bleibt Jahre lang im Kasten liegen, das andere vollbringt in einem Tag vielleicht dreißig Umläufe. Aber ihre *durchschnittliche* Umlaufsgeschwindigkeit ist doch eine bestimmte Größe.

Die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes ist bedingt durch die Schnelligkeit des Kreislaufs der Waaren. Je rascher die Waaren aus der Zirkulation verschwinden, um konsumirt zu werden, und je rascher sie durch neue Waaren ersetzt werden, um so schneller auch der Umlauf des Geldes. Je langsamer der Kreislauf der Waaren, desto langsamer der Umlauf des Geldes, desto weniger Geld bekommt man zu sehen. Leute, deren Blick nur an der Oberfläche haftet, glauben dann, es sei zu wenig Geld da und der Mangel an Geld erzeuge die Zirkulationsstockung. Dieser Fall ist zwar auch möglich, kommt aber heutzutage für längere Perioden kaum vor.

4. Die Münze. Das Papiergeld.

Für den Verkehr war es natürlich eine große Unbequemlichkeit, wenn bei jedem Verkauf und Kauf der Gehalt und das Gewicht jedes einzutauschenden Stückes Geldmetall geprüft werden mußte. Dem wurde abgeholfen, sobald eine allgemein anerkannte Autorität das richtige Gewicht und den richtigen Gehalt jedes

Metallstückes garantirte. So wurden aus Metallbarren vom Staate hergestellte Metallmünzen.

Die Münzgestalt des Geldes entspringt aus seiner Funktion als Zirkulationsmittel. Hat aber das Geld einmal Münzgestalt angenommen, dann erhält diese bald im Bereich des Zirkulationsprozesses ein selbständiges, vom Münzgehalt unabhängiges Dasein. Die Bescheinigung des Staates, daß ein Münzzeichen eine gewisse Menge Gold enthalte oder ihr gleich sei, genügt bald unter gewissen Umständen, um das Münzzeichen als Zirkulationsmittel ebenso, wie das volle und wirkliche Goldquantum fungiren zu lassen.

Schon der Umlauf der Geldstücke selbst bewirkt dies. Je länger ein Geldstück im Umlauf, desto mehr nutzt es sich ab, sein angeblicher und wirklicher Gehalt unterscheiden sich immer mehr von einander; ein altes Geldstück ist leichter, als eines, das eben erst aus der Münze gekommen — trotzdem können beide unter gewissen Umständen als Zirkulationsmittel gleiche Werthe darstellen.

Noch schärfer zeigt sich der Unterschied zwischen angeblichem und wirklichem Gehalt in der Scheidemünze. Sehr oft bildeten niedrigere Metalle, z. B. Kupfer, das erste Geld, welche später durch edle Metalle verdrängt wurden. Das Kupfer, und nach Einführung der Goldwährung das Silber, hörten auf, Werthmesser zu sein, aber die Kupfer- und Silbermünzen fungirten nach wie vor als Zirkulationsmittel im kleinen Verkehr. Sie entsprachen jetzt bestimmten Gewichtstheilen von Gold; der Werth, den sie darstellten, änderte sich in demselben Verhältniß, wie der des Goldes, er blieb unberührt von den Schwankungen des Silber- und Kupferwerthes. Es zeigt sich, daß unter diesen Umständen ihr Metallgehalt von keinem Einfluß ist auf ihre Funktion als Münze, daß man willkürlich durch Staatsgesetze bestimmen kann, welche Menge Goldes von einer Kupfer- oder Silbermünze dargestellt werden soll. Von da an war nur ein Schritt dazu, an Stelle der Metallmarke eine Papiermarke zu

setzen, gesetzlich einen werthlosen Papierzettel einer gewissen Menge Goldes gleichzusetzen.

So entstand das Staatspapiergeld — nicht zu verwechseln mit dem Kreditgeld, das aus einer anderen Geldfunktion erwachsen ist.

Papiergeld kann Goldgeld nur als Zirkulationsmittel ersetzen, nicht als Werthmesser, es kann es nur ersetzen, insofern es bestimmte Goldmengen darstellt. Für das Papiergeld als Zirkulationsmittel gelten dieselben Gesetze, wie für das Metallgeld, an dessen Stelle es tritt. Das Papiergeld kann nie eine größere Goldmenge ersetzen, als von der Waarenzirkulation aufgesogen werden kann. Wenn die Waarenzirkulation eines Landes 100 Millionen Mark in Gold bedarf, und der Staat 200 Millionen Mark in Papier in Umlauf setzt, so wird dies zur Folge haben, daß ich z. B. mit zwei Zwanzigmark-Scheinen nur so viel kaufen kann, wie mit einem Goldstück von zwanzig Mark. Die in Papiergeld ausgedrückten Preise stellen sich in diesem Falle doppelt so hoch, als die Goldpreise. Das Papiergeld wird entwerthet durch das Uebermaß seiner Ausgabe. Dies findet augenblicklich in Rußland statt, wo das massenweise ausgegebene Staatspapiergeld seit mehr als 50 Jahren fortwährend unter dem Metallwerth steht, den es darstellen soll. Das großartigste Beispiel solcher Papiergeldentwerthung in Folge übermäßiger Ausgabe bilden die Assignaten der großen französischen Revolution, von denen über 45 581 Millionen Franken in sieben Jahren (1790 bis März 1797) in Umlauf gesetzt und in Folge davon schließlich total werthlos wurden.

5. Weitere Funktionen des Geldes.

Wir haben die Entstehung der einfachen Waarenzirkulation verfolgt, und gesehen, wie sich mit dieser die Funktionen des Geldes als Werthmaß und Zirkulationsmittel entwickelten. Das Geld bleibt jedoch auf diese Funktionen nicht beschränkt.

Mit der Waarenzirkulation selbst entwickelt sich die Nothwendigkeit und die Gier, die Geldwaare, das Gold, festzuhalten und aufzuspeichern. Die Eigenthümlichkeiten des Geldes entsprechen den Eigenthümlichkeiten der Waarenproduktion: so wie diese eine Form ist, worin gesellschaftliche Produktion von unabhängigen Privatproduzenten betrieben wird, so ist das Geld eine gesellschaftliche Macht, die aber nicht die Macht der Gesellschaft ist, sondern Privateigenthum eines Jeden werden kann. Je größer die Summe Geldes, über die man verfügt, desto größer die gesellschaftliche Macht, die Güter und Genüsse, die Arbeitsprodukte Anderer, über die man verfügt. Gold kann Alles, es ist die einzige Waare, die Jeder gebrauchen kann, Jeder nimmt. So erwacht und wächst mit der Waarenzirkulation die Gier nach Gold.

Aber die Ansammlung von Geld wird mit der Entwicklung der Waarenproduktion nicht nur eine Leidenschaft, sondern auch eine Nothwendigkeit. Je mehr Produkte zu Waaren werden, je weniger man zum Selbstgebrauch erzeugt, desto nothwendiger der Besitz von Geld, um überhaupt leben zu können. Ich muß unaufhörlich kaufen, und um kaufen zu können, muß ich verkauft haben; aber die Produktion der Waaren, die ich verkaufe, braucht Zeit, ihr Verkauf hängt vom Zufall ab. Um die Waarenproduktion im Gang zu halten, um während des Produzirens leben zu können, muß ich einen Geldvorrath besitzen. Ein solcher ist auch nothwendig zur Ausgleichung von Stockungen in der Zirkulation. Wir haben oben gesehen, daß die Menge des zirkulirenden Geldes abhängig ist von den Preisen der Waaren, ihrer Menge und der Geschwindigkeit ihres Kreislaufes. Jeder dieser Faktoren ändert sich unaufhörlich, die zirkulirende Geldmasse ist daher in beständigem Schwanken begriffen. Wo kommt das Geld her, das nöthig wird, wohin fließt das Geld ab, das überflüssig wird? Geldschätze, welche sich an den verschiedensten

Punkten anhäufen, bilden Sammelbecken, welche bald Geld aufnehmen, bald wieder abgeben und so Störungen im Zirkulationsprozeß ausgleichen.

In den Anfängen der Waarenzirkulation werden, wie beim einfachen Tausch, stets zwei Waaren unmittelbar ausgetauscht, nur mit dem Unterschied, daß jetzt die eine Waare stets allgemeines Aequivalent, Geldwaare, ist. Mit der Entwicklung der Waarenzirkulation erstehen jedoch Verhältnisse, durch welche die Veräußerung der Waare von dem Empfang der ihrem Preis entsprechenden Geldsumme zeitlich getrennt wird. Es treten jetzt Umstände ein, die veranlassen, daß man eine Waare früher bezahlt, ehe man sie erhalten hat, oder, was öfter der Fall, daß man sie erst später bezahlt. Ein Beispiel sei der Erläuterung wegen angeführt. Nehmen wir einen italienischen Seidenweber, etwa aus dem 13. Jahrhundert. Er bezieht die Seide, die er verarbeitet, aus seiner Nachbarschaft. Aber die Seidenstoffe, die er webt, gehen nach Deutschland; ehe sie an Ort und Stelle ankommen und verkauft sind und der Erlös nach Italien zurückgewandert ist, vergehen 3—4 Monate. Der Seidenweber hat einen Seidenstoff fertig gemacht; gleichzeitig sein Nachbar, der Seidenspinner, eine gewisse Menge Seide. Der Seidenspinner verkauft seine Waare augenblicklich an den Seidenweber; dieser bekommt seinen Erlös für seine Waare erst nach vier Monaten. Was geschieht? Der Weber kauft die Seide, bezahlt sie aber erst nach vier Monaten. Käufer und Verkäufer erhalten jetzt ein anderes Ansehen. Der Verkäufer wird Gläubiger, der Käufer Schuldner. Aber auch das Geld erhält jetzt eine neue Funktion. Es vermittelt im jetzigen Falle nicht die Zirkulation der Waare, es schließt ihren Kreislauf selbständig ab. Es ist in dieser Funktion nicht Zirkulationsmittel, sondern Zahlungsmittel, Mittel, einer eingegangenen Verpflichtung zur Lieferung einer Summe von Werthen nachzukommen.

Eine solche Verpflichtung braucht aber nicht immer aus dem Zirkulationsprozeß der Waaren hervorzugehen. Je mehr die Waarenproduktion sich entwickelt, desto größer das Bestreben, Lieferungen von bestimmten Gebrauchswerthen in die Lieferung von Geld, der Form des allgemeinen Werthes, zu verwandeln. Naturalabgaben an den Staat werden in Geldsteuern verwandelt, Naturallieferungen an Beamte in Geldgehalte u. s. w. Die Funktion des Geldes als Zahlungsmittel greift jetzt über die Waarenzirkulation hinaus.

Kehren wir zu unserem Seidenweber zurück. Er kauft Seide vom Seidenspinner, ohne sie augenblicklich bezahlen zu können. Aber in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf. Der Seidenspinner denkt sich: was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen. Er läßt sich daher vom Seidenweber eine Anweisung geben, in der dieser sich verpflichtet, eine der Preissumme der verkauften Seide entsprechende Geldsumme nach vier Monaten zu bezahlen. Aber der Seidenspinner hat seinerseits Zahlungen zu leisten, ehe die vier Monate um sind. Da er kein baares Geld besitzt, zahlt er mit der Anweisung des Seidenwebers. Diese fungirt jetzt also als Geld; eine neue Sorte von Papiergeld entsteht: Kreditgeld (Wechsel, Checks u. s. w.).

Noch ein anderer Fall kann eintreten: Der Seidenweber habe Seide im Betrag von 5 Dukaten vom Seidenspinner gekauft. Dieser kaufte aber bei einem Goldschmied für seine Frau ein Armband um 6 Dukaten. Gleichzeitig habe dieser dem Seidenweber Seidenstoffe im Werthe von 4 Dukaten abgenommen. Die Zahlungen werden gleichzeitig fällig. Alle Drei, der Spinner, der Weber und der Goldschmied, treffen zusammen. Ersterer hat letzterem 6 Dukaten zu zahlen, gleichzeitig aber 5 Dukaten vom Seidenweber zu fordern. Er zahlt dem Goldschmied einen Dukaten und verweist ihn wegen des Restes an den Seidenweber. Dieser soll aber vom Goldschmied 4 Dukaten erhalten; er zahlt ihm

daher nur einen. So sind durch gegenseitige Ausgleichung drei Zahlungen im Gesammtbetrage von 15 Dukaten mit blos zwei Dukaten bewerkstelligt worden.

Natürlich spielen sich die Vorgänge in der Wirklichkeit nicht so einfach ab, wie hier angenommen. Thatsächlich gleichen sich aber die Zahlungen der Waarenverkäufer untereinander zum Theil aus, und zwar in immer steigendem Maße mit der Entwicklung der Waarenzirkulation. Die Konzentrirung der Zahlungen an wenigen Plätzen und zu bestimmten Zeitpunkten entwickelt eigene Anstalten und Methoden dieser Ausgleichung, z. B. die virements im mittelalterlichen Lyon. Die Girobanken, Clearinghouses, Kassenvereine, die demselben Zwecke dienen, sind bekannt. Nur Zahlungen, die sich nicht ausgleichen, müssen in Geld geleistet werden.

Das Kreditsystem läßt die Schatzbildung als selbständige Form der Bereicherung verschwinden. Wer seinen Reichthum erhalten sehen will, braucht sein Geld nicht mehr in der Erde oder in Kisten und Truhen zu verbergen, sobald das Kreditsystem sich entwickelt. Er kann das Geld ausleihen. Auf der anderen Seite nöthigt das Kreditsystem zu zeitweiliger Schatzbildung, zur Ansammlung von Geldsummen, die am Zahltag zur Zahlung von fälligen Schulden dienen.

Aber nicht immer gelingt die Ansammlung eines solchen Schatzes. Erinnern wir uns unseres Seidenwebers. Er hat versprochen, nach vier Monaten zu zahlen, weil er bis dahin seine Waare verkauft zu haben hofft. Aber nehmen wir an, daß er keinen Käufer für seine Waare findet, also nicht zahlen kann. Der Seidenspinner rechnet aber auf diese Zahlung; er hat sich im Vertrauen auf sie ebenfalls zu Zahlungen verpflichtet, vielleicht an den Goldschmied, dieser wieder an andere; wir sehen, die Zahlungsunfähigkeit des Einen zieht die Zahlungsunfähigkeit Anderer nach sich, und zwar in um so höherem Grade, je mehr das System aufeinander und auseinander folgender Zahlungen

und deren Ausgleichung entwickelt ist. Nun nehme man an, nicht ein Produzent, sondern eine Reihe von Produzenten sei, etwa in Folge allgemeiner Ueberproduktion, nicht im Stande, ihre Waaren zu verkaufen. Ihre Zahlungsunfähigkeit zieht die Zahlungsunfähigkeit Anderer nach sich, die ihre Waaren schon verkauft haben. Die Zahlungsanweisungen werden werthlos, alles verlangt nach blankem Geld, dem allgemeinen Aequivalent; ein allgemeiner Geldmangel, eine Geldkrise entsteht, die von einer gewissen Höhe der Entwicklung des Kredits an die nothwendige Begleiterin jeder Produktions- oder Handelskrise ist. Sie zeigt am deutlichsten, daß unter dem System der Waarenproduktion das Geld durch bloße Anweisungen auf Waaren nicht ersetzbar ist.

Das Geld hat zweierlei Gebiete der Zirkulation: den inneren Markt der jeweiligen Staatswesen und den Weltmarkt. Die Form von Münze und Werthzeichen besitzt das Geld nur innerhalb eines Landes, nicht aber im Verkehr von einem Land zum andern. Auf dem Weltmarkt nimmt es wieder seine ursprüngliche Gestalt an, die von Barren edlen Metalls, Gold und Silber. Beide dienten bisher auf dem Weltmarkt als Werthmaß, während im Bereich der inneren Zirkulation eines Landes nur eine Geldwaare als Maß der Werthe wirklich fungiren kann.

Man kann übrigens sagen, daß, seitdem Marx sein „Kapital" geschrieben, das Gold die unverkennbare Tendenz erhalten hat, die einzige Geldwaare auch auf dem Weltmarkt zu werden.

Die hauptsächliche Funktion des Weltgeldes ist die als Zahlungsmittel, zur Ausgleichung der internationalen Bilanzen — Ueberschüsse und Defizite der Ein- und Ausfuhr.

Drittes Kapitel.

Die Verwandlung von Geld in Kapital.

---

1. Was ist Kapital?

Wir haben im zweiten Kapitel die Entwicklung der Waarenzirkulation aus dem Produktenaustausch verfolgt.

Gehen wir jetzt einen Schritt weiter. Unter der einfachen Waarenzirkulation verkauft der Waarenbesitzer seine Waaren, um andere zu kaufen. Aber mit der Zeit entwickelt sich aus dieser Form der Zirkulation der Waaren eine neue Bewegungsform: kaufen, um zu verkaufen. Die Formel der einfachen Waarenzirkulation lautet, wie wir wissen, Waare — Geld — Waare; die Formel der neuen Zirkulationsform lautet Geld — Waare — Geld.

Vergleichen wir beide Formeln miteinander.

Die Bewegung Waare — Geld — Waare hat zum Ziel den Konsum. Ich verkaufe eine Waare, die Nichtgebrauchswerth für mich, um andere erlangen zu können, die für mich Gebrauchswerthe darstellen. Der Kreislauf Waare — Geld — Waare ist ein in sich abgeschlossener. Das im Verkauf gelöste Geld wird in eine Waare verwandelt, die konsumirt wird, die aus der Zirkulation fällt. Das Geld selbst ist ein für alle Mal ausgegeben, es entfernt sich in seinem Lauf von seinem früheren Besitzer. Die Waare, mit der der Kreislauf endete, ist unter den für die einfache Waarenzirkulation normalen Umständen, und

nur um solche kann es sich hier handeln, an Werth gleich derjenigen, mit welcher der Kreislauf begann.

Anders der Kreislauf Geld — Waare — Geld. Dieser hat nicht den Konsum zum Zweck; was am Schluß des Kreislaufs steht, ist nicht Waare, sondern Geld. Das Geld, das in dessen Beginn in die Zirkulation geworfen worden, ist nicht ausgegeben, sondern blos vorgeschossen. Es kehrt wieder zu seinem ursprünglichen Besitzer zurück. Der Kreislauf selbst ist kein in sich abgeschlossener, er treibt über sich selbst hinaus; das Geld, das vorgeschossen worden, kehrt zurück, um wieder von Neuem in die Zirkulation geworfen zu werden und wieder zurückzukehren, damit sich das Spiel endlos wiederhole. Die Bewegung des Geldes, die durch den Kreislauf Geld — Waare — Geld erzeugt wird, ist eine maßlose.

Welches ist aber die Triebkraft dieser Bewegung? Der Beweggrund des Kreislaufs Waare — Geld — Waare ist klar; erscheint dagegen der Kreislauf Geld — Waare — Geld nicht sinnlos? Wenn ich eine Bibel verkaufe, um mir für den Erlös Brot zu kaufen, so ist die Waare am Ende des Kreislaufs eine andere, als die am Anfang, wenn auch ihr Werth derselbe. Die eine stillt meinen geistigen Hunger, nützt mir aber sehr wenig, wenn dieser gestillt ist, wenn ich z. B. die Bibel auswendig kenne, aber keine Mittel besitze, meinen leiblichen Hunger zu stillen. Wenn ich aber für 100 Mark Kartoffeln kaufe, um sie wieder für 100 Mark zu verkaufen, so bin ich am Ende so weit, wie am Anfang; der ganze Vorgang hat weder Zweck noch Vortheil. Ein solcher läge nur darin, wenn die Geldsumme am Ende der Transaktion eine andere wäre, als die am Anfang. Eine Geldsumme unterscheidet sich aber von der anderen nur durch ihre Größe. Der Kreislauf Geld — Waare — Geld hat also nur dann einen Zweck, wenn die Geldsumme, mit der er endet, eine größere ist, als die, mit der er beginnt. Und diese

Vermehrung der Geldsummen ist denn auch in der That das treibende Motiv des Kreislaufs. Wer kauft, um zu verkaufen, kauft, um theurer zu verkaufen. Der Kreislauf Geld — Waare — Geld verläuft nur normal, wenn die Geldsumme am Ende eine größere ist, wie zu dessen Beginn. Der Kreislauf Waare — Geld — Waare geht hingegen, wie wir wissen, nur dann normal vor sich, wenn der Werth der Waare, mit der er schließt, der gleiche, wie der der Waare, mit der er beginnt.

Jeder Kauf ist ein Verkauf und umgekehrt. Der Kreislauf Geld — Waare — Geld scheint daher auf dasselbe hinauszulaufen, wie der Kreislauf Waare — Geld — Waare. Wir sehen aber jetzt schon, daß beide Kreisläufe von einander wesentlich verschieden sind.

Wenn ich, um bei unserem Beispiel zu bleiben, Kartoffeln um 100 Mark kaufe, um sie wieder zu verkaufen, so thue ich das mit der Absicht, sie theurer zu verkaufen, vielleicht um 110 Mark, d. h. 100 + 10 Mark, also, allgemein gesprochen, um eine Summe, gleich der ursprünglichen, vermehrt um einen Zusatz. Bezeichnen wir die Waare mit W, die ursprüngliche Geldsumme mit G, die zusätzliche Geldsumme mit g, so können wir die vollständige Formel in folgender Weise darstellen:

$$G — W — (G + g).$$

Dieses g, den zusätzlichen Werth, der über den ursprünglich vorgeschossenen Werth am Ende dieses Kreislaufs zu Tage tritt, nennt Marx den Mehrwerth. Dieser ist mit seinen Erscheinungsformen, Profit, Zins u. s. w., ebensowenig zu verwechseln, als der Werth mit dem Preis. Es handelt sich bisher in unserer Darstellung noch vielfach nur um die Grundlagen, nicht um die Erscheinungsformen der ökonomischen Kategorien. Dies, um Mißverständnisse zu vermeiden.

Der Mehrwerth bildet die bestimmende Eigenthümlichkeit des Kreislaufs G — W — (G + g). Der Werth, der sich in dieser

Form des Kreislaufs bewegt, erhält durch den Mehrwerth selbst einen neuen Charakter, er wird — Kapital.

Nur in dieser Bewegung kann das Kapital begriffen werden. Es ist Mehrwerth heckender Werth. Wer von dieser Bewegung absieht, und das Kapital als ruhendes Ding erfassen will, wird stets auf Widersprüche stoßen. Daher die Konfusion in den herkömmlichen Lehrbüchern über den Begriff des Kapitals, über die Frage, welche Dinge als Kapital aufzufassen sind. Der eine definirt es als Werkzeug — da kommen wir zum Kapitalisten der Steinzeit, ja, der Affe, der mit einem Stein Nüsse aufschlägt, ist auch schon Kapitalist; ebenso wird der Stock des Vagabunden, mit dem dieser Früchte vom Baum schlägt, zum Kapital, der Vagabund selbst zum Kapitalisten. Andere definiren das Kapital als aufgespeicherte Arbeit, wodurch Hamstern und Ameisen die Ehre zu Theil wird, als Kollegen von Rothschild, Bleichröder und Krupp zu figuriren. Einige Oekonomen gar haben Alles, was die Arbeit fördert und produktiver macht, zum Kapital gerechnet, den Staat, das Wissen des Menschen, seine Seele.

Es ist klar, daß solche allgemeine Definitionen nur zu Gemeinplätzen führen, die in Kinderfibeln ganz erbaulich zu lesen sind, jedoch unsere Erkenntniß der menschlichen Gesellschaftsformen, ihrer Gesetze und Triebfedern, nicht im mindesten fördern. Erst Marx hat den Gemeinplatz aus der politischen Oekonomie völlig verbannt, der vor ihm in manchen ihrer Gebiete fast unumschränkt herrschte. Besonders gilt dies für das Gebiet der Darlegung der Eigenthümlichkeiten des Kapitals.

Wir haben gesehen, daß Kapital Mehrwerth heckender Werth ist, seine allgemeine Formel die: G — W — (G + g). Aus dieser geht schon hervor, was die Thatsachen bestätigen, daß die Geldform diejenige Form ist, in der jedes neue Kapital seine Bewegung beginnt. Man sieht aber auch aus ihr, daß diese

Bewegung die Verwandlung des Kapitals aus der Geldform in die verschiedenartigen Formen der Waarenwelt nothwendigerweise bedingt, und ebenso wieder die Rückverwandlung aus diesen Formen in Geld.

Wir sehen ferner aus dieser Formel, daß nicht jedes Geld, nicht jede Waare Kapital sind, daß sie es nur werden, wenn sie eine bestimmte Bewegung durchmachen. Diese Bewegung hat aber ihrerseits wieder besondere historische Voraussetzungen, die wir noch kennen lernen werden. Das Geld, das ich ausgebe, um einen Konsumtionsgegenstand, etwa ein Brot oder einen Rock für mich zu kaufen, fungirt ebensowenig als Kapital, wie die Waare, die ich selbst produzirt habe und verkaufe, in dieser Transaktion als Kapital fungirt.

Produktionsmittel, aufgehäufte Arbeit 2c. bilden allerdings den Stoff des Kapitals, aber nur unter gewissen Umständen. Indem man von diesen absieht, sieht man von den Eigenthümlichkeiten der modernen Produktionsweise ab und verbreitet ein Dunkel über sie, in dem sich sehr gut munkeln läßt, weshalb auch alle die gelehrten nnd ungelehrten Vertreter des Kapitalismus weder von der Marx'schen Kapitaltheorie, noch von der Werththeorie, auf der sie beruht, etwas wissen wollen.

2. Die Quelle des Mehrwerthes.

Wir kennen jetzt die allgemeine Formel des Kapitals: G — W — (G + g). Wir wissen aber noch nicht, woher g, der Mehrwerth, stammt. Die gegebene Formel scheint anzudeuten, daß die Akte des Kaufens oder Verkaufens den Mehrwerth erzeugen, daß dieser also aus der Waarenzirkulation entspringt. Diese Ansicht ist die landläufige, sie beruht aber meist auf einer Verwechslung von Waarenwerth mit Gebrauchswerth. Dies gilt insbesondere von der Behauptung, daß bei

einem Tausch beide Theile gewinnen, weil jeder hergiebt, was er nicht braucht, und erlangt, was er braucht. Man drückt das so aus: „Ich gebe etwas weg, was wenig Werth für mich besitzt und empfange dafür etwas, was mehr Werth für mich besitzt.“ Diese Darlegung der Entstehung des Mehrwerthes ist nur dort möglich, wo der Begriff Werth noch ganz nebelhaft ist. Um sich mit dieser Darlegung zufrieden zu stellen, muß man einerseits vergessen, daß der Austausch von Waaren wohl auf der Ungleichheit ihrer Gebrauchswerthe, aber gleichzeitig auch auf der Gleichheit ihrer Waarenwerthe beruht. Auf der anderen Seite muß man aber so gutmüthig sein, wie die meisten Leser der Vulgärökonomen, Alles unbesehen für baare Münze zu nehmen, was diese erzählen, und wirklich zu glauben, daß die geschäftlichen Operationen z. B. eines modernen Kaufmanns mit dem urwüchsigen Tausch zwischen Wilden auf einer Stufe ständen. Wir wissen aber, daß der Mehrwerth nicht auf der Stufe des Tausches, sondern der Waarenzirkulation entsteht, die durch Geld vermittelt wird, und daß der Mehrwerth in mehr Geld zu Tage tritt. Von einem „Gewinn“ durch Erlangung von etwas, das Gebrauchswerth für mich hat, gegen Hingabe von etwas, das keinen Gebrauchswerth für mich hat, kann also bei einer Transaktion nicht die Rede sein, die durch die Formel: $G - W - (G + g)$ ausgedrückt wird.

Wir begegnen hier einem Manöver der Vulgärökonomie, das diese gern anwendet, wo es sich darum handelt, die Erkenntniß der modernen ökonomischen Verhältnisse zu erschweren, was ihre Hauptaufgabe: sie setzt die modernen Erscheinungen denen längst vergangener Zeiten gleich.

Wir haben hier nicht mit dem Tausch, sondern der Waarenzirkulation zu thun. Diese kann ebensowenig wie jener, unter normalen Umständen, einen Mehrwerth bilden, wenn stets gleiche Waarenwerthe für gleiche Waarenwerthe gegeben werden.

Nehmen wir aber an, die Gesetze der Waarenzirkulation würden verletzt; es würde z. B. den Waarenbesitzern das Privilegium verliehen, ihre Waaren mit einem Preisaufschlag von 10 Prozent ihres ursprünglichen Werthes zu verkaufen. Der Schneider verkauft den Rock statt um 30 um 33 Mark. Aber, o Jammer! Das Fäßchen Wein, das er früher um 30 Mark kaufte, muß er jetzt auch mit 33 Mark bezahlen. Er hat also nichts gewonnen.

Wir können noch den Versuch machen, die Entstehung des Mehrwerthes dadurch zu erklären, daß nicht alle, sondern nur einige Waarenbesitzer es verstehen, die Waaren unter ihrem Werth zu kaufen, über ihrem Werth zu verkaufen. Ein Kaufmann kaufe vom Landmann 40 Zentner Kartoffeln, die 100 Mark werth sind, um 90 Mark, und verkaufe sie um 110 Mark an den Schneider. Am Ende des Vorganges befindet sich allerdings in den Händen des Kaufmanns ein größerer Werth, als an dessen Beginn. Aber die Gesammtmasse der vorhandenen Werthe ist dieselbe geblieben. Wir hatten zu Beginn Werthe von 100 Mark (der Landmann) + 90 Mark (der Kaufmann) + 110 Mark (der Schneider) = 300 Mark. Am Schluß 90 Mark (der Landmann) + 110 Mark (der Kaufmann) + 100 Mark (der Schneider) = 300 Mark.

Der größere Werth in den Händen des Kaufmanns ist also nicht aus einer Werthvermehrung entstanden, sondern aus einer Verminderung der Werthe in den Händen Anderer. Will ich diesen größeren Werth Mehrwerth nennen, so kann ich ebenso gut den Werth, den ein Dieb einem Anderen direkt aus der Tasche stiehlt, Mehrwerth nennen.

Der historische Beginn der Aneignung von Mehrwerth geschah allerdings in dieser Weise, in der Aneignung fremder Werthe, entweder durch Vermittlung der Waarenzirkulation durch das Kaufmannskapital, oder ganz unverhüllt ohne diese Vermittlung, durch das Wucherkapital. Aber diese beiden Kapital-

arten waren nur möglich durch Verletzung der Gesetze der Waarenzirkulation, durch offenbare und grobe Verletzung ihres Grundgesetzes, daß Werthe nur gegen gleiche Werthe ausgetauscht werden. Das Kapital stand daher, so lange es nur Kaufmanns- und Wucherkapital war, im Gegensatz zu der ökonomischen Organisation seiner Zeit und damit auch im Gegensatz zu deren moralischen Anschauungen. Im Alterthum ebenso wie im Mittelalter standen Handel und namentlich Wucher in schlechtem Geruch; sie wurden in gleicher Weise gebrandmarkt von antiken heidnischen Philosophen wie von Kirchenvätern; von Päpsten wie von Reformatoren.

Wenn wir einen Typus der Säugethiere aufstellen wollen, werden wir nicht das eierlegende Schnabelthier in erste Linie setzen. So dürfen wir auch nicht, wenn wir das Kapital erkennen wollen, welches den ökonomischen Bau der modernen Gesellschaft bestimmt, von dessen sozusagen vorsintfluthlichen Formen, dem Wucher- und Handelskapital, ausgehen. Erst nachdem eine andere, höhere Form des Kapitals sich gebildet, bilden sich auch Mittelglieder, welche die Funktionen des Handelskapitals und zinstragenden Kapitals in Einklang bringen mit den Gesetzen der jetzt herrschenden Form der Waarenproduktion. Erst von da hören sie auf, mit Nothwendigkeit von vornherein den Charakter der simplen Prellerei und des direkten Raubes zu tragen. Handelskapital und Wucherkapital können erst begriffen werden nach der Erkenntniß der modernen Grundform des Kapitals.

Es ist demnach begreiflich, warum Marx das Handels- und zinstragende Kapital in den ersten zwei Bänden des „Kapital" nicht behandelt hat; diese gelten der Erforschung der Grundgesetze des Kapitals.

Wir haben uns hier also mit den beiden ersterwähnten Kapitalformen nicht weiter zu befassen. Was als Ergebniß der Untersuchung festzuhalten, ist die Thatsache, daß der Mehrwerth

nicht aus der Waarenzirkulation entspringen kann. Weder Kauf noch Verkauf schaffen Mehrwerth.

Aber andererseits kann der Mehrwerth auch nicht außerhalb des Bereichs der Zirkulation entstehen. Ein Waarenbesitzer kann durch Arbeit eine Waare umformen und ihr so neuen Werth zusetzen, der durch das Maß der gesellschaftlich nothwendigen Arbeit bestimmt ist, die aufzuwenden war, aber der Werth der ursprünglichen Waare wird dadurch nicht erhöht; diese erhält dadurch keinen Mehrwerth. Wenn ein Seidenweber Seide im Werth von 100 Mark kauft und zu einem Seidenstoff verarbeitet, so wird der Werth dieses Stoffes gleich sein dem Werth der Seide, vermehrt um den Werth, den die Arbeit des Webers geschaffen. Der Werth der Seide als solcher ist durch diese Arbeit nicht erhöht worden.

So stehen wir vor einem sonderbaren Räthsel: Der Mehrwerth wird nicht durch die Waarenzirkulation erzeugt. Er wird nicht erzeugt außerhalb ihres Bereichs.

3. Die Arbeitskraft als Waare.

Sehen wir uns die allgemeine Formel des Kapitals näher an. Sie lautet G — W — (G + g). Sie setzt sich aus zwei Akten zusammen: G — W, Kauf der Waare, W — (G + g), Verkauf. Nach den Gesetzen der Waarenzirkulation muß der Werth von G gleich sein W, W aber gleich G + g. Dies ist nur möglich, wenn W sich selbst vergrößert, wenn W eine Waare ist, die während ihres Verbrauchs einen größeren Werth erzeugt, als sie selbst besitzt. Das Räthsel des Mehrwerthes ist gelöst, sobald wir eine Waare finden, deren Gebrauchswerth die eigenthümliche Beschaffenheit besitzt, Quelle von Werth zu sein, deren Verbrauch die Schaffung von Werth ist, so daß die Formel G — W — (G + g) in Bezug auf sie lautet G — W . . . (W + w) — (G + g).

Wir wissen aber, daß Waarenwerthe nur durch Arbeit geschaffen werden. Die obige Formel kann also nur dann sich verwirklichen, wenn die Arbeitskraft eine Waare ist.

„Unter Arbeitskraft oder Arbeitsvermögen," sagt Marx, „verstehen wir den Inbegriff der physischen und geistigen Fähigkeiten, die in der Leiblichkeit, der lebendigen Persönlichkeit eines Menschen existiren und die er in Bewegung setzt, so oft er Gebrauchswerthe irgend einer Art produzirt."

Die Arbeitskraft muß als Waare auf dem Markt erscheinen. Was heißt das? Wir haben oben gesehen, daß der Waarenaustausch das völlig freie Verfügungsrecht der Waarenbesitzer über ihre Waare zur Voraussetzung hat. Der Besitzer der Arbeitskraft, der Arbeiter, muß also ein freier Mann sein, wenn seine Arbeitskraft soll Waare werden können. Seine Arbeitskraft muß Waare bleiben; er darf sie daher nicht für immer, sondern nur für bestimmte Zeitabschnitte verkaufen, sonst wird er zum Sklaven und verwandelt sich aus einem Waarenbesitzer in eine Waare.

Noch eine andere Bedingung muß erfüllt sein, soll die Arbeitskraft zur Waare werden. Wir haben gesehen, daß ein Gebrauchswerth, um Waare zu werden, Nichtgebrauchswerth für seinen Besitzer sein muß. So muß auch die Arbeitskraft ein Nichtgebrauchswerth für den Arbeiter sein, wenn sie als Waare auf dem Markt erscheinen soll. Der Gebrauchswerth der Arbeitskraft besteht aber in der Erzeugung anderer Gebrauchswerthe; diese hat zur Voraussetzung die Verfügung über die nöthigen Produktionsmittel. Wo der Arbeiter über die Produktionsmittel verfügt, verkauft er nicht seine Arbeitskraft, sondern wendet sie selbst an und verkauft seine Produkte. Der Arbeiter muß von den Produktionsmitteln getrennt sein, vor Allem von dem wichtigsten derselben, dem Grund und Boden, soll die Arbeitskraft zur Waare werden.

Der Arbeiter muß frei sein in jeder Beziehung, frei von jeder persönlichen Abhängigkeit, aber auch los und ledig aller nöthigen Produktionsmittel: das sind die Vorbedingungen, soll der Geldbesitzer sein Geld in Kapital verwandeln können. Diese Vorbedingungen sind weder von Natur gegeben, noch sind sie allen Gesellschaftsformen eigen. Sie sind das Resultat einer langwierigen historischen Entwicklung, und erst verhältnißmäßig spät treten sie in solcher Ausdehnung auf, um bestimmend auf die Formation der Gesellschaft einzuwirken. Mit dem 16. Jahrhundert beginnt die moderne Lebensgeschichte des Kapitals.

Wir kennen jetzt die Waare, welche den Mehrwerth schafft. Wie hoch ist ihr eigener Werth?

Er wird bestimmt, wie der jeder anderen Waare, durch die zu ihrer Herstellung, also auch Wiederherstellung gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit.

Die Arbeitskraft setzt die Existenz des Arbeiters voraus. Diese Existenz bedarf ihrerseits wieder zu ihrer Erhaltung einer gewissen Summe von Lebensmitteln. Die zur Herstellung der Arbeitskraft nothwendige Arbeitszeit ist also gleich der Arbeitszeit, die gesellschaftlich nothwendig, um diese gewisse Summe von Lebensmitteln herzustellen. Eine Reihe von Umständen bestimmt die Größe dieser Summe. Je mehr Arbeitskraft der Arbeiter ausgiebt, je länger und angestrengter er arbeitet, desto mehr Lebensmittel bedarf er, um die Kraftausgabe wieder zu ersetzen, um am nächsten Tag ebenso arbeiten zu können, wie am vorhergehenden. Andererseits sind die Bedürfnisse der Arbeiterklassen verschiedener Länder verschieden nach den natürlichen und kulturellen Eigenthümlichkeiten jedes Landes. Ein norwegischer Arbeiter braucht eine größere Summe von Lebensmitteln, als ein indischer; die Nahrung, Kleidung, Wohnung, Feuerung 2c., deren der erstere bedarf, um bestehen zu können, erfordern eine größere Arbeitszeit zu ihrer Herstellung, als die Lebensmittel des indischen Arbeiters.

Ferner: In einem Lande, wo die Arbeiter z. B. barfüßig herumlaufen, oder nichts lesen, werden ihre Bedürfnisse geringer sein, als dort, wo sie höher entwickelt sind, wo sie z. B. Fußbekleidungen tragen oder Zeitungen und Bücher lesen, selbst wenn keinerlei klimatische und sonstige natürliche Unterschiede vorhanden. „Im Gegensatz zu anderen Waaren“, sagt Marx, „enthält also die Werthbestimmung der Arbeitskraft ein historisches und moralisches Element.“

Der Arbeiter ist ferner, wie Jedermann weiß, sterblich. Das Kapital aber will unsterblich sein. Dazu ist nothwendig, daß die Arbeiterklasse unsterblich sei, daß die Arbeiter sich fortpflanzen. Die Summe der zur Erhaltung der Arbeitskraft nothwendigen Lebensmittel schließt also auch die zur Erhaltung der Kinder (unter Umständen auch der Frauen) nothwendigen Lebensmittel ein.

Endlich sind zu den Produktionskosten der Arbeitskraft auch ihre Bildungskosten zu rechnen, die Kosten, erforderlich zur Erlangung einer gewissen Fertigkeit in einem bestimmten Arbeitszweig. Für die Mehrzahl der Arbeiter sind diese Kosten verschwindend klein.

Alle diese Bestimmungsgründe bewirken, daß der Werth der Arbeitskraft einer bestimmten Arbeiterklasse in einem bestimmten Land und zu einem bestimmten Zeitpunkt eine bestimmte Größe ist.

Wir haben bisher nicht vom Preis gehandelt, sondern vom Werth; nicht vom Profit, sondern vom Mehrwerth. So muß man auch hier im Auge behalten, daß wir vom Werth der Arbeitskraft handeln, nicht vom Arbeitslohn. Auf eine Eigenthümlichkeit, die bei der Bezahlung der Arbeitskraft stattfindet, muß jedoch schon hier hingewiesen werden. Nach vulgärökonomischer Ansicht schießt der Kapitalist dem Arbeiter den Lohn vor, weil der Kapitalist den Arbeiter in den meisten Fällen bezahlt, ehe er die Produkte von dessen Arbeit verkauft hat. In Wirklichkeit aber ist es der Arbeiter, der dem Kapitalisten seine Arbeitsleistung kreditirt.

Nehmen wir an, ich kaufe Kartoffeln, um aus ihnen Schnaps herzustellen. Ich bezahle die Kartoffeln erst, nachdem ich den Schnaps erzeugt, aber ehe ich den Schnaps verkauft. Wäre es nun nicht lächerlich, wenn ich behaupten würde, ich schösse dem Landmann den Preis seiner Kartoffeln vor, weil ich diese bezahlt, ehe ich den Schnaps verkauft? Nein, der Landmann kreditirt mir vielmehr den Preis seiner Kartoffeln, bis ich aus ihnen Schnaps erzeugt. Wenn ich sage, ich zahle baar, so sage ich damit, daß ich die Waare bezahle, sobald ich sie kaufe. Die Kaufleute würden sich sehr über die ökonomische Weisheit wundern, die behauptete, daß Derjenige, der ihre Waaren erst bezahlt, nachdem er sie verbraucht, nicht nur baar zahle, sondern ihnen sogar das Geld v o r s c h i e ß e. Den Arbeitern aber wagen die Vulgärökonomen dergleichen Unsinn immer noch vorzuschwätzen. Wenn den Arbeitern ihre Waare Arbeitskraft gegen baar abgenommen würde, müßte sie in dem Augenblick bezahlt werden, wo sie in den Besitz des Kapitalisten übergeht, also am B e g i n n jeder Woche, nicht an ihrem E n d e. Bei dem heutigen System der Bezahlung riskiren nicht nur die Arbeiter ihren Lohn, sie sind auch gezwungen, auf Borg zu leben und deswegen alle Verfälschungen und Verschlechterungen der Lebensmittel durch die Zwischenhändler ruhig über sich ergehen zu lassen. Je länger die Periode der Lohnzahlung, desto schlimmer sind die Arbeiter daran. Eine vierzehntägige oder gar monatliche Lohnzahlung ist eine der drückendsten Lasten für den Lohnarbeiter.

Wie immer aber auch das System der Lohnzahlung sein möge, stets stehen Arbeiter und Kapitalist einander unter normalen Verhältnissen gegenüber wie zwei Waarenbesitzer, die gleiche Werthe gegenseitig austauschen. Das Kapital bewegt sich jetzt nicht mehr im Widerspruch gegen die Gesetze der Waarenzirkulation, sondern auf Grund dieser Gesetze. Arbeiter und Kapitalist stehen sich als Waarenbesitzer, also als f r e i e und g l e i c h e von einander persönlich

unabhängige Personen gegenüber; sie gehören als solche zur selben Klasse, sie sind Brüder. Arbeiter und Kapitalist tauschen gleiche Werthe gegen einander aus: das Reich der Gerechtigkeit, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit scheint also mit der Herrschaft des Lohnsystems angebrochen, das tausendjährige Reich des Glückes und Friedens. Der Jammer der Knechtschaft und der Tyrannei, der Ausbeutung und des Faustrechts liegt hinter uns.

So verkünden uns die gelehrten Vertreter der Interessen des Kapitals.

II. Abschnitt.

Der Mehrwerth.

Erstes Kapitel.

Der Vorgang der Produktion.

Wir haben uns im ersten Abschnitt meist auf dem Waarenmarkt bewegt; wir haben gesehen, wie Waaren ausgetauscht, verkauft und gekauft werden; wie das Geld die verschiedensten Funktionen verrichtet, wie aus dem Geld Kapital wird, sobald es auf dem Markt die Waare Arbeitskraft vorfindet.

Der Kapitalist hat die Arbeitskraft gekauft, und zieht sich mit der neuen Acquisition vom Markt zurück, wo sie ihm vorläufig gar nichts nützt, dorthin, wo er sie konsumiren, verwenden kann, in die Arbeitsstätte. Folgen wir ihm dahin. Verlassen wir das Gebiet der Waarenzirkulation und sehen wir uns auf dem Gebiete der Produktion um. Auf diesem Gebiete sollen sich die folgenden Ausführungen bewegen.

„Der Gebrauch der Arbeitskraft ist die Arbeit selbst.“ Der Kapitalist konsumirt die Arbeitskraft, die er gekauft, indem er deren Verkäufer für sich arbeiten, Waaren produziren läßt.

Die Waaren produzirende Arbeit hat, wie wir schon im ersten Abschnitt gesehen, zwei Seiten: sie ist Bildnerin von Gebrauchswerthen und von Waarenwerthen. Als Bildnerin von Gebrauchswerthen ist die Arbeit keine der Waarenproduktion besondere Eigenthümlichkeit, sondern eine beständige Nothwendigkeit für das Menschengeschlecht, unabhängig von jeder besonderen gesellschaftlichen Form. Als solche zeigt die Arbeit drei Momente: 1. eine

zweckbewußte und zweckmäßige Thätigkeit des Menschen; 2. den Arbeitsgegenstand; 3. das Arbeitsmittel.

Die Arbeit ist eine zweckmäßige und zweckbewußte Thätigkeit des Menschen, ein Wirken des Menschen auf den Naturstoff, um diesem eine für seine Bedürfnisse brauchbare Form zu geben. Die Elemente einer solchen Thätigkeit finden wir schon im Thierreich, aber erst auf einer gewissen Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts streift sie ihre instinktartige Form völlig ab und wird zu einer zweckbewußten Thätigkeit. Jede Arbeit ist nicht blos Muskel-, sondern auch Hirn- und Nervenarbeit. Treffend bemerkt Marx: „Außer der Anstrengung der Organe, die arbeiten, ist der zweckgemäße Wille, der sich als Aufmerksamkeit äußert, für die ganze Dauer der Arbeit erheischt, und umsomehr, je weniger sie durch den eigenen Inhalt und die Art und Weise ihrer Ausführung den Arbeiter mit sich fortreißt, je weniger er sie daher als Spiel seiner eigenen körperlichen und geistigen Kräfte genießt."

Der Arbeiter wirkt auf einen Gegenstand, den Arbeitsgegenstand; er wendet bei dieser Thätigkeit Hilfsmittel an, Dinge, deren mechanische, physikalische oder chemische Eigenschaften er auf den Arbeitsgegenstand seinen Zwecken gemäß wirken läßt; diese Hilfsmittel sind die Arbeitsmittel. Das Ergebniß der Bearbeitung des Arbeitsgegenstandes mit Hilfe des Arbeitsmittels ist das Produkt. Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstand sind Produktionsmittel.

Wenn ein Tischler einen Tisch verfertigt, so verarbeitet er hierbei Holz. Ist der Arbeitsgegenstand nicht von Natur vorgefunden, wie z. B. der Baum im Urwald, sondern ist bereits Arbeit zu seiner Erlangung nothwendig gewesen, z. B. im vorliegenden Fall die Arbeit des Fällens und Transportirens des Holzes, dann heißt er Rohmaterial. Das Holz in unserem Beispiel ist Rohmaterial, ebenso der Leim, die Farbe, der Lack, die bei der Herstellung des Tisches verarbeitet werden.

Das Holz ist das Hauptmaterial, Leim, Farbe, Lack sind Hilfsstoffe. Hobel, Säge u. s. w. sind dagegen Arbeitsmittel, der Tisch ist das Produkt.

„Ob ein Gebrauchswerth als Rohmaterial, Arbeitsmittel oder Produkt erscheint, hängt ganz und gar ab von seiner bestimmten Funktion im Arbeitsprozesse, von der Stelle, die er in ihm einnimmt, und mit dem Wechsel dieser Stelle wechseln jene Bestimmungen."

Ein Stück Vieh z. B. kann nach einander fungiren als Produkt (der Viehzüchtung), Arbeitsmittel (z. B. als Zugthier) und Rohmaterial (bei der Mast).

Die Arbeitsmittel sind für die Entwicklung des Menschengeschlechts von der höchsten Bedeutung. Die Art und Weise des Produzirens hängt in erster Linie von ihnen ab; jede Produktionsweise bedingt aber ihr eigenthümliche gesellschaftliche Verhältnisse mit einem entsprechenden juristischen, religiösen, philosophischen und künstlerischen Ueberbau.

Unter jeder Produktionsweise bilden Produktionsmittel (Arbeitsgegenstand und Arbeitsmittel) und die Arbeitskraft die nothwendigen Elemente der Produktion von Gebrauchswerthen, d. h. des Arbeitsprozesses. Der gesellschaftliche Charakter dieses Prozesses (Vorganges) ist aber unter den verschiedenen Produktionsweisen ein verschiedener.

Untersuchen wir nun, wie er sich unter der kapitalistischen Produktionsweise gestaltet.

Dem Waarenproduzenten ist die Produktion von Gebrauchswerthen nur Mittel zum Zweck der Produktion von Waarenwerthen. Die Waare ist Einheit von Gebrauchswerth und Werth, er kann also nicht Werthe produziren, wenn er nicht Gebrauchswerthe produzirt. Die Waaren, die er erzeugt, müssen ein Bedürfniß befriedigen, müssen einen Nutzen für irgend Jemand haben, sonst kann er sie nicht absetzen. Der Umstand, daß seine

Waare Gebrauchswerth sein muß, ist jedoch für den Waarenproduzenten nur ein nothwendiges Uebel, nicht der Endzweck seiner geschäftlichen Thätigkeit.

Der Produktionsprozeß der Waarenproduktion ist daher gleichzeitig der Prozeß der Produktion von Gebrauchswerthen und Waarenwerthen, er ist Einheit von Arbeitsprozeß und Werthbildungsprozeß.

Dies gilt für die Waarenproduktion überhaupt. Jetzt haben wir aber den Produktionsprozeß bei einer besonderen Art von Waarenproduktion zu beobachten: der Produktion von Waaren vermittelst gekaufter Arbeitskraft zum Zweck der Erzielung eines Mehrwerths.

Wie gestaltet sich da der Arbeitsprozeß?

Zunächst wird er durch die Dazwischenkunft des Kapitalisten im Wesentlichen nicht verändert.

Denken wir uns z. B. einen Weber, der für sich arbeitet. Sein Webstuhl gehört ihm; er kauft das Garn selbst; er kann arbeiten, wann und wie ihm beliebt; das Produkt seiner Arbeit ist sein Eigenthum. Aber er verarmt und muß seinen Webstuhl verkaufen. Wovon soll er nun leben? Es bleibt ihm nichts übrig, als sich einem Kapitalisten zu verdingen und für diesen zu weben. Dieser kauft seine Arbeitskraft, kauft auch den Webstuhl und das nöthige Garn und setzt nun den Weber an seinen, des Kapitalisten, Webstuhl, damit er das gekaufte Garn verarbeite. Vielleicht ist der Webstuhl, den der Kapitalist kaufte, derselbe, den der Weber in seiner Noth veräußern mußte. Auch wenn dies nicht der Fall, so webt doch der Weber in derselben Weise, wie vorher, der Arbeitsprozeß hat sich äußerlich nicht verändert.

Aber doch sind zwei große Aenderungen eingetreten: der Weber arbeitet nicht mehr für sich, sondern für den Kapitalisten; dieser kontrolirt jetzt den Arbeiter bei der Arbeit, giebt Acht, daß

er nicht zu säumig oder zu schleuderhaft arbeitet u. s. w. Und — das Produkt der Arbeit des Arbeiters gehört jetzt nicht diesem, sondern dem Kapitalisten.

Dies die nächsten Wirkungen auf den Arbeitsprozeß, sobald das Kapital sich des Produktionsprozesses bemächtigt. Wie gestaltet sich aber jetzt der Werthbildungsprozeß?

Berechnen wir zunächst, wie hoch sich der Werth des Produktes beläuft, welches als Waare für den Kapitalisten von gekaufter Arbeitskraft mit gekauften Produktionsmitteln produzirt worden.

Der Kapitalist kaufe die Arbeitskraft, nehmen wir an, für einen Tag. Die zur Erhaltung des Arbeiters nothwendigen Lebensmittel werden in 6 Stunden gesellschaftlich nothwendiger Arbeitszeit erzeugt. Ebensoviel und ebensolche Arbeitszeit sei in 3 Mark verkörpert. Der Kapitalist kaufe die Arbeitskraft zu ihrem Werth; er zahle dem Arbeiter für den Arbeitstag 3 Mark.*)

---

*) Diese und die folgenden Zahlen sind natürlich ganz willkürlich, der leichteren Anschaulichkeit wegen gewählt. Es scheint sich das von selbst zu verstehen; aber mancher von den Vielen, die über das „Kapital" geschrieben, hat unterstellt, daß Marx Beispiele von der Art des gegebenen als Thatsachen angeführt habe. Was die „Kapital"-Kommentatoren zu leisten vermögen, zeigt Folgendes: Im 57. Band der „Preußischen Jahrbücher" des Herrn von Treitschke veröffentlichte ein Herr Dr. R. Stegemann einen von Seichtigkeit überströmenden Artikel über die „ökonomische Grundanschauung von Karl Marx." Unmittelbar, nachdem er das „Werthprinzip" als Grundforderung von Marx vorgeführt, erzählt er uns (S. 227): „Marx behauptet, die menschliche Gesellschaft würde nur etwa sechs Stunden täglicher Arbeit zur Beschaffung der für Alle unentbehrlichen Subsistenzmittel benöthigen, wenn nämlich Jeder und zwar nach seinen Kräften arbeiten würde." Von alledem steht im „Kapital" kein Wort. Hätte Herr Stegemann weniger Phantasie und mehr Aufmerksamkeit verwendet, so würde er auf Seite 209 (2. Aufl.) des „Kapital" gefunden haben, daß Marx die nothwendige Arbeit

Nehmen wir an, der Kapitalist halte Baumwollengarn für einen Gebrauchswerth, der sehr gesucht sei und leicht verkauft werden könne; er beschließt also, Garn produziren zu lassen, kauft Arbeitsmittel — der Einfachheit wegen wollen wir diese hier von einzelnen Spindeln dargestellt ansehen — und Baumwolle. In einem Pfund Baumwolle seien vielleicht zwei Arbeitsstunden enthalten, es koste also 1 Mark. Aus einem Pfund Baumwolle werde ein Pfund Garn gesponnen. Bei dem Verspinnen von je 100 Pfund Baumwolle werde je eine Spindel verbraucht, abgenützt; bei dem Verspinnen von 1 Pfund also 1/100 Spindel. In einer Spindel stecken 20 Arbeitsstunden = 10 Mark. In einer Arbeitsstunde werden 2 Pfund Baumwolle versponnen, in 6 Stunden also 12 Pfund — stets normale, durchschnittliche, gesellschaftlich nothwendige Produktionsbedingungen vorausgesetzt.

Wie viel Werth wird unter diesen Umständen in einem Pfund Garn stecken?

Zunächst der Werth der bei dessen Herstellung konsumirten Baumwolle und Spindeln. Dieser geht ohne Verkürzung oder Vergrößerung in das Produkt ein. Der Gebrauchswerth der Baumwolle und Spindel ist ein anderer geworden, ihr Werth ist unberührt geblieben. Es wird dies klar, wenn man die verschiedenen, zur Herstellung des schließlichen Produkts erforderlichen

---

berechnete, die ein Spinner in einer bestimmten Spinnerei in den sechsziger Jahren thatsächlich zu leisten hatte, auf Grund von Daten, die ihm ein Fabrikant aus Manchester geliefert. Er kam zu dem Ergebniß, daß bei zehnstündiger Arbeitszeit die nothwendige Arbeitszeit des Spinners nicht ganz vier Stunden betrug, die überschüssige Arbeitszeit, während der er Mehrwerth produzirte, etwas über sechs Stunden. — Wir werden später sehen, daß die zur Erhaltung des Arbeiters nothwendige Arbeitszeit eine sehr wechselnde Größe ist.

Arbeitsprozesse als aufeinanderfolgende Theile eines und desselben Arbeitsprozesses betrachtet. Nehmen wir an, daß der Spinner auch Baumwollenpflanzer ist und die Baumwolle unmittelbar nach ihrer Gewinnung versponnen wird; das Garn erscheint jetzt als das Produkt der Pflanzer- und Spinnerarbeit, sein Werth wird gemessen durch die zur Herstellung der Baumwolle und deren Verarbeitung in Garn gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit. Am Werth des Produkts wird nichts geändert, wenn unter sonst gleichen Verhältnissen die zu dessen Herstellung nothwendigen Arbeitsprozesse für Rechnung verschiedener Leute betrieben werden. Der Werth der verarbeiteten Baumwolle erscheint also im Garn wieder; das Gleiche gilt von dem Werth der verbrauchten Spindeln. Von Hilfsstoffen sehen wir hier der Einfachheit wegen ab.

Zu diesem *übertragenen* Werth gesellt sich noch der Werth, welchen die Spinnerarbeit der Baumwolle *zusetzt*. In einer Arbeitsstunde werden 2 Pfund versponnen — nehmen wir an, in einer Mark stecken 2 Arbeitsstunden. Eine Arbeitsstunde bildet also einen Werth von $^1/_2$ Mark.

Der Werth von 1 Pfund Garn ist also gleich dem Werth von 1 Pfund Baumwolle (= 1 Mark) + $^1/_{100}$ Spindel (= $^1/_{10}$ Mark) + $^1/_2$ Arbeitsstunde (= $^1/_4$ Mark), oder in Mark ausgedrückt: $1 + {}^1/_{10} + {}^1/_4 = 1$ Mark 35 Pfennige.

In 6 Stunden werden hiernach 12 Pfund Garn gesponnen, von einem Werthe von 16 Mark 20 Pfennig. Wie viel hat es aber den Kapitalisten gekostet, um dies Resultat zu erzielen? Er mußte hergeben 12 Pfund Baumwolle = 12 Mark, $^{12}/_{100}$ Spindeln = 1 Mark 20 Pfennig und 1 Arbeitskraft = 3 Mark, zusammen 16 Mark 20 Pfennig, ebensoviel, als er an Garnwerth besitzt.

Er hat also bisher umsonst arbeiten lassen; die gekaufte Waare Arbeitskraft hat ihm bisher keinen Mehrwerth verschafft.

Doch unser Kapitalist läßt sich nicht verblüffen. Er hat den Gebrauchswerth der Arbeitskraft für den *ganzen Tag* gekauft;

er hat sie ehrlich und redlich gekauft, zu ihrem vollen Werth; dafür steht ihm aber auch das Recht zu, ihren Gebrauchswerth voll und ganz zu verwenden. Es fällt ihm nicht ein, dem Arbeiter zu sagen: „Ich habe Deine Arbeitskraft mit einem Geldbetrag gekauft, in dem 6 Arbeitsstunden stecken. Du hast 6 Arbeitsstunden für mich gearbeitet; wir sind quitt, Du kannst gehen.“ Er sagt vielmehr: „Ich habe Deine Arbeitskraft für den ganzen Tag gekauft, den ganzen Tag gehört sie mir; also frisch weiter gearbeitet, so lange Du kannst, keinen Augenblick der Zeit vergeudet, die nicht Deine, sondern meine Zeit ist.“ Und er läßt, anstatt 6, vielleicht 12 Stunden arbeiten.

Nach weiteren 6 Stunden, am Ende des Arbeitstages, rechnet er wieder. Er besitzt jetzt 24 Pfund Garn im Werth von 32 Mark 40 Pfennig. An Ausgaben zählt er 24 Pfund Baumwolle = 24 Mark, $^{24}/_{100}$ Spindeln = 2 Mark 40 Pfennig, und 1 Arbeitskraft = 3 Mark, zusammen 29 Mark 40 Pfennig. Schmunzelnd legt er sein Rechnungsbuch bei Seite. Er hat 3 Mark gewonnen, oder, wie er sich ausdrückt, „verdient.“ Er hat sie verdient, Mehrwerth erworben, ohne die Gesetze des Waarenaustausches zu verletzen. Die Baumwolle, die Spindeln, die Arbeitskraft, sie alle wurden zu ihrem Werth gekauft. Wenn er Mehrwerth erlangt, so nur dadurch, daß er diese gekauften Waaren *konsumirte*, allerdings nicht als *Genußmittel*, sondern als *Produktionsmittel*, und dadurch, daß er den Gebrauchswerth der von ihm gekauften Arbeitskraft über *einen gewissen Punkt* hinaus konsumirte.

Der Produktionsprozeß ist unter dem System der Waarenproduktion stets *Werthbildungsprozeß*; einerlei, ob er mit *gekaufter* oder mit *eigener* Arbeitskraft betrieben wird; aber nur, wenn er über einen gewissen Zeitpunkt hinausdauert, ist der Werthbildungsprozeß auch Bildner von *Mehrwerth*, und als solcher *Verwerthungsprozeß*. Der Produktionsprozeß muß

länger dauern, als bis zum Ersatz des Werthes der gekauften Arbeitskraft durch neugeschaffenen Werth, wenn Mehrwerth produzirt werden soll.

Auch der sein eigenes Feld bearbeitende Bauer, auch der für eigene Rechnung arbeitende Handwerker kann über die Zeit hinaus arbeiten, die er zum Ersatz der von ihm verbrauchten Lebensmittel zu arbeiten genöthigt ist. Auch er kann also Mehrwerth erzeugen, seine Arbeit kann Verwerthungsprozeß werden. Aber sobald der Verwerthungsprozeß mit gekaufter fremder Arbeitskraft betrieben wird, ist er kapitalistischer Produktionsprozeß; dieser ist von vornherein, seiner Natur nach, mit Nothwendigkeit und Absicht, Verwerthungsprozeß.

Zweites Kapitel.

Das Verhalten des Kapitals bei der Werthbildung.

Wir haben im 1. Kapitel des 1. Abschnitts die Unterscheidung kennen gelernt, die Marx zuerst gemacht, des Doppelcharakters der Waaren erzeugenden Arbeit: einerseits als bestimmter Form nützlicher, Gebrauchswerthe erzeugender Arbeit und andererseits als allgemein menschlicher einfacher Durchschnittsarbeit, die Waarenwerthe bildet. Diesem Doppelcharakter entsprechend ist auch der Produktionsprozeß unter der Herrschaft der Waarenproduktion ein zwieschlächtiger, ist er Einheit von Arbeitsprozeß und Werthbildungsprozeß, und als kapitalistischer Produktionsprozeß Einheit von Arbeitsprozeß und Verwerthungsprozeß. Wir haben im letzten Kapitel die beiden Elemente des Arbeitsprozesses kennen gelernt: Produktionsmittel und Arbeitskraft; wir haben aber auch die verschiedenen Rollen kennen gelernt, die diese beiden Elemente als Theile des Kapitals im Verwerthungsprozeß spielen. Wir haben gesehen, daß die Produktionsmittel in ganz anderer Weise an der Bildung des Produktenwerthes Antheil nehmen, als die Arbeitskraft.

Wir haben gefunden, daß der Werth der verzehrten Produktionsmittel im Werth des Produkts wieder erscheint. Die

Uebertragung dieses Werthes geschieht im Arbeitsprozeß durch die Arbeit. Wie ist das aber möglich? Die Arbeit muß gleichzeitig Doppeltes vollbringen, neuen Werth schaffen und alten Werth übertragen. Es ist dies nur erklärlich durch den Doppelcharakter der Arbeit, an den wir eben erinnert. In ihrer Eigenschaft als *werthbildende* allgemein menschliche Arbeit schafft sie neuen Werth; in ihrer Eigenschaft als *Gebrauchswerthe erzeugende* besondere Form nützlicher Arbeit überträgt sie den Werth der Produktionsmittel auf das Produkt.

Nur durch die besondere Form der Spinnarbeit kann der Werth von Baumwolle und Spindel auf das Garn übertragen werden; der Spinner dagegen kann denselben Werth, den er als Spinner schafft, auch durch andere Arbeit schaffen, wenn er z. B. Tischler wird; dann macht er aber kein Garn, überträgt nicht Baumwollenwerth auf Garn.

Der zwieschlächtige Charakter der Arbeit als *werthbildender* und *werthübertragender* Arbeit erhellt deutlich, wenn man den Einfluß eines Wechsels der Produktivität der Arbeit auf die Werthbildung und die Werthübertragung betrachtet. Die Größe des Werthes, der in einer Arbeitsstunde erzeugt wird, ändert sich nicht, wenn, unter sonst gleichen Umständen, die Produktivität der Arbeit wächst oder abnimmt. Die Menge der in einem bestimmten Zeitraum produzirten Gebrauchswerthe wächst oder nimmt dagegen ab mit der Produktivität der Arbeit. In demselben Maße also wächst oder vermindert sich die werthübertragende Fähigkeit der Arbeit.

Nehmen wir z. B. an, eine Erfindung verdopple die Produktivität der Spinnarbeit, indeß die Produktivität der Arbeit der Baumwollpflanzer die gleiche bleibe. In 1 Pfund Baumwolle seien 2 Arbeitsstunden enthalten, es koste, wenn wir bei unserer obigen Annahme bleiben, 1 Mark. Früher wurden in einer Stunde 2 Pfund Baumwolle versponnen, jetzt 4 Pfund. Der-

selbe Neuwerth, der früher den 2 Pfund durch die Arbeit einer Stunde zugesetzt wurde, wird jetzt den 4 Pfund zugesetzt, nach unserer Annahme 50 Pfennige. Aber der doppelte Werth wird jetzt in einer Stunde auf das Garn durch die Spinnarbeit übertragen: früher 2 Mark, jetzt 4 Mark.

Man sieht, die Werth erhaltende oder übertragende Kraft der Arbeit beruht auf einer anderen Eigenschaft derselben als ihre Werth bildende Kraft.

Da kein Produziren ohne Produktionsmittel möglich, ist jede Waaren produzirende Arbeit nicht nur Werth bildend, sondern auch Werth erhaltend, und zwar nicht nur in dem Sinne, daß sie die Werthe der verbrauchten Produktionsmittel auf das Produkt überträgt, sondern auch in dem Sinne, daß sie den Werth der ersteren vor dem Untergang bewahrt. Alles Irdische ist vergänglich, und so gehen auch die Produktionsmittel früher oder später zu Grunde, selbst wenn sie unbenutzt bleiben. Manche von ihnen, z. B. verschiedene Maschinen, verderben sogar schneller, wenn sie stehen bleiben, als wenn sie in Gang gehalten werden. Mit dem Gebrauchswerth der Produktionsmittel schwindet auch ihr Waarenwerth. Geschieht die Abnutzung normaler Weise im Produktionsprozeß, dann erscheint der Werth, den das Produktionsmittel verloren, im Werth des Produkts wieder. Verschleißt das Produktionsmittel, ohne im Produktionsprozeß verwendet zu werden, dann verschwindet sein Werth auf Nimmerwiedersehen. Der Kapitalist übersieht gewöhnlich diese Seite der Arbeit, sie kommt ihm aber sehr empfindlich zum Bewußtsein, wenn er, etwa in Folge einer Krise, gezwungen ist, den Produktionsprozeß zu unterbrechen. Marx führt das Beispiel eines englischen Baumwollspinners an, der 1862 die jährlichen Stillstandskosten seiner Fabrik in Folge der Baumwollenkrise auf 120 000 Mark veranschlagte, darunter 24 000 Mark für Verschlechterung der Maschinerie.

Die verschiedenen Produktionsmittel verhalten sich aber verschieden in Bezug auf die Art und Weise der Werthübertragung. Die einen verlieren im Arbeitsprozeß ihre selbständige Gestalt, so Rohmaterial und Hilfsstoffe. Andere bewahren ihre Gestalt im Arbeitsprozeß. Die Baumwolle, die versponnen wird, verliert ihre Gestalt, die Spindel, die spinnt, jedoch nicht. Die ersteren geben in jedem Produktionsprozeß ihren ganzen Werth an das Produkt ab, die letzteren nur Bruchtheile davon. Wenn eine Maschine 1000 Mark werth ist, und sich unter normalen Verhältnissen in 1000 Tagen abnutzt, so giebt sie in jedem Arbeitstag den Werth einer Mark an das in dieser Zeit mit ihrer Hilfe hergestellte Produkt ab.

Auch hier tritt uns der zwieschlächtige Charakter des Produktionsprozesses entgegen. Wie kann die Maschine 1/1000 ihres Werthes an ein bestimmtes Produkt abgeben? Bei dessen Herstellung ist ja nicht 1/1000 der Maschine, sondern die ganze Maschine in Thätigkeit. Dieser Einwand ist wirklich erhoben worden. Zu antworten ist, daß die ganze Maschine in den Produktionsprozeß eingeht, soweit er Arbeitsprozeß; dagegen nur ein entsprechender Bruchtheil derselben, soweit er Verwerthungsprozeß. Als Gebrauchswerth geht die ganze Maschine in jeden Produktionsprozeß ein; als Werth nur ein Bruchtheil von ihr.

Umgekehrt kann der ganze Werth eines Produktionsmittels in das Produkt übergehen, und doch nur ein Theil seines Körpers. Nehmen wir an, daß, um 100 Pfund Garn zu erzeugen, 115 Pfund Baumwolle unter normalen Verhältnissen erforderlich sind, daß die Menge der unverwendbaren Abfälle in diesem Falle 15 Pfund beträgt, so werden nur 100 Pfund Baumwolle in 100 Pfund Garn eingehen, aber in den Werth der 100 Pfund Garn wird der Werth von 115 Pfund Baumwolle übergegangen sein.

Die Produktionsmittel übertragen während des Arbeitsprozesses so viel Werth auf das Produkt, als sie während desselben selbst verlieren. Sie können ihm nie mehr Werth zusetzen, als sie selbst besitzen, wie groß auch ihr Gebrauchswerth sein mag. Es ist also gänzlich haltlos, wenn die Vulgärokonomie den Mehrwerth und seine verwandelten Formen, Zins, Profit, Grundrente, aus dem Gebrauchswerth der Produktionsmittel ableiten will, aus ihren „Diensten."

Der Werth der im Produktionsprozeß verbrauchten Produktionsmittel erscheint unverändert wieder im Werth des Produkts.

Die Arbeit erhält aber nicht nur Werth, sie bildet auch Neuwerth. Bis zu einem gewissen Zeitpunkt ersetzt die neuen Werth schaffende Arbeit nur den vom Kapitalisten im Kauf der Arbeitskraft verausgabten Werth. Dauert die Arbeit über diesen Punkt hinaus, so bildet sie überschüssigen Werth, Mehrwerth.

„Der Theil des Kapitals also," sagt Marx, „der sich in Produktionsmittel, d. h. in Rohmaterial, Hilfsstoffe und Arbeitsmittel umsetzt, verändert seine Werthgröße nicht im Produktionsprozeß. Ich nenne ihn daher konstanten (unveränderlichen, ständigen) Kapitaltheil, oder kürzer: konstantes Kapital.

„Der in Arbeitskraft umgesetzte Theil des Kapitals verändert dagegen seinen Werth im Produktionsprozeß. Er produzirt sein eigenes Aequivalent und einen Ueberschuß darüber, Mehrwerth, der selbst wechseln, größer oder kleiner sein kann. Aus einer konstanten Größe verwandelt sich dieser Theil des Kapitals fortwährend in eine variable (ihre Größe wechselnde). Ich nenne ihn daher variablen Kapitaltheil, oder kürzer: variables Kapital. Dieselben Kapitalbestandtheile, die sich vom Standpunkte des Arbeitsprozesses als objektive und subjektive Faktoren, als Produktionsmittel und Arbeitskraft unterscheiden, unterscheiden sich vom Standpunkt des Verwerthungsprozesses als konstantes Kapital und variables Kapital."

Die Werthgröße des konstanten Kapitals ist natürlich nur in Bezug auf den Verwerthungsprozeß als beständige Größe aufzufassen. Durch den Produktionsprozeß, in welchem es angewandt wird, wird die Werthgröße des konstanten Kapitals nicht geändert, wohl aber kann dies durch andere Faktoren bewirkt werden. Auch das Verhältniß zwischen konstantem und variablem Kapital kann wechseln. Wir kommen darauf später noch zurück.

Drittes Kapitel.

Der Grad der Ausbeutung der Arbeitskraft.

Nehmen wir ein Kapital, etwa von 5000 Mark. Dasselbe zerfällt in zwei Theile, eine Geldsumme, die für den Ankauf von Produktionsmitteln ausgegeben wird, das konstante Kapital c, das wir zu 4100 Mark annehmen, und eine andere Geldsumme, die zum Ankauf der nöthigen Arbeitskraft dient, das variable Kapital v, das gleich sei 900 Mark. Das konstante Kapital selbst zerfällt wieder in zwei Theile: Rohmaterial 2c., dessen Werth völlig im Produkt wiedererscheint, und Werkzeuge 2c., die in jedem Produktionsprozeß nur einen Theil ihres Werthes an das Produkt abgeben. Für die folgende Untersuchung sehen wir von dieser Unterscheidung ab, deren Berücksichtigung die Aufgabe blos verwickeln würde, ohne am Ergebniß etwas zu ändern. Wir nehmen also hier der Einfachheit wegen an, daß der Werth des gesammten angewandten Kapitals im Produkt wieder erscheine.

Der Kapitalist hat Produktionsmittel und Arbeitskraft gekauft, und wendet sie an. Am Ende des Produktionsprozesses ist der Werth des vorgeschossenen Kapitals um den Mehrwerth m vergrößert, der 900 Mark betrage. Er besitzt also jetzt $c + v + m = 4100 + 900 + 900 = 5900$ Mark. Davon sind 4100 Mark übertragener, $900 + 900$ Mark neugeschaffener Werth.

Es ist klar, daß die Werthgröße des konstanten Kapitals von keinem Einfluß auf die Größe des produzirten Mehrwerths ist. Ohne Produktionsmittel kann freilich nicht produzirt werden, und je länger produzirt werden soll, desto mehr Produktionsmittel sind erforderlich. Die Produktion einer gewissen Größe des Mehrwerths bedingt daher die Anwendung einer gewissen Masse von Produktionsmitteln, die vom technischen Charakter des Arbeitsprozesses abhängt. Aber wie groß der Werth dieser Masse, das ist ohne Einfluß auf die Größe des Mehrwerths.

Wenn ich 300 Arbeiter beschäftige, und der Tageswerth der Arbeitskraft eines Jeden 3 Mark, der Werth, den Jeder in einem Tage schafft, 6 Mark beträgt, so werden diese 300 in einem Tage einen Werth von 1800 Mark erzeugen — davon 900 Mark Mehrwerth —, einerlei, ob die Produktionsmittel, die sie vernutzen, einen Werth von 2000 oder 4000 oder 8000 Mark haben. Die Werthschöpfung und Werthveränderung im Produktionsprozeß werden durch die Werthgröße des vorgeschossenen konstanten Kapitals nicht berührt. Soweit es sich daher darum handelt, jene beiden Vorgänge rein zu betrachten, können wir vom konstanten Kapital absehen, es gleich Null setzen.

Von dem vorgeschossenen Kapital kommt also für uns hier nur der variable Theil, v, in Betracht; vom Werth des Produkts nur der von der Arbeit neugeschaffene Werth, der gleich ist dem Werth des angewandten variablen Kapitals plus dem Mehrwerth, $v + m$. Das Verhältniß des Mehrwerths zum vorgeschossenen variablen Kapital ist in unserem Falle $= 900 : 900 =$ 100 Prozent.

Diese verhältnißmäßige Verwerthung des variablen Kapitals oder die verhältnißmäßige Größe des Mehrwerths nennt Marx die Rate des Mehrwerths. Man darf sie nicht, wie es so häufig geschieht, mit der Profitrate verwechseln. Der

Profit leitet sich aus dem Mehrwerth ab; er ist aber nicht der Mehrwerth.

Um während des Arbeitstages einen Werth zu produziren, der gleich dem Werth seiner Arbeitskraft, gleich v, muß der Arbeiter eine gewisse Zeit arbeiten; wir haben früher angenommen, 6 Stunden. Diese Arbeitszeit ist nothwendig zur Erhaltung des Arbeiters. Marx nennt sie die nothwendige Arbeitszeit. Der Theil des Arbeitstages, in welchem der Arbeiter über die Grenzen der nothwendigen Arbeitszeit hinaus arbeitet und nicht Werth zum Ersatz seiner Arbeitskraft, sondern Mehrwerth für den Kapitalisten schafft, heißt bei Marx die Mehrarbeitszeit, überschüssige Arbeitszeit, und die in ihr verausgabte Arbeit Mehrarbeit. Die Mehrarbeit steht zur nothwendigen Arbeit in demselben Verhältniß, wie der Mehrwerth zum variablen Kapital; wir können die Rate des Mehrwerths also ausdrücken durch $\frac{m}{v}$ oder $\frac{\text{Mehrarbeit,}}{\text{Nothwendige Arbeit.}}$

Der Mehrwerth stellt sich dar in einer Produktenmenge, die Marx das Mehrprodukt nennt. Sein Verhältniß zum variablen Kapital muß sich daher auch darstellen lassen in dem Verhältniß gewisser Bruchtheile des Produkts zu einander. Bei der Betrachtung dieses Verhältnisses, wo es sich nicht um den neugeschaffenen Werth, sondern um das fertige Produkt handelt, können wir jedoch nicht wie früher vom konstanten Kapital absehen, das einen Theil des Produktenwerthes bildet.

Nehmen wir an, in einem 12stündigen Arbeitstag werden von einem Arbeiter 20 Pfund Garn zum Werth von 30 Mark produzirt. Der Werth der versponnenen Baumwolle beträgt 20 Mark (20 Pfund à 1 Mark). Der Werthverschleiß der Spindel u. s. w. 4 Mark; der Werth der Arbeitskraft 3 Mark. Die Rate des Mehrwerths sei 100 Prozent. So haben wir Garnwerth 30 Mark = 24 Mark (c) + 3 Mark (v) + 3 Mark (m);

dieser Garnwerth existirt in 20 Pfund Garn, also das konstante Kapital in 16 Pfund, das variable Kapital in 2 Pfund, und ebenso der Mehrwerth in 2 Pfund Garn.

Die 20 Pfund Garn werden in 12 Stunden produzirt, also in jeder Stunde 1⅔ Pfund Garn. Die 16 Pfund, in denen der Werth des konstanten Kapitals verkörpert ist, werden in 9 Stunden 36 Minuten produzirt, die 2 Pfund, in denen der Werth des variablen Kapitals enthalten, in 1 Stunde 12 Minuten, und ebenso die 2 Pfund, in denen der Mehrwerth verkörpert.

Wenn wir so rechnen, sieht es aus, als ob der Mehrwerth nicht in 6 Stunden, wie angenommen, sondern in 1 Stunde 12 Minuten erzeugt würde. Und so rechnen denn auch die Fabrikanten und beweisen haarscharf, daß ihr Profit in der *letzten Arbeitsstunde* erzeugt werde, daß, wenn man die Arbeitszeit auch nur um eine Stunde verkürzt, jeder Profit unmöglich gemacht und die Industrie ruinirt werde. Schon im Jahre 1836 wurde diese Berechnung von den englischen Fabrikanten und ihren gelehrten und ungelehrten Anwälten unter der Führung Seniors gegen jede gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit ins Feld geführt. Dasselbe Argument hat man in Deutschland und Oesterreich gegen den Normalarbeitstag wieder aufgewärmt, obwohl bereits die thatsächlichen Erfahrungen in England dessen Nichtigkeit auf das Entschiedenste dargethan haben. Der Arbeitstag ist dort in verschiedenen Arbeitszweigen gesetzlich verkürzt worden, — wir kommen darauf noch zurück — ohne die Industrie zu ruiniren oder auch nur die Profite der Herren Fabrikanten merklich zu schädigen.

Das ganze Argument beruht auf der Verwechslung von Gebrauchswerth und Werth. Der *Gebrauchswerth* von zwei Pfund Garn wird in der letzten Stunde erzeugt, nicht aber ihr *Werth*. Die 2 Pfund Garn sind ja nicht aus Nichts in der

Luft gesponnen worden. In den 2 Pfund Garn ist nicht blos die Arbeit von 1 Stunde 12 Minuten des Spinners, sondern auch der Werth von 2 Pfund roher Baumwolle enthalten, und nach unserer Annahme (1 Pfund Baumwolle = 1 Mark, 1 Mark = 2 Arbeitsstunden) sind in den 2 Pfund Baumwolle 4 Arbeitsstunden verkörpert; außerdem ist von der Spindel ꝛc. so viel Werth auf die 2 Pfund Garn übergegangen, als in 48 Minuten gesellschaftlich nothwendiger Arbeitszeit erzeugt wird. Zu der Herstellung der während 1 Stunde 12 Minuten produzirten 2 Pfund Garn sind also in Wirklichkeit sechs Arbeitsstunden erforderlich gewesen. Wenn der Arbeiter unseres Beispiels wirklich während 1 Stunde 12 Minuten den ganzen Mehrwerth erzeugte, der ein Werthprodukt von 6 Stunden darstellt, dann müßte er im Stande sein, während eines zwölfstündigen Arbeitstages einen Werth zu schaffen, der 60 Arbeitsstunden entspricht! Und dergleichen Unsinn wird den Fabrikanten geglaubt!

Da das Argument in manchen Kreisen heute noch ziemlichen Anklang findet, sei noch eine seiner Seiten beleuchtet. Berechnen wir, wie hoch die Rate des Mehrwerthes sich bei einer Verkürzung des Arbeitstages von 12 auf 11 Stunden unter den bereits gegebenen Voraussetzungen gestalten würde.*)

Wir hätten jetzt nicht mehr 24 Mark konstantes Kapital, sondern blos 22, da ja weniger verarbeitet wird (18⅓ Pfund

---

*) Wir nehmen dabei an, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit von 12 auf 11 Stunden auch von einer Verminderung der Arbeitsleistung um $1/12$ begleitet ist. In Wirklichkeit ist das nicht nothwendigerweise der Fall; in der Regel ist die Verkürzung der Arbeitszeit von einer Vermehrung der Kraft, Geschicklichkeit, Ausdauer, Sorgfalt, Intelligenz, kurz der Arbeitsfähigkeit des Arbeiters begleitet, die mitunter so weit gehen kann, daß der Arbeiter in der kürzeren Arbeitszeit mehr produzirt als vordem in der längeren. Mit dieser Seite der Verkürzung der Arbeitszeit haben wir es jedoch hier nicht zu thun, wir sehen der Einfachheit wegen davon ab.

Baumwolle = 18 1/3 Mark; Verschleiß von Spindeln ꝛc. nur 3 2/3 Mark); dazu ein variables Kapital von 3 Mark (wir nehmen an, daß der Arbeitslohn für 11 Stunden derselbe bleibt, wie früher für 12 Stunden) und einen Mehrwerth von 2 1/2 Mark. Die Rate des Mehrwerthes beträgt also nicht mehr 100, sondern 83 1/3 Prozent.

Wir haben ein Gesammtprodukt von 18 1/3 Pfund Garn, mit einem Werth von 27 1/2 Mark; das konstante Kapital ist in 14 2/3 Pfund verkörpert, das variable in 2 Pfund, der Mehrwerth in 1 2/3 Pfund; die 14 2/3 Pfund werden in 8 Stunden 48 Minuten produzirt, die 2 Pfund Garn in 1 Stunde 12 Minuten und die Garnmasse, die den Mehrwerth trägt, in 1 Stunde. Durch die Verkürzung der Arbeitszeit um eine Stunde ist also die Zeit zur Herstellung des Mehrprodukts, das den Mehrwerth enthält, nicht um eine Stunde, sondern nur um 12 Minuten verringert worden. Das Rechenexempel der Fabrikanten beruht auf der wundervollen Annahme, daß in 11 Stunden um 1/12 weniger Produkt geliefert, aber ebensoviel Produktionsmittel (Rohstoffe ꝛc.) vernutzt werden, als in 12 Stunden.

Viertes Kapitel.

Mehrwerth und Profit.

Derselbe Unterschied, der zwischen Werth und Preis besteht, waltet auch zwischen Mehrwerth und Profit ob. Was den Praktiker, den Verkäufer und Käufer von Waaren interessiert, ist ihr Preis. Ihn interessiren demnach auch nur die Gesetze des Preises, weil ihre Kenntniß ihm nützlich sein kann bei seinen kaufmännischen Berechnungen und Spekulationen. Die Gesetze des Werthes, die dem Preis zu Grunde liegen, interessieren dagegen blos den Theoretiker, dem sich's nicht darum handelt, möglichst billig zu kaufen und theuer zu verkaufen, sondern darum, die gesellschaftlichen Zusammenhänge zu erforschen, die durch die Waarenproduktion hergestellt werden.

So interessirt den praktischen Kapitalisten auch nicht der Mehrwerth, sondern der Profit. Er will nicht das Verhältniß zwischen Kapital und Arbeit erforschen, sondern einen möglichst großen Profit machen. Mit welchem Arbeitsaufwand aber dieser Profit geschaffen wird, das ist ihm zunächst sehr gleichgiltig. Es ist ja nicht seine Arbeit, die ihn schafft. Wohl aber ist es sein Geld, womit er geschaffen wird. Er setzt also den gewonnenen Mehrwerth nicht in ein Verhältniß zu der Menge Arbeit, die bei seiner Produktion aufzuwenden war, sondern zu der Menge Geld, die er dazu vorschießen mußte. Wird die Bewegung der Schaffung des Mehrwerths dargestellt durch die Formel G — W — (G + g), so mißt der Kapitalist seinen Profit durch das Verhältniß von

g zu G. Dieses Verhältniß ist aber keineswegs dasselbe, wie das zwischen v und m, zwischen variablem Kapital und Mehrwerth. Die Geldsumme, die der Kapitalist für die Produktion vorschießen mußte, muß hinreichen, nicht blos den Arbeitslohn zu bezahlen, sondern auch Fabriksgebäude, Maschinen, Rohmaterialien, Hilfsstoffe, kurz alles das, was Marx unter dem Worte „konstantes Kapital“ zusammenfaßt. Schon dadurch wird bewirkt, daß selbst dort, wo Mehrwerth und Profit völlig übereinstimmen, die Profitrate doch eine andere ist, als die Mehrwerthsrate. Wird die Rate des Mehrwerths ausgedrückt durch die Formel v : m, so die Rate des Profits durch die Formel (c + v) : m.

Zu bemerken ist noch, daß das Jahr für viele Produktionszweige, namentlich die Landwirthschaft, einen natürlichen Produktionsabschnitt bildet, nach dessen Abschluß die Produktion wieder von Neuem beginnt. Es hat sich daher die Gewohnheit entwickelt, die Profitrate zu berechnen durch das Verhältniß der in einem Jahre gewonnenen Profitmenge zur Menge des in demselben Jahre für die Produktion vorgeschossenen Kapitals.

Es ist von vornherein klar, daß die Profitrate von der Mehrwerthsrate verschieden sein muß.

Wir hatten im vorigen Kapitel das Beispiel eines Kapitals von 5000 Mark gewählt; davon bildeten 4100 Mark das konstante, 900 Mark das veriable Kapital; 900 Mark den Mehrwerth. Die Rate des Mehrwerths war also 900 : 900 = 100 Prozent. Die Profitrate dagegen ist in diesem Falle 5000 : 900 = 18 Prozent.

Aber zwischen der Rate des Mehrwerths und der des Profits stellt sich bald noch ein anderer Unterschied heraus als dieser rein formale einer anderen Art der Berechnung.

Es ist klar, daß dieselbe Mehrwerthsrate verschiedene Profitraten ergeben muß, wenn die Zusammensetzung des Kapitals eine verschiedene ist, wenn auf dieselbe Menge Arbeitslohn verschiedene

Mengen konstantes Kapital kommen. Je nach der technischen Eigenart und dem Höhegrad der technischen Entwicklung ist aber diese Zusammensetzung in jedem Produktionszweig nothwendigerweise verschieden. „Die Werthzusammensetzung des Kapitals, insofern sie durch seine technische Zusammensetzung bestimmt wird und diese wiederspiegelt, nennen wir die organische Zusammensetzung des Kapitals.... Wir nennen daher Kapitale, die prozentig mehr konstantes, also weniger variables Kapital enthalten als das gesellschaftliche Durchschnittskapital: Kapitale von höherer Zusammensetzung. Umgekehrt solche, wo das konstante Kapital einen relativ kleineren und das variable einen größeren Raum einnimmt als beim gesellschaftlichen Durchschnittskapital, nennen wir Kapitale von niedrigerer Zusammensetzung. Kapitale von durchschnittlicher Zusammensetzung endlich nennen wir solche, deren Zusammensetzung mit der des gesellschaftlichen Durchschnittskapitals zusammenfällt" (Kapital, 3, Bd. I, S. 124, 142).

Sehen wir nun zu, wie sich unter dem Einfluß der verschiedenen Zusammensetzungen die Profitrate gestaltet. Nehmen wir drei Unternehmungen aus drei verschiedenen Produktionszweigen. Der eine sei noch technisch rückständig, wende im Verhältniß zur Zahl der Arbeiter wenig Maschinen an, brauche keine großen Fabriksgebäude 2c. Er habe eine niedere organische Zusammensetzung. Der zweite eine durchschnittliche, der dritte dagegen sei so hoch entwickelt, daß auf einen Arbeiter eine große Werthsumme an Maschinen und Baulichkeiten komme. Die organische Zusammensetzung seines Kapitals sei eine hohe.

Wir gestalten das Beispiel so einfach als möglich, nehmen daher an, in allen drei Produktionszweigen sei die Rate des Mehrwerths die gleiche und schlage das gesammte vorgeschossene Kapital einmal im Jahre um, das heißt, es werde insgesammt in einem Jahre in der Produktion verbraucht und das Produkt werde erst am Ende des Jahres, dann aber in seiner Gesammt-

heit verkauft. Das sind Annahmen, die kaum je in Wirklichkeit vorkommen, die wir aber machen müssen, soll nicht das Beispiel zu verwickelt und unübersichtlich werden.

In jedem der drei Unternehmungen werden 100 Arbeiter beschäftigt zu einem jährlichen Lohn von je 1000 Mark. Die Rate des Mehrwerths betrage überall 100 Prozent; die Lohnmasse also 100 000 Mark und ebenso die Masse des Mehrwerths 100 000 Mark. Aber das konstante Kapital belaufe sich im Unternehmen A auf 100 000 Mark, im Unternehmen B auf 300 000 Mark, im dritten Unternehmen C endlich auf 500 000 Mark.

Dann haben wir

Unternehmen	Kapital			Mehrwerth	Mehrwerthsrate, das heißt Verhältniß des Mehrwerths zum variablen Kapital	Profitrate, das heißt Verhältniß des Mehrwerths zum Gesammtkapital
	variables	konstantes	Gesammt			
	Mark	Mark	Mark	Mark	Prozent	Prozent
A . . .	100 000	100 000	200 000	100 000	100	50
B . . .	100 000	300 000	400 000	100 000	100	25
C . . .	100 000	500 000	600 000	100 000	100	16,6
Zusammen	300 000	900 000	1 200 000	300 000	100	25

Bei gleicher Mehrwerthsrate werden also die Profitraten sehr verschieden sein, wenn man die Waren genau zu ihren Werthen verkauft.

Diese Verschiedenheit der Profitraten ist aber ein Zustand, der in der kapitalistischen Produktionsweise nicht andauern kann. Der Kapitalist produzirt ja nur um des Profits willen, nicht um irgend ein Bedürfnis zu befriedigen. Was er produzirt, ist ihm einerlei, ob Nähnadeln oder Lokomotiven, Stiefelwichse oder Kölner Wasser, die Hauptsache ist, daß er einen möglichst hohen Profit für sein Geld einheimst. Was wird also die Folge davon sein, wenn in der einen Branche die Unternehmungen 50 Prozent,

in einer anderen nur 17 Prozent abwerfen? Das Kapital wird die letztere meiden, so viel es nur kann, und sich mit aller Macht der ersteren zuwenden. A wird starke Konkurrenz bekommen, die Produktion der Waaren dieses Zweiges wird schnell anwachsen, indeß sie in C zurückgehen wird.

Hier kommen wir auf das Gebiet der Konkurrenz, auf das von Nachfrage und Angebot. Wir haben schon gesehen, daß Werth und Preis zwei verschiedene Dinge sind, wenn auch dieser durch jenen bestimmt wird. Unter den Ursachen, die bewirken, daß die Preise von den Werthen abweichen, bald höher, bald niedriger stehen, ist die wichtigste der Wechsel in der Nachfrage der Kauflustigen und dem Angebot der Verkäufer.

Nachfrage und Angebot sind bei freier Konkurrenz die Regulatoren der heutigen Produktionsweise, die sonst in die schlimmste Anarchie verfallen würde, da sie ja nicht planmäßig geregelt, sondern von Privatunternehmungen betrieben wird, von denen jedes für sich nach dem Ermessen seines Besitzers oder Leiters produzirt. Nachfrage und Angebot sorgen dafür, daß die vorhandenen Arbeitskräfte den verschiedenen Produktionszweigen in der Weise zugetheilt werden, daß im Allgemeinen jeder so viel produzirt, als die Gesellschaft bei den gegebenen Verhältnissen verlangt. Freilich gilt das nur im Allgemeinen, nicht im Besonderen, nicht in jedem einzelnen Falle. Vielmehr wird bei der Planlosigkeit der heutigen Produktionsweise stets entweder zu viel oder zu wenig von der einen oder anderen Waare produzirt und erst hinterdrein wird durch das Spiel von Nachfrage und Angebot, das Sinken oder Steigen der Preise, dahin gewirkt, daß die Produktion dem gesellschaftlichen Bedürfniß entsprechend eingeschränkt oder erweitert wird.

Wird mehr von einer Waare produzirt, als die kaufkräftigen Mitglieder der Gesellschaft bei einer bestimmten Preishöhe, die in letzter Linie durch ihren Werth bestimmt wird, davon kaufen

können oder wollen, dann sinkt sie im Preise, wodurch sich der Kreis derjenigen Gesellschaftsmitglieder erweitert, die sie kaufen können oder wollen. Aber mit dem Preise sinkt der Profit; sinkt er unter den Durchschnitt, dann wird dadurch das Kapital von dem betreffenden Produktionszweig abgeschreckt, seine Produktion wird verringert und damit der Preis wieder gesteigert, bis er die dem Durchschnittsprofit entsprechende Höhe erreicht.

Umgekehrt; steigt der Preis über diesen Höhepunkt hinaus, weil weniger von der Waare produzirt wird als der Nachfrage der Käufer entspricht, dann steigt damit auch der Profit. Das Kapital wird von dem Produktionszweig angezogen, strömt ihm zu, erweitert die Produktion, worauf die Preise wieder auf das den Durchschnittsprofit abwerfende Niveau herabsinken. Um dieses Niveau bewegen sich die Preise ununterbrochen, bald sich darüber erhebend, bald sich darunter senkend, und nur durch diese Wellenbewegung wird das Niveau hergestellt, das stets nur als eine Tendenz, ein Streben, nicht als ein dauernder Zustand vorhanden ist.

Dies Wirken von Nachfrage und Angebot muß auch jenen Ungleichheiten der Profitraten entgegenarbeiten, die aus der Ungleichheit in der organischen Zusammensetzung des Kapitals entstehen.

In der Branche C wird die Produktion abnehmen und es werden die Preise und damit die Profite steigen. In der Branche A wird die Produktion wachsen und werden die Preise sinken. Das Eine wie das Andere wird so lange fortgehen, bis die Profite sich ausgeglichen haben und auf der Höhe des Durchschnitts der Gesammtheit der Profitraten angelangt sind. Wir haben angenommen, daß B die durchschnittliche organische Zusammensetzung des Kapitals, seine Profitrate also die Durchschnittsprofitrate darstellt. Dann wird sich der Profit in den drei Unternehmungen folgendermaßen gestalten:

Unternehmen	Gesammtkapital	Mehrwerth	Mehrwerthsrate	Profitrate	Profit
	Mark	Mark	Prozent	Prozent	Mark
A	200000	100000	100	25	50000
B	400000	100000	100	25	100000
C	600000	100000	100	25	150000
Zusammen	1200000	300000	100	25	300000

Diese Ausgleichung der Profitrate wurden aber nur möglich dadurch, daß die Waarenpreise sich von den Waarenwerthen entfernten. Da nach unserer Voraussetzung das gesammte vorgeschossene Kapital in einem Jahre umschlägt und im Werth des Jahresprodukts erscheint, so finden wir jetzt folgendes Verhältniß zwischen dem Werth und dem Preis des Jahresprodukts jedes Unternehmens:

Unternehmen	Gesammtkapital	Mehrwerth	Werth des Gesammtprodukts (Produktionskosten + Mehrwerth)	Profit	Produktionspreis des Gesammtprodukts (Produktionskosten + Profit)
	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
A	200000	100000	300000	50000	250000
B	400000	100000	500000	100000	500000
C	600000	100000	700000	150000	750000
Zusammen	1200000	300000	1500000	300000	1500000

Nehmen wir an, daß das Jahresprodukt jedes Unternehmens in je 10000 Waarenexemplare zerfällt, so haben wir für die einzelne Waare

	A	B	C
Werth	30 Mark	50 Mark	70 Mark
Produktionspreis . .	25 Mark	50 Mark	75 Mark

In Wirklichkeit vollzieht sich nun der Vorgang nicht etwa so, daß jeder Kapitalist zuerst den vollen Mehrwerth bezieht, so daß die Kapitalisten der einen Branche 50 und die der anderen nur 17 Prozent Profit machen. Dergleichen Unterschiede kommen

nur in den Anfängen der kapitalistischen Produktionsweise oder heute noch in Gegenden und Betriebszweigen vor, deren sich diese Produktionsweise neu bemächtigt. Bei entwickelter kapitalistischer Produktion bildet sich ein herkömmlicher durchschnittlicher Profitsatz, den die Kapitalisten bei ihren Preisberechnungen von vornherein zu Grunde legen, was natürlich nicht ausschließt, daß sie jede Gelegenheit benützen, über diesen Preis hinauszugehen, während sie es als Verlust betrachten, wenn sie einen niedrigeren Preis, also auch eine geringere Profitrate erzielen. Dieser Preis, der gebildet wird aus den Kosten der Produktion (das aufgewandte variable und konstante Kapital), zu denen man noch den „landesüblichen" Profit hinzuschlägt, erscheint dem Kapitalisten als der „natürliche". Marx nennt ihn den Produktionspreis. Er besteht aus dem Kostenpreis (Betrag des variablen und konstanten Kapitals) und dem Durchschnittsprofit.

Nicht der Werth, sondern der Produktionspreis bildet bei entwickelter kapitalistischer Produktionsweise das Niveau, um das die Marktpreise unter dem Einfluß von Nachfrage und Angebot in Wellenlinien hin und her schwanken. Der Produktionspreis selbst aber schwebt nicht in der Luft, sondern er hat seine Grundlage im Werth.

Die Gegner der Marx'schen Werththeorie behaupten gern, Marx selbst habe seine eigene Theorie, die er im ersten Bande des „Kapital" entwickelt, über den Haufen geworfen durch den dritten Band, in dem er nachwies, daß in Folge des Strebens nach Ausgleichung der Profite bei entwickelter kapitalistischer Waarenproduktion die Preise der meisten Waaren dauernd von ihren Werthen abweichen, indem die Preise der einen Hälfte dieser Waaren dauernd ebenso viel unter ihren Werthen stehen, wie die der anderen Hälfte darüber. Aber Marx hätte seine Werththeorie nur dann über den Haufen geworfen, wenn er gezeigt hätte, daß die Preise unabhängig sind von ihren Werthen. Weit entfernt, das zu thun, beweist vielmehr der dritte Band

des „Kapital“, daß die Produktionspreise, um welche die Marktpreise herumpendeln, in vollster Abhängigkeit von dem Werthgesetz stehen, ohne das sie unerklärlich werden. Gerade jener Faktor, der Durchschnittsprofit, der die Abweichungen der Produktionspreise von den Werthen verursacht, kann nur erklärt werden aus den Gesetzen des Mehrwerths, die wieder aus denen des Werths hervorgehen. Wenn wir nicht annehmen, daß die gesammte Masse des in der Gesellschaft vorhandenen Mehrwerths und die gesammte Masse des Profits mit seinen Abzweigungen (Zins, Grundrente, von denen wir hier nicht weiter handeln wollen) gleichbedeutend sind, dann verlieren wir jeden Erklärungsgrund dafür, warum die Durchschnittsprofitrate unter gegebenen Verhältnissen eine bestimmte Größe ist.

Das Gesetz des Waarenwerths wird nicht dadurch aufgehoben, daß bei entwickelter kapitalistischer Produktion zwischen Werth und Preis durch die Durchschnittsprofitrate und den davon abhängigen Produktionspreis ein neues Mittelglied tritt. Wollte man daraus seine Ungiltigkeit schließen, dann müßte man auch die Ungiltigkeit des Fallgesetzes annehmen, weil der Fall der Körper im Wasser noch mehr Widerstände findet als in der Luft.

Die Marx'sche Theorie des Produktionspreises ist von seinen Theorien des Werths und Mehrwerths nicht zu trennen. Weit entfernt, diese ad absurdum zu führen, bildet sie vielmehr ihre Vollendung. Die Theorie des Produktionspreises liefert uns den Schlüssel zu einer Reihe von Erscheinungen, auf denen die Verhältnisse der herrschenden Klassen unter einander beruhen — zu dem Gegensatz zwischen Kapital (Profit) und Grundbesitz (Grundrente), zwischen industriellem Kapital (industriellem Profit) und Geldkapital (Zins) u. s. w. Sie liefert uns noch mehr: den Schlüssel zu einer Reihe von Werththeorien, damit aber auch zu ihrer Widerlegung, denn eine Reihe von Theorien des Werths sind im Grunde nur Theorien des Produktionspreises, den sie als den letzten Bestimmungsgrund der Marktpreise betrachten.

Es dürfte hier der richtige Platz sein, einen Blick auf jene Werththeorien zu werfen, die die Bestimmung des Werths durch die Arbeit leugnen. Wie von den oben erwähnten, kann man von ihnen allen sagen, daß sie gar keine Theorien des Werths sind, daß sie unter Werth etwas verstehen, was gar nicht Werth ist: Gebrauchswerth, Produktionspreis, Durchschnittspreis.

Nun sagt man freilich: jeder Theoretiker hat das Recht, unter Werth zu verstehen, was er will. Wir haben blos zu fragen, ob seine Erklärung dessen, was er unter Werth versteht, richtig ist oder nicht. Ob es dann eine Theorie des Gebrauchswerths oder des Preises oder was immer ist, geht uns nichts an.

Aber in jeder anderen Wissenschaft würde eine derartige Auffassung als ganz unwissenschaftliche Naivität nicht ernst genommen werden. Nehmen wir zum Beispiel die Atomtheorie. Was würde man zu der Auffassung sagen, daß es jedem Forscher frei stehe, unter Atom zu verstehen, was er wolle, etwa ein Molekül oder eine Zelle; daß es einerlei sei, wenn er nur eine richtige Zellentheorie gebe, ob er sie Atomtheorie nenne oder nicht? Man würde ihm sofort antworten, daß es sich beim Atom nicht um einen Namen handelt, den man nach Belieben bald diesem, bald jenem Dinge beilegen kann, sondern um ganz bestimmte Vorgänge, deren Erklärung die Theorie des Atoms zu dienen hat, Vorgänge, die unter Anderem auch der Bildung des Moleküls oder der Zelle zu Grunde liegen. Man kann die Atomtheorie annehmen oder verwerfen, das heißt die fraglichen Vorgänge durch sie oder anders erklären; aber es wäre ein grober wissenschaftlicher Schnitzer, ein Produkt jener Vorgänge, die nach der Theorie durch die Lagerung der Atome bestimmt werden, ein Atom zu nennen. Man darf nie das Grundlegende mit dem daraus Abgeleiteten verwechseln.

Darüber ist in der Naturwissenschaft kein Zweifel möglich. Die Vorgänge der politischen Oekonomie sind komplizirter, trotzdem muß für sie dasselbe gelten, was für die Naturwissenschaft.

Es sind ganz bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse und Vorgänge, die durch das Werthgesetz zu erklären sind, und es geht nicht an, die Gesetze anderer, durch den Werth bedingter Verhältnisse und Vorgänge als Werthgesetze zu bezeichnen und zu behandeln.

Der Vorgang, den jede Werththeorie erklären will und erklären muß, ist der des Austauschs zweier Waaren; das gesellschaftliche Verhältniß, das sie erklären will und muß, ist das zwischen zwei Waarenbesitzern, die ihre Waaren gegenseitig austauschen. Der Vorgang des Waarenaustauschs, aus dem sich dann Verkauf und Kauf entwickelt, ist der grundlegende, der das ganze wirthschaftliche Getriebe der heutigen Gesellschaft im Gange hält. Jede Erklärung dieses Getriebes muß daher von der Erforschung des Gesetzes ausgehen, das den Waarenaustausch regelt, und das ist eben das Werthgesetz. Wollte man unter dem Werthgesetz die Erklärung eines anderen Vorgangs verstehen, dann müßte man dem Gesetz, das dem Austausch der Waaren zu Grunde liegt, einen besonderen Namen geben. Das thut aber keine der Werththeorien. Jede will also denselben Vorgang erklären.

Hält man sich aber den Vorgang vor Augen, den das Werthgesetz zu erklären hat, dann wird es leicht klar, daß man vor Allem *Gebrauchswerth* und *Tauschwerth* streng auseinanderhalten muß und sich nicht durch das Wörtlein *werth*, das in den beiden Bezeichnungen vorkommt, verleiten lassen darf, sie als gleichbedeutend anzusehen. Manche Werththeorie erklärt den Werth aus der Nützlichkeit eines Gegenstandes. Je nützlicher, desto werthvoller. Das ist richtig, wenn unter werthvoller der größere Gebrauchswerth verstanden wird, falsch, wenn damit der größere Tauschwerth gemeint sein soll.

Der Gebrauchswerth, die Nützlichkeit eines Dinges bezeichnet ein Verhältniß zwischen dem einzelnen Menschen, dem Konsumenten, und diesem Ding, nicht aber ein gesellschaftliches Verhältniß, das

Verhältniß zwischen zwei Menschen, wie das Austauschverhältniß eines ist. Wollte man vielleicht sagen, daß gleich nützliche Gegenstände in gleichen Mengen gegeneinander ausgetauscht werden? Aber der Austausch oder Verkauf besteht meist darin, daß jeder Verkäufer Dinge hingiebt, die für ihn keinen Gebrauchswerth, keinen Nutzen haben.

Wenn der Bäcker und seine Leute satt sind, hat das Brot, das sie gebacken haben und verkaufen, keinen Gebrauchswerth mehr für sie. Wenn der Bäcker keinen Abnehmer dafür fände, wüßte er nichts damit anzufangen. Dagegen kann dies selbe Brot für einen beim Bäcker vorbeigehenden Arbeiter, der an dem Tage noch nichts gegessen hat, von größtem Gebrauchswerth sein. Der Tauschwerth des Brotes ist aber für beide Theile derselbe.

Nehmen wir an, der vorübergehende Arbeiter sei ein Korbmacher, der mit seinen Körben hausiren geht. Der Bäcker braucht einen Korb; dieser hat für ihn großen Gebrauchswerth, für den Arbeiter dagegen gar keinen. Der letztere hat eine Menge Körbe zu Hause stehen, aber nichts hineinzuthun. Er giebt gern einen Korb für eine Anzahl Brote hin. Aber in welchem Verhältniß werden sich Korb und Brot austauschen, wenn ihre Besitzer auf die Nützlichkeit sehen? Wie viele Stücke Brot sind für den Korbmacher ebenso nützlich, als ein Korb für den Bäcker? Es ist klar, daß man die Nützlichkeiten zweier verschiedener Gebrauchswerthe gar nicht miteinander vergleichen kann; sie sind zahlenmäßig nicht in ein Verhältniß miteinander zu bringen. Wenn der Korbmacher für seinen Korb fünf Brotlaibe erhält, so wäre es absurd zu sagen, ein Korb sei fünfmal so nützlich oder (in diesem Sinne) werthvoll wie ein Brotlaib. Die Nützlichkeiten der verschiedenen Waaren sind aneinander nicht meßbar.

Bei verschiedenen Stücken *derselben* Waarenart kann man allerdings einen höheren oder geringeren Grad ihres Gebrauchswerths feststellen. Ein dauerhaftes Paar Stiefel hat einen

größeren Gebrauchswerth als ein weniger dauerhaftes, und ich werde gern mehr dafür zahlen — wenn ich das nöthige Geld dazu habe. Eine Flasche Johannisberger hat einen größeren Gebrauchswerth und Tauschwerth als eine Flasche Spandauer oder Grüneberger. Also, so scheint es, ist doch der Gebrauchswerth ein Element des Waarenwerths.

Aber es scheint nur so. Würde der größere Gebrauchswerth den größeren Waarenwerth schaffen, dann erhebt sich die Frage, warum nicht jeder Produzent nur die besten Qualitäten produzirt? Warum erzeugt nicht jeder Schuster nur ausgezeichnete Schuhe, warum baut nicht jeder Winzer die besten Marken? Die Antwort ist einfach. Bei den Schuhen ist die bessere Qualität entweder Folge besseren Rohmaterials 2c., das mehr Arbeit und Geld kostet, oder Folge besserer Arbeit, das heißt, bei durchschnittlicher Geschicklichkeit des Arbeiters, größeren Arbeitsaufwands. Deshalb, und nicht wegen des höheren Gebrauchswerths sind die soliden Schuhe theurer. Man sagt bekanntlich, daß die theuersten Waaren die billigsten sind, das heißt, ihr Gebrauchswerth übersteigt den der niedrigen Qualitäten in viel höherem Maße, als ihr Waarenwerth den der letzteren. Ein Paar Stiefel um 12 Mark dauert vielleicht doppelt so lang wie eines um 10 Mark.

Der höhere Preis einzelner Weinsorten rührt aber daher, daß man sie nur an bestimmten Stellen bauen kann. Hier verliert das Werthgesetz überhaupt seine Geltung, weil wir es hier mit einem Monopol zu thun haben. Das Werthgesetz setzt aber die freie Konkurrenz voraus.

Wo innerhalb derselben Waarenart Qualitätsunterschiede Preisunterschiede bedingen, da lassen diese sich stets entweder auf Unterschiede im Arbeitsaufwand oder auf Monopolverhältnisse zurückführen.

Andere Werththeorien wieder verwechseln den Werth mit dem Preise. Sie erklären den Werth aus dem Verhältniß von Nach=

frage und Angebot. Aber diese erklären nur, warum die Preise einer bestimmten Waare stets um ihren Werth (respektive Produktionspreis) herumpendeln; sie erklären aber nicht, warum im Durchschnitt der Preis der einen Waare stets um so viel höher steht als der der anderen, warum zum Beispiel Jahrhunderte lang ein Pfund Gold im Durchschnitt dreizehnmal so theuer war wie Silber.

Will die Erklärung des Werths durch Nachfrage und Angebot diese dauernden Preisunterschiede der verschiedenen Waaren begreiflich machen, dann bleibt ihr nichts übrig als eine verschämte Zuflucht zur Arbeitswerththeorie. Auf die Frage, woher es denn kommt, daß die eine Waare dauernd um so viel theurer sei als die andere, antwortet sie, das rühre von ihrer größeren Seltenheit her, die bewirke, daß ihr Angebot dauernd geringer sei als das der anderen. Aber um von einer Waare, die seltener ist, dieselbe Menge auf den Markt zu bringen, wie von einer, die häufiger vorkommt, dazu ist eben mehr Arbeit erforderlich. Es macht kaum einen Unterschied, ob ich sage, ein Pfund Gold war deshalb dreizehnmal so theuer wie ein Pfund Silber, weil es dreizehnmal so selten gefunden wurde, oder weil es dreizehnmal so viel Arbeit kostete, ein Pfund Gold herzustellen, wie ein Pfund Silber. Sobald der Theoretiker sich nicht auf den bloßen Kaufmannsstandpunkt stellt, den auf dem Markte blos der Preis der Waaren interessirt, nicht aber die Art, wie diese gewonnen wurden, sobald er tiefer gräbt und forscht, wie die Waaren produzirt wurden, die auf den Markt kamen, dann findet er stets, daß die Werthe der Waaren durch den Vorgang der Produktion bestimmt, in der Werkstatt und nicht auf dem Markt geschaffen werden. Den bürgerlichen Theoretikern liegt freilich der Markt meist näher als die Werkstatt, und darum stehen sie in der Regel der Arbeitswerththeorie so verständnißlos gegenüber.

Auf dem Markte wird der Werth blos in Geld, in Preis, verwandelt; zunächst in dargestelltes Geld, die Preisforderung,

und dann in wirkliches Geld, wenn die Waare verkauft ist. Je mehr die kapitalistische Wirthschaft sich entwickelt, desto mehr Zwischenglieder schieben sich zwischen Werkstatt und Markt, zwischen den Produzenten und den Verkäufer an den Konsumenten ein, desto größer können die dadurch bedingten Abweichungen des wirklich erzielten Preises vom theoretisch bestimmten Werth sein. Das hindert aber nicht, daß doch in letzter Linie es stets die Produktionsbedingungen sind, die den Werth der Waaren bestimmen, und daß der Preis stets davon abhängig bleibt, wie sehr auch diese Abhängigkeit eine vermittelte sein mag.

Die kapitalistischen Praktiker selbst bestimmen den Werth der Waaren aus ihren Produktionsbedingungen. Allerdings verstehen sie darunter nicht die zu ihrer Herstellung gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit, sondern die Produktionskosten (Arbeitslohn, Auslagen für Maschinen, Rohmaterial 2c.), vermehrt um den Durchschnittsprofit.

Darnach erklärt auch eine ganze Reihe von Theoretikern, der Werth werde bestimmt durch die Produktionskosten.

Aber was vom Standpunkt des kapitalistischen Praktikers richtig ist, wird unsinnig vom Standpunkt der Theorie, die nicht den jeweiligen Normalpreis zu berechnen, sondern die gesellschaftlichen Vorgänge der kapitalistischen Produktionsweise auf ihre letzten Gründe zurückzuführen hat.

Vor Allem, was sind die Produktionskosten? Eine bestimmte Geldsumme. Sie setzen also schon das Geld voraus. Die Bestimmung des Werths durch die Produktion heißt also, daß der Werth durch das Geld erklärt werden soll, nicht umgekehrt. Das Pferd wird beim Schwanz aufgezäumt.

Die Produktionskosten sind eine gegebene Summe von Werthen — Werth der Arbeitskraft (Arbeitslohn), Werth der Produktionsmittel, Werth des Profits. Aus dieser Summe von Werthen wird der Werth erklärt. Man sieht, diese Werthbestimmung dreht sich im Kreise herum.

Nun nehmen wir aber einen Waarenproduzenten, etwa einen bäuerlichen Weber, von dem wir voraussetzen, daß er alles selbst erzeugt: Er baut seine Lebensmittel, ebenso wie das Rohmaterial, den Flachs, den seine Töchter verspinnen, und er verfertigt den Webstuhl selbst aus eigenem Holze: wo bleiben bei dem Manne die Produktionskosten? Er hat gar keine Geldauslagen, sein Produkt kostet ihn blos Arbeit, nichts als Arbeit.

Nun gehen wir einen Schritt weiter zu einer höheren Produktionsstufe, dem handwerksmäßigen Weber. Dieser hat schon Geldausgaben zu machen; er hat Produktionskosten. Er muß den Webstuhl kaufen, das Garn, auch seine Lebensmittel. Das sind seine Produktionskosten. Aber wird er darnach den Werth der Leinwand berechnen, die er erzeugt? Dann wird sein Handwerk kaum den viel gerühmten goldenen Boden haben, es wird ihm keinen Ueberschuß abwerfen, den er zurücklegen könnte. Und ein Theil seiner Produktionskosten — sein Aufwand für Lebensmittel und den Webstuhl — bleibt der gleiche, ob er 4 oder 12 Stunden im Tage arbeitet. Wird er darum das Produkt von 12 Stunden nicht höher berechnen als das von 4 Stunden — vom Rohmaterial abgesehen —? Man sieht, auch er wird zu den Kosten des Materials seine Arbeit als werthbildend hinzurechnen.

Erst für den Kapitalisten gestaltet sich die Sache anders. Ihn kostet das Produkt gar keine Arbeit, sondern nur Geld. Er bezahlt nicht blos die Produktionsmittel, sondern auch die Arbeit mit Geld, für ihn lösen sich also alle Produktionsbedingungen in einen Geldaufwand auf, und dieser erscheint ihm werthbildend. Aber er würde ein sonderbares Gesicht machen, wollte man ihn versichern, daß der Werth seiner Produkte gleich sei dem Betrag, den er für ihre Produktion verausgabt hat. Er läßt nicht produziren, um blos seinen Geldaufwand für die Produktion wieder hereinzubringen. Er will auch einen Profit machen. Dieser ist

der Grund, warum er überhaupt sein Geld für die Produktion hergibt, statt es zu konsumieren. Er schlägt daher auf die Produktionskosten noch den „landesüblichen“ Gewinn hinzu. Der so bestimmte Preis ist der Minimalpreis, den er mindestens erzielen muß, soll er nicht seiner Anschauung nach mit Verlust „arbeiten“.

Der Profit gehört nach kapitalistischer Anschauung zu den Produktionskosten, die den Werth eines Produkts bestimmen. Dieser „Werth“ entpuppt sich nun aber als nichts anderes als der Produktionspreis der Marxschen Theorie, der selbst wieder erst durch das Werthgesetz begriffen werden kann.

Gebrauchswerth, Marktpreis, Produktionspreis — das sind die Kategorien, die uns die von der Arbeitswerththeorie abweichenden Werththeorien als „Werth“ vorsetzen. Es sind entweder Kategorien, die wie der Gebrauchswerth mit dem Tauschwerth nur insofern zu thun haben, als sie seine Voraussetzung bilden, aber nicht einen seiner Bestimmungsgründe; oder solche, die aus dem Tauschwerth hervorgehen, wie Produktionspreis oder Marktpreis, die also das Tauschverhältnis nicht erklären, sondern dessen Erklärung zu ihrer eigenen Erklärung voraussetzen.

Diese Theorien begnügen sich damit, die Vorstellungen, welche die Käufer und Verkäufer oder die Kapitalisten von ihren geschäftlichen Operationen haben, als die wirklichen Gründe dieser Operationen anzusehen. Diese Theoretiker glauben, eine Erscheinung wissenschaftlich zu erklären, wenn sie die Gedanken der Praktiker darüber zusammenstellen und wiedergeben. Aber dazu braucht man keine Wissenschaft. Diese soll die tieferen Gründe der gesellschaftlichen Vorgänge und Verhältnisse aufzeigen, die den Betheiligten vielfach gar nicht oder nur unvollkommen, oft ganz verkehrt, zum Bewußtsein kommen.

Der Wahrheit am nächsten kommt von den hier genannten Werththeorien jene, die in den Produktionskosten den Bestimmungsgrund des Werthes sucht. Aber sie scheitert an dem Durchschnitts-

profit. Außer der Arbeitswerththeorie kann keine erklären, wodurch die Größe des Durchschnittsprofits bestimmt wird, warum sie unter bestimmten Verhältnissen etwa 10 Prozent ausmacht und nicht 100 oder 1000. Die anderen Theorien begnügen sich damit, die Aneignung des Profits entweder zu rechtfertigen oder psychologisch zu erklären. Aber die tiefste Rechtsphilosophie und die feinste Psychologie kann nicht erklären, woher der Profit stammt, wie er geschaffen wird.

Für das Verständniß der gesellschaftlichen Zusammenhänge ist die Profittheorie von der höchsten Bedeutung. Trotzdem wollen wir sie hier nicht weiter verfolgen, sondern zur Theorie des Mehrwerths zurückkehren. Die Profittheorie ist die Theorie der Vertheilung der Beute — des Mehrwerths — unter die verschiedenen Schichten der herrschenden Klassen. Der industrielle oder landwirthschaftliche Kapitalist läßt wohl den Mehrwerth produziren, aber er kann ihn nicht ganz behalten. Er muß nicht nur, wenn er sein Kapital in einem Produktionszweig anwendet, in dem es von niederer organischer Zusammensetzung sein muß, einen Theil des Mehrwerths an andere Kapitalisten abtreten, die ihre Kapitalien in Produktionszweigen mit höherer organischer Zusammensetzung angelegt haben: diesen Ausgleichungsvorgang merkt er nicht und der macht ihm daher keinen Kummer. Er muß aber auch — und das merkt er sehr deutlich — einen Theil seines Gewinnes an den Geldkapitalisten, dem er Geld entleiht, als Kapitalzins zahlen, einen Theil dem Kaufmann als Handelsprofit lassen, endlich, wenn er Landwirth ist, einen Theil als Grundrente entweder als Pächter dem Grundbesitzer abtreten oder — wenn er selbst Grundbesitzer ist — zur Verzinsung des Kapitals ausgeben, das er zum Ankauf seines Grundbesitzes anwenden mußte.

Aber so wichtig alle diese Verhältnisse sind, uns interessirt hier vor Allem das Verhältniß zwischen dem Kapitalisten und dem Arbeiter, und zwar nicht das zwischen dem einzelnen Kapita=

listen und dem einzelnen Arbeiter, sondern das zwischen der Kapitalistenklasse und der Arbeiterklasse. Für dieses Verhältniß kommt aber die Profittheorie nicht in Betracht, sie ist eher geeignet, es zu verdunkeln, weil sie die Größe des Profits von einer Reihe Umständen abhängig macht, die mit dem Verhältniß zwischen Kapital und Arbeit gar nichts zu thun haben.

Wie immer aber sich der Profit des einzelnen Kapitalisten gestalten mag, in letzter Linie hängt seine Größe ab von der Größe des Mehrwerths, also von der Größe der Ausbeutung der Lohnarbeiter. Vor Allem gilt dies für die Gesammtheit der Kapitalisten, da die Gesammtheit des Profits gleichbedeutend ist mit der Gesammtheit des Mehrwerths.

Nicht aus den Gesetzen des Profits, sondern aus denen des Mehrwerths lernen wir den Klassengegensatz und den Klassenkampf zwischen Kapital und Arbeit begreifen, lernen wir aber auch die Eigenart der kapitalistischen Produktionsweise am besten verstehen.

Wir werden also im Folgenden wieder nur vom Werth und Mehrwerth handeln, von der Voraussetzung ausgehen, daß der Preis gleich dem Werth ist und der Profit gleich dem Mehrwerth. Wir müssen hier von der Durchschnittsprofitrate und den Produktionspreisen ebenso absehen, wie man bei der Berechnung der Fallgesetze vom Luftwiderstand absieht.

Bei der Anwendung in der Praxis müssen freilich die hier außer Acht gelassenen Momente in Betracht gezogen werden.

Fünftes Kapitel.

Der Arbeitstag.

Die nothwendige Arbeitszeit und die Mehrarbeitszeit zusammen bilden den Arbeitstag.

Die nothwendige Arbeitszeit ist unter gegebenen Verhältnissen — einem bestimmten Höhegrad der Produktivität der Arbeit, der Bedürfnisse der Arbeiterklasse u. s. w. — eine bestimmte Größe. Wir haben in unserem Beispiel diese Größe auf sechs Stunden angenommen. Der Arbeitstag darf selbstverständlich unter keiner Produktionsweise kürzer sein, als die nothwendige Arbeitszeit, er muß unter der kapitalistischen Produktionsweise länger sein, als diese. Je länger die Mehrarbeitszeit, desto größer — unter sonst gleichen Verhältnissen — die Rate des Mehrwerthes. Das Bestreben des Kapitalisten geht daher dahin, den Arbeitstag so viel als möglich auszudehnen. Am liebsten würde er den Arbeiter 24 Stunden lang ununterbrochen arbeiten lassen.*)

Zu seinem größten Leidwesen geht das auf die Dauer nicht. Der Arbeiter erlahmt schließlich, wenn ihm nicht eine

---

*) Bei der österreichischen parlamentarischen Enquete über Arbeiterverhältnisse von 1883 wurde konstatirt, daß in verschiedenen Spinnereien Brünns von Sonnabend Morgens bis Sonntag Morgens durchgearbeitet wurde. Diese schöne Gewohnheit ist leider nicht auf Brünn und nicht auf Spinnereien beschränkt.

Pause der Rast, des Schlafes, der Mahlzeit gewährt wird. Aber der Kapitalist trachtet wenigstens dahin, diese Pausen so viel als möglich zu verkürzen, und den Arbeiter während der ganzen übrigen Zeit für sich in Anspruch zu nehmen. Die Arbeitskraft läßt sich vom Arbeiter nicht trennen und die ganze Zeit über, während der der Gebrauchswerth der Arbeitskraft dem Kapitalisten gehört, gehört ihm auch die Person des Arbeiters. Jede Minute, die der Arbeiter von der Arbeitszeit für sich verwendet, erscheint dem Kapitalisten als Diebstahl an seinem eigenen Kapital.*)

Aber eben, weil die Arbeitskraft und der Arbeiter untrennbar miteinander verbunden sind, erheischt das Interesse des letzteren die möglichste Verkürzung der Arbeitszeit. Während des Produktionsprozesses ist er nur Theil des Kapitals; er wird unter der kapitalistischen Produktionsweise erst Mensch, sobald er aufhört, zu arbeiten. Aber neben diesem moralischen Motiv für Verkürzung der Arbeitszeit besteht auch ein materielles.

---

*) Die englischen Arbeiter — und wohl andere auch — wissen die Genauigkeit sehr gut zu persifliren, mit der der Kapitalist darüber wacht, daß ihm der Arbeiter von dem Arbeitstag, den er gekauft, nichts abzieht. So erzählen sie von einem Steinbruchbesitzer. In dessen Steinbruch wurde ein Arbeiter durch eine vorzeitig losgehende Sprengmine in die Luft geschleudert, kam aber unerwarteter Weise unbeschädigt wieder auf die Erde nieder. Bei der Lohnzahlung zog ihm der Unternehmer die Zeit, die er in der Luft gewesen, also nicht gearbeitet hatte, ab. Etwas Aehnliches soll sich beim Bau des Croton Aquädukts im Staate New-York thatsächlich ereignet haben. Ein Berg war zu durchstechen. Die Minen im Tunnel erzeugten nach ihrer Abfeuerung schädliche Gase, welche die Arbeiter oft betäubten und für einige Zeit (Bruchtheile einer Stunde) arbeitsunfähig machten. Diese Zeit wurde ihnen vom Lohn abgezogen. Im Kanton Zürich zog ein für das „ewig Weibliche“ schwärmender Fabrikant seinen Arbeiterinnen den Lohn für die Zeit ab, die sie in seinem Komptoir mit ihm zugebracht.

Das Kapital strebt darnach, mehr zu nehmen als ihm nach den Regeln des Waarenaustausches gebührt.

Wenn der Kapitalist die tägliche Arbeitskraft zu ihrem Werthe kauft, so gebührt ihm nur ihr Gebrauchswerth für einen Tag, d. h. er darf die Arbeitskraft täglich nur so lange benützen, daß ihre Wiederherstellung dadurch nicht geschädigt wird. Wenn Jemand den Ertrag eines Apfelbaumes kauft und er, um aus dem Baum recht viel Profit herauszuschlagen, nicht nur die Aepfel herabschüttelt, sondern auch Aeste absägt, um das Holz zu vernutzen, so verletzt er den Vertrag, den er eingegangen; der Baum kann im nächsten Jahre nicht mehr so viel Früchte tragen, wie früher. Der gleiche Fall tritt aber ein, wenn der Kapitalist den Arbeiter übermäßig lange arbeiten läßt: es geschieht dies auf Kosten der Arbeitsfähigkeit und Lebensdauer des Arbeiters. Wenn in Folge der Ueberarbeit die Dauer der Arbeitsfähigkeit des Arbeiters von 40 Jahren auf 20 Jahre herabgesetzt wird, so heißt das nichts anderes, als daß das Kapital durchschnittlich in *einem* Tag den Gebrauchswerth von *zwei* Arbeitstagen vernutzt hat; es hat dem Arbeiter die Arbeitskraft eines Tages bezahlt und die Arbeitskraft zweier Tage abgenommen. Der Kapitalist predigt den Arbeitern Sparsamkeit und weise Fürsorglichkeit und zwingt sie gleichzeitig, das einzige zu verschwenden, was sie besitzen, ihre Arbeitskraft.*)

---

*) Marx zitirt eine Stelle aus einem Artikel von Dr. Richardson in der „Social Science Review,“ 1863. Es heißt da: „Zu Marylebone (einem der größten Stadtviertel Londons) sterben *Grobschmiede* in dem Verhältniß von 31 per 1000 jährlich oder 11 über der Durchschnittssterblichkeit erwachsener Männer in England. Die Beschäftigung, eine fast instinktive Kunst der Menschheit, an und für sich tadellos, wird durch bloße Uebertreibung der Arbeit der Zerstörer des Mannes. Er kann so viel Hammerschläge täglich schlagen, so viel Schritte gehen, so viel Athemzüge holen, so viel Werk verrichten und durchschnittlich sage 50 Jahre leben. Man zwingt ihn,

Es handelt sich hier nicht um den Kapitalisten als Privatperson, sondern als Repräsentanten der kapitalistischen Produktionsweise, der deren Gebote ausführt, gleichgiltig, ob er durch persönliche Habgier oder durch die Konkurrenz dazu getrieben wird.

Wir sehen hier einen Gegensatz zwischen den Interessen der Arbeiterklasse und der Kapitalistenklasse. Die erstere sucht den Arbeitstag so viel als möglich zu verkürzen, die zweite ihn so viel als möglich zu verlängern. Das Resultat des Zwiespalts zwischen beiden Klassen ist ein Kampf, der heute noch fortdauert, der aber schon vor Jahrhunderten begonnen hat und historisch von der höchsten Bedeutung wurde. In diesem Kampf haben die arbeitenden Proletarier die Solidarität ihrer Interessen erkannt; er war die Haupttriebfeder zur Konstituirung der Arbeiter als Klasse, zur Entwicklung der Arbeiterbewegung als politischer Bewegung. Das wichtigste unter den bisherigen praktischen Ergebnissen dieses Kampfes bildet die Regulirung der Länge des Arbeitstages durch den Staat, der Normalarbeitstag.

In England, dem Mutterlande der modernen Industrie, haben sich die Bedingungen und Ursachen dieses Kampfes am frühesten und schärfsten entwickelt, er hat sich daher dort am frühesten entsponnen. „Die englischen Fabrikarbeiter waren die Preisfechter nicht nur der englischen, sondern der modernen Arbeiterklasse überhaupt, wie auch ihre Theoretiker der Theorie des Kapitals zuerst den Fehdehandschuh hinwarfen.“ Der Kampf um die Länge des Arbeitstages und seine Ursachen sind auch nirgends so deutlich zu verfolgen, wie in England, dessen Presse, parlamentarische Verhandlungen und Untersuchungskommissionen,

---

so viel mehr Schläge zu schlagen, so viel mehr Schritte zu gehen so viel öfter des Tages zu athmen, und alles zusammen seine Lebensaufgabe täglich um ein Viertel zu vermehren. Er macht den Versuch, und das Resultat ist, daß er für eine beschränkte Periode ein Viertel mehr Werk verrichtet und im 37. Jahr statt im 50. stirbt.“

sowie die amtlichen Berichte, namentlich der Fabriksinspektoren, ein reichhaltiges Material geliefert haben, wie es in keinem anderen Staate zu finden ist, ein Material, welches damals, als Marx den ersten Theil des Kapitals vollendete (1866), einzig dastand.

Marx hat daher nur den Kampf um den Normalarbeitstag, wie er sich in England abgespielt, eingehender geschildert. Seine Darstellung wird ergänzt durch das Buch von Engels über „Die Lage der arbeitenden Klasse in England." Dies Buch reicht nur bis zum Jahr 1844, das von Marx nur bis 1866. Trotzdem haben ihre Ausführungen über den Kampf um den Normalarbeitstag heute noch mehr als blos historisches Interesse. Die Zustände, die sie beschreiben, die Kniffe, Ränke und Ausflüchte des Kapitals, um den Arbeitstag so viel als möglich verlängern zu können oder seine aufgezwungene Verkürzung illusorisch zu machen, das Verhalten der politischen Parteien und der Arbeiterklasse gegenüber diesen Machinationen — alles das ist so typisch, daß die spätere entsprechende Entwicklung auf dem Festlande nur als ein Abklatsch der englischen erscheint. Die Verhältnisse, die Engels vor vierzig Jahren, Marx vor zwanzig Jahren beschrieb, sie sind heute noch nur zu lebendig in unserer Mitte zu finden. Das dürftige Material, das private Untersuchungen und amtliche Mittheilungen über deutsche und österreichische Industrieverhältnisse in den letzten Jahren zu Tage gefördert haben, ist nichts, als eine sprechende Illustration der Ausführungen des „Kapital." Marx sagt in seiner Vorrede, er habe „der Geschichte, dem Inhalt und den Resultaten der englischen Fabrikgesetzgebung einen so ausführlichen Platz" im 1. Band seines Werkes eingeräumt, weil eine Nation von der anderen lernen kann und soll, und weil den herrschenden Klassen ihr eigenstes Interesse die Wegräumung aller gesetzlich kontrolirbaren Hindernisse gebietet, welche die Entwicklung der Arbeiterklasse hemmen. Die Ausführungen

von Marx sind auch nicht ganz erfolglos gewesen. Die Thatsachen, die er vorbrachte, waren so schlagend, so unwiderleglich, daß sie nicht nur auf die Arbeiterklasse, sondern auch auf denkende Mitglieder der herrschenden Klassen ihren Eindruck nicht verfehlten. Die Fortschritte in der Fabrikgesetzgebung der Schweiz, Oesterreichs, Deutschlands, sind nicht zum mindesten der Wirkung geschuldet, die das „Kapital“ hervorgebracht.

Aber die Zahl der denkenden und nicht in Klassenvorurtheilen befangenen Mitglieder der Bourgeoisie und der politische Einfluß der Arbeiterklasse sind noch gering, und der überwiegende Eindruck, den wir beim Lesen der Ausführungen des „Kapital“ über die Fabrikgesetzgebung empfangen, ist nicht der der Befriedigung über das Erreichte, sondern der der Beschämung über die kolossale Ignoranz, die heute noch bei uns über die Fabrikgesetzgebung herrscht, und die es möglich macht, daß in europäischen Parlamenten noch Anschauungen laut werden, die in England durch die Thatsachen längst widerlegt sind, und die dort, im „Lande des Manchesterthums,“ auf das man so gerne pharisäisch herabsieht, seit Langem zu den überwundenen Standpunkten gehören.

Eine eingehendere Wiedergabe der Darlegungen des „Kapital“ über den Arbeitstag ist hier unmöglich.*) Wir empfehlen Jedermann, dem es nur irgend möglich, die Details über die Zustände in den englischen Industriezweigen, in denen der Arbeitstag gesetzlich unbeschränkt war, über die Nachtarbeit, das Ablösungssystem und endlich über den Kampf um den Normalarbeitstag, im „Kapital“ selbst zu studiren. Es giebt keine besseren Waffen für die Arbeiterschutzgesetzgebung, als das achte und dreizehnte Kapitel des „Kapital.“

---

*) Ausführlicher habe ich das Thema mit besonderer Berücksichtigung der jüngsten Entwicklung behandelt in meiner Broschüre: „Der Arbeiterschutz, besonders die internationale Arbeiterschutzgesetzgebung und der Achtstundentag.“ Nürnberg, 1890.

Im Allgemeinen lassen sich in Bezug auf die staatliche Regulirung des Arbeitstages in England zwei entgegengesetzte Strömungen verfolgen: Vom 14. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts werden Gesetze erlassen zur Verlängerung des Arbeitstages. Vom Anfang des 19. Jahrhunderts geht die Richtung der Gesetzgebung auf dessen Verkürzung.

Im Beginn der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise war das Kapital noch zu schwach, um durch die bloße Gewalt der ökonomischen Verhältnisse dem Arbeiter ein tüchtiges Quantum Mehrarbeit abzupressen. Noch im 18. Jahrhundert wurden Klagen darüber erhoben, daß die industriellen Arbeiter Englands nur vier Tage in der Woche arbeiteten, da sie in dieser Zeit genügend verdienten, um während der ganzen Woche davon leben zu können. Um die Arbeitslöhne herabzudrücken und die Arbeitszeit zu verlängern, wurde damals vorgeschlagen, Vagabunden und Bettler in ein Zwangsarbeitshaus zu sperren, das ein Haus des Schreckens sein sollte. In diesem „Hause des Schreckens" sollte die tägliche Arbeitszeit zwölf Stunden betragen.

Hundert Jahre später, 1863, im „Jahrhundert der Humanität," konstatirte eine Untersuchungskommission, daß in den Töpfereien von Staffordshire siebenjährige Kinder fünfzehn Stunden lang tagaus, tagein beschäftigt wurden.

Das Kapital bedurfte nicht mehr der Zwangsgesetze und des Zuchthauses, um die Arbeiter zur Mehrarbeit zu zwingen; es war zu einer ökonomischen Macht geworden, der sich der Proletarier willenlos unterwerfen mußte. Seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts entspann sich in England ein wahres Wettrennen nach Mehrarbeit, ein Kapitalist suchte den anderen zu überbieten in unmäßiger Ausdehnung der Arbeitszeit.

Die Arbeiterklasse verkam furchtbar rasch, physisch und moralisch; sie entartete zusehends von Jahr zu Jahr; selbst die stete Auf-

frischung des Blutes durch das Zuströmen der ländlichen Arbeiter in die Fabrikdistrikte konnte den Vernichtungsprozeß nicht aufhalten. „Die Baumwollindustrie zählt 90 Jahre,“ konnte ein Redner, Ferrand, im englischen Unterhaus 1863 ausrufen. „In drei Generationen der englischen Rasse hat sie neun Generationen von Baumwollarbeitern verspeist.“

Die Fabrikanten ließen sich dadurch nicht irre machen. Trotz des raschen Verbrauchs von Menschenleben trat keine Abnahme an verfügbaren Arbeitskräften ein: vom flachen Lande, von Schottland, Irland, Deutschland, strömten die Todeskandidaten massenhaft in die englischen Fabrikdistrikte und nach London, aus ihrer Heimath vertrieben durch den Untergang der heimischen Industrie, Verwandlung von Ackerland in Viehweide u. s. w.

Aber wenn auch die Aussicht auf die Verfaulung der Bevölkerung Englands die Fabrikantenklasse als solche an der Ausdehnung des Arbeitstages nicht hinderte, so mußte sie doch die Besorgnisse der englischen Staatsmänner, die nicht der Fabrikantenklasse angehörten, ja die Besorgnisse der weiterblickenden Mitglieder dieser Klasse selbst erwecken. Was sollte aus England, was aus der englischen Industrie werden, wenn seine Bevölkerung so unaufhaltsam vom Kapitalismus aufgesogen wurde?

So wie es in allen kapitalistischen Staaten nothwendig geworden, der Waldverwüstung durch das Kapital so viel als möglich Schranken zu setzen, so drängte sich auch die Nothwendigkeit auf, die raubbaumäßige Ausbeutung der nationalen Arbeitskraft einzuschränken. Die Staatsmänner, welche diese Nothwendigkeit einsahen, wurden vorwärts gedrängt durch die englische Arbeiterbewegung, die erste moderne Bewegung dieser Art.

Schon Robert Owen stellte im Anfang unseres Jahrhunderts die Forderung einer Beschränkung des Arbeitstages auf und führte in seiner Fabrik den Arbeitstag von zehneinhalb

Stunden thatsächlich und mit dem besten Erfolg durch. Die Arbeiterbewegung, die von den zwanziger Jahren an bald riesig anwuchs und, seit 1835 als Chartistenpartei organisirt, den herrschenden Klassen Englands eine Konzession nach der andern abtrotzte, hatte sich zum Hauptziel das allgemeine Wahlrecht und den zehnstündigen Arbeitstag gesetzt.

Mit welcher Hartnäckigkeit und Erbitterung der Kampf geführt wurde, wie Kapitalisten und Juristen allen Scharfsinn aufboten, um jede abgerungene Konzession zu nichte zu machen, mit welchem Muth und welcher Energie die Fabrikinspektoren für die Arbeiterklasse, selbst den Staatsministern gegenüber, eintraten — allen voran Leonhard Horner, dessen Andenken von jedem Arbeiter hochgehalten werden soll —; wie die Freihändler den Arbeitern den zehnstündigen Arbeitstag versprachen, so lange sie diese brauchten, um ihr Versprechen in der zynischsten Weise zu brechen, sobald sie die Aufhebung der Einfuhrzölle durchgesetzt; wie schließlich aber die drohende Haltung der Arbeiter die Festsetzung des zehnstündigen Arbeitstages wenigstens für bestimmte Arbeiterkategorien erzwang — das Alles ist im „Kapital" eingehend und lebendig, mit einer Fülle von Belegstellen, geschildert.

Seit dem Anfang der fünfziger Jahre ist die Arbeiterbewegung in England in ruhigere Bahnen getreten. Sie konnte sich der Rückwirkung der Niederlage der Arbeiterklasse in Paris, sowie der momentanen Niederschlagung der Revolution auf dem gesammten Kontinent nicht entziehen. Andererseits wurde das Ziel der Chartistenbewegung im Wesentlichen immer mehr erreicht und gleichzeitig nahm die englische Industrie auf Kosten der Industrie anderer Länder einen enormen Aufschwung, in dessen Strudel auch die englische Arbeiterklasse hineingerissen wurde, so daß sie sich einbildete, es bestände eine Harmonie zwischen den Interessen des englischen Kapitals und der englischen Arbeit gegenüber dem Kapital und der Arbeit des Auslandes.

Trotzdem hat die englische Fabrikgesetzgebung auch in diesen ruhigen Zeiten stetige Fortschritte gemacht. Durch das Gesetz vom 27. Mai 1878 wurde die ganze Gesetzesarbeit von 1802 bis 1874, die sechzehn verschiedene Fabrikgesetze umfaßt, vereinfacht und kodifizirt. Der wichtigste Fortschritt dieses Gesetzes bestand in der Aufhebung der Scheidung von Fabrik und Werkstatt. Seitdem gilt der Arbeiterschutz nicht blos für Fabriken, sondern auch für kleinere Werkstätten, ja bis zu gewissem Grade sogar für die Hausindustrie. Der Schutz des Gesetzes erstreckt sich allerdings nicht auf erwachsene männliche Arbeiter, sondern nur auf Kinder, junge Personen und Frauen. Das Gesetz von 1878 ist dann durch eine Reihe weiterer Gesetze verbessert worden, darunter besonders wichtig die Gesetze von 1891 und 1901. Kinder unter zwölf Jahren sind von der industriellen Arbeit gänzlich ausgeschlossen. Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren dürfen nur halb so lange täglich arbeiten, als junge Personen (von vierzehn bis achtzehn Jahren) und Frauen. Für diese beträgt die wöchentliche Arbeitszeit 60 Stunden, mit Ausnahme der Textilfabriken, in denen blos 56 Stunden erlaubt sind. An Sonntagen ist die Arbeit geschützter Personen verboten, ebenso am Christtag und Charfreitag. Außerdem müssen diesen noch acht halbe und vier ganze Feiertage im Jahr eingeräumt werden (nicht an Samstagen), von denen mindestens die Hälfte in die Zeit vom 15. März bis 1. Oktober zu entfallen hat.

Durch diese Gesetze wird natürlich in den meisten Fällen auch die Arbeitszeit der Männer auf zehn Stunden beschränkt, wo diese mit Frauen und Kindern zusammenarbeiten. Wie nothwendig aber eine Ausdehnung des Schutzes auch auf die Männer ist, zeigt die elende Lage der englischen Arbeiter in solchen ungeschützten Arbeitszweigen, die nicht in Folge des Zusammentreffens günstiger Umstände eine bevorzugte Klasse, eine Arbeiteraristokratie, bilden.

Die Folgen des Normalarbeitstages waren überraschend günstige. Die Arbeiterklasse Englands ist durch ihn thatsächlich vor dem Untergang gerettet worden, und damit die englische Industrie vor der Versumpfung. Weit entfernt, die Entwicklung der Industrie zu hemmen, war vielmehr die Einführung des Zehnstundengesetzes von einem kolossalen, bis dahin unerhörten Aufschwung der englischen Industrie gefolgt. Der Normalarbeitstag ist zu einer nationalen Institution im Lande des Manchesterthums geworden, an der zu rütteln Niemandem mehr einfällt. Die Fabrikanten selbst, die mit allen Mitteln zuerst die Einführung und dann die Durchführung des Normalarbeitstages bekämpft hatten, sie warfen sich später stolz in die Brust und erklärten ihn für eine der Grundlagen der Ueberlegenheit der englischen Industrie über die kontinentale europäische.

Das Vorbild Englands und die Entwicklung des Kapitalismus mit seinen Folgen in den Ländern des Kontinents haben auch in diesen die Nothwendigkeit einer Regulirung der Arbeitszeit dargethan, die denn auch, je nach der Kraft der Arbeiterbewegung und der Einsicht der herrschenden politischen Parteien, das heißt der Ueberwindung des bornirten Fabrikantenstandpunktes, mehr oder weniger weitgehend durchgeführt worden.

Die weitestgehende unter den kontinentalen Arbeiterschutzgesetzgebungen ist entschieden die der republikanischen Schweiz. Das Bundesgesetz vom 23. März 1877, welches an Stelle der verschiedenen kantonalen Fabrikgesetze getreten ist — soweit solche bis dahin bestanden — setzt einen elfstündigen Arbeitstag für alle in Fabriken beschäftigten Arbeiter fest. Es geht weiter als das englische Gesetz, das erwachsene Männer nicht schützt; es bleibt hinter diesem Gesetz zurück, insofern es das Maximum der Arbeitszeit mit 11, statt mit 10 Stunden festsetzt und die kleineren Werkstätten und die Hausindustrie außerhalb seines Wirkungskreises läßt. Kinder unter 14 Jahren dürfen in Fabriken über-

haupt nicht arbeiten, für Kinder von 14—16 Jahren darf die Zeit des Schulunterrichts zusammen mit der Arbeit in der Fabrik elf Stunden täglich nicht übersteigen.

Frankreich erhielt sein erstes Fabrikgesetz 1841. Dasselbe setzte die tägliche Arbeitszeit von Kindern zwischen 8 und 12 Jahren auf 8 Stunden fest, die von Kindern zwischen 12 bis 16 Jahren auf 12. Aber selbst dieses elende Gesetz blieb nur auf dem Papier; ebenso der zwölfstündige Normalarbeitstag für alle Werkstätten und Fabriken, der unter dem Druck der Revolution 1849 zum Gesetz erhoben wurde. Es fehlte an Inspektoren, welche die Durchführung des Gesetzes überwachten. Erst durch das Gesetz vom 19. Mai 1874 ist der Anfang zu einer ernstlicheren Arbeiterschutzgesetzgebung gemacht worden. Dasselbe verbot die Kinderarbeit vor dem 12. Jahr für gewisse Industriezweige, und vor dem 10. Jahr überhaupt. Der Arbeitstag der Kinder von 10—12 Jahren wurde auf 6 Stunden, der der jungen Personen von 12—16 Jahren auf 12 Stunden beschränkt. Zur Durchführung dieses Gesetzes wurden staatliche Fabrikinspektoren eingesetzt, denen Lokalkommissionen zur Seite standen.

1892 wurde dieses Gesetz verbessert. Die Arbeit von Kindern unter 12 Jahren wurde verboten, der Maximalarbeitstag für Kinder von 12—16 Jahren auf 10 Stunden, für jugendliche Arbeiter von 16—18 Jahren auf 11 Stunden täglich und höchstens 60 Stunden wöchentlich, für weibliche erwachsene Arbeiter auf 11 Stunden festgesetzt.

Wiederholte Versuche, den elfstündigen Arbeitstag durch den zehnstündigen zu ersetzen, scheiterten an dem Widerstand des Senats. Endlich gelang es Millerand, einen Kompromiß durchzudrücken. Der Arbeitstag wurde durch das Gesetz vom 30. März 1900 für Fabriken, in denen Frauen und Kinder mit Männern zusammen arbeiten, für alle Kategorien auf 10 Stunden fest-

gesetzt, aber dieser Fortschritt wurde mit einer relativen Verschlechterung der Lage der Kinder erkauft. Denn der Arbeitstag wurde nun — der Fall ist einzig in der gesammten internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung — für alle Kategorien, auch die Kinder von 12 Jahren, gleich lang bemessen, und zwar für die ersten zwei Jahre der Geltung des Gesetzes auf 11 Stunden, für die zweiten zwei Jahre auf 10½ und dann erst sollte der Zehnstundentag zur Durchführung kommen. Vorübergehend wurde also die Arbeitszeit der schutzbedürftigsten Arbeiter, der Kinder, sogar verlängert.

In Oesterreich besteht seit dem 11. Juni 1885 der elfstündige Normalarbeitstag für Fabriken, freilich mit der Klausel, daß es dem Handelsminister erlaubt ist, für gewisse Industriezweige den Arbeitstag um eine Stunde zu verlängern.*) Kinder vor dem 12. Jahre dürfen nicht zu regelmäßiger gewerblicher Arbeit (auch nicht in kleineren Werkstätten) verwendet werden. Für „jugendliche Hilfsarbeiter" — für die Gelehrten des österreichischen und noch manchen anderen Parlaments endet das Kindesalter mit dem 12. Jahr und wird das Kind dann eine „jugendliche Person" — ist das Maximum der täglichen Arbeitszeit auf 8 Stunden täglich festgesetzt.

Nicht besser, als die bisher betrachteten Arbeiterschutzgesetzgebungen ist die Deutschlands. Die Gewerbegesetznovelle, welche die jetzt giltigen Arbeiterschutzbestimmungen festsetzt, datirt vom Mai 1891. Danach dürfen Kinder unter 13 Jahren in Fabriken nicht beschäftigt werden, Kinder von 13 bis 14 Jahren dürfen nicht mehr als 6, von 14 bis 16 Jahren nicht mehr als 10 Stunden täglich arbeiten. Für Arbeiterinnen über 16 Jahren war ein Normalarbeitstag von 11 Stunden festgesetzt. Die Novelle zur Gewerbeordnung vom 28. Dezember 1908 brachte wenigstens

*) Vom ganzen Gesetz scheint bisher am meisten diese Klausel in Wirksamkeit getreten zu sein.

an Stelle des Elfstundentages den Zehnstundentag für die Arbeiterinnen. Die männlichen Arbeiter dürfen nach wie vor nach Belieben geschunden werden.

Die Arbeiterschutzgesetze in den übrigen Staaten Europas sind von geringem Belang. Sie erstrecken sich fast nur auf die arbeitenden Kinder.

In den Vereinigten Staaten besitzen viele der Einzelstaaten Gesetze zum Schutze der Kinder und Jugendlichen, vielfach auch der Frauen, in den Fabriken. Die meisten setzen eine zehnstündige Arbeitszeit als Maximum für die geschützten Personen fest, nur Californien, Delaware, Idaho und Missouri 9 Stunden, Illinois sogar blos 8 Stunden (für jugendliche Arbeiter zwischen 14 und 16 Jahren, nicht für Frauen). Die Kinderarbeit unter 14 Jahren ist den meisten der nördlichen Staaten verboten, die südlichen setzen meist 12 oder gar 10 Jahre als Altersgrenze fest oder bestimmen gar nichts darüber. Der Arbeiterschutz der Südstaaten ist noch ein elender.

Die Arbeitszeit der Männer im Allgemeinen ist in den Vereinigten Staaten noch nicht gesetzlich festgesetzt. Ebenso in Australien. Victoria und Neu-Seeland haben den Achtstundentag für Frauen und Jugendliche eingeführt.

In den letzten Jahrzehnten endlich sind zeitweise Bestrebungen hervorgetreten, welche die Regelung des Arbeitstages über die bisherigen nationalen Grenzen hinaus zu einer gemeinsamen, internationalen Angelegenheit aller kapitalistischen Staaten zu gestalten suchen. Zuerst sprachen sich die Arbeiter der Schweiz, Frankreichs, Deutschlands und Oesterreichs und anderer Länder in diesem Sinne aus, mit der Zeit sahen sich aber auch die Regierungen veranlaßt, die Frage in Betracht zu ziehen. Der Bundesrath der Schweiz war die erste Regierung, die sich zu Gunsten eines internationalen Arbeiterschutzes aussprach. Ihre Bemühungen, andere Regierungen dafür zu interessiren, scheiterten jedoch an der ablehnenden Haltung der deutschen Reichsregierung. Der Normalarbeitstag war Bismarck ein Greuel. Der Sturz des eisernen

Kanzlers machte die Bahn frei für Fortschritte des Arbeiterschutzes in Deutschland, der neue Kurs schien eine Zeit lang auf entschieden soziale Reformen hinsteuern zu wollen. Unter anderem griff er auch die Idee einer internationalen Arbeiterschutz-Gesetzgebung auf. Kaiser Wilhelm II. berief für den März 1890 zur Diskutirung dieser Idee eine Konferenz von Vertretern europäischer Staaten nach Berlin. Diese Konferenz ist bekanntlich erfolglos geblieben.

Dagegen hat die internationale Aktion der Arbeiterschaft zu Gunsten des Achtstundentages, die der Pariser internationale Kongreß von 1889 inaugurirte, bereits die Bedeutung einer welthistorischen Bewegung erlangt. Die Maifeier, eine Demonstration zu Gunsten des internationalen Arbeiterschutzes, ist thatsächlich eine großartige Heerschau und ein Siegesfest des internationalen kämpfenden Proletariats geworden.

Sechstes Kapitel.

Der Mehrwerth des „kleinen Meisters" und der Mehrwerth des Kapitalisten.

Den Werth der Arbeitskraft und dementsprechend die zur Erhaltung des Arbeiters nothwendige Arbeitszeit als gegeben vorausgesetzt, ist mit der Rate des Mehrwerthes auch schon die Masse des Mehrwerthes bestimmt, die der einzelne Arbeiter liefert. Ist der Werth der Arbeitskraft 3 Mark, die Rate des Mehrwerthes gleich 100 Prozent, so die Masse des Mehrwerthes, welche diese erzeugt, gleich 3 Mark. Wie groß ist aber die Gesammtmasse des Mehrwerthes, die einem Kapitalisten unter bestimmten Umständen zukommt? Nehmen wir an, er beschäftige 300 Arbeiter unter den oben angeführten Bedingungen. Das variable Kapital, das er täglich aufwende, sei gleich 900 Mark, die Rate des Mehrwerthes 100 Prozent. Seine Masse wird dann auch täglich 900 Mark betragen. „Die Masse des produzirten Mehrwerthes ist gleich der Größe des vorgeschossenen variablen Kapitals, multiplizirt mit der Rate des Mehrwerthes."

Nimmt der eine dieser Faktoren ab, so kann die Masse des Mehrwerthes auf gleicher Höhe erhalten werden durch Vergrößerung des andern. Umgekehrt erlaubt die Vergrößerung des einen eine entsprechende Verminderung des andern, ohne Aenderung der Masse des Mehrwerthes. Einige Beispiele mögen das klar machen. Ein Kapitalist beschäftige 300 Arbeiter; die nothwendige Arbeitszeit betrage 6 Stunden, der Werth der Arbeitskraft 3 Mark; die tägliche Arbeitszeit 12 Stunden. Die Masse des täglich produzirten Mehrwerthes wird gleich sein 900 Mark.

Die Gefügigkeit der Arbeiter erlaube es dem Kapitalisten, die Arbeitszeit auf 15 Stunden zu erhöhen. Die Rate des Mehrwerthes beträgt jetzt unter sonst gleichen Umständen 150 Prozent $\left\{\frac{\text{9 Stunden Mehrarbeit}}{\text{6 Stunden nothwendige Arbeit}}\right\}$. Um dieselbe Masse Mehrwerth (900 Mark) zu produziren, wie vorhin, braucht der Kapitalist jetzt nicht mehr 900 Mark variables Kapital vorzuschießen, sondern nur noch 600; statt 300 Arbeiter genügen jetzt 200.

Wenn aber die Arbeiter nicht gefügig sind, wenn sie im Gegentheil etwa durch einen besonders glücklichen Strike die Herabsetzung der Arbeitszeit von 12 auf 9 Stunden erzwingen, so wird die Rate des Mehrwerthes nur noch 50 Prozent betragen $\left\{\frac{\text{3 Stunden Mehrarbeit}}{\text{6 Stunden nothwendige Arbeit}}\right\}$. Um die gleiche Masse Mehrwerth zu produziren wie früher, muß der Kapitalist jetzt 600 Arbeiter anwenden, 1800 Mark variables Kapital vorschießen.

Daß ihm der erstere Fall der angenehmere ist, brauchen wir wohl nicht erst zu betonen. Der Kapitalist strebt darnach, die Masse des Mehrwerthes so viel als möglich zu vermehren; aber es paßt ihm besser, dies zu erlangen durch Vergrößerung der Rate des Mehrwerthes, als durch Vergrößerung des variablen Kapitals, durch Vermehrung der Zahl der beschäftigten Arbeiter.

Die Rate des Mehrwerthes kann jedoch nicht willkürlich bestimmt werden; sie ist unter bestimmten Umständen eine mehr oder weniger bestimmte Größe. Die Rate des Mehrwerthes als gegeben vorausgesetzt, erfordert die Produktion einer gewissen Masse von Mehrwerth die Anwendung einer bestimmten Menge von variablem Kapital, das ihn erzeugt, und einer bestimmten Menge von konstantem Kapital, das ihn einsaugt.

Dieser Umstand ist von historischer Bedeutung geworden.

Schon vor der Entwicklung des Kapitalismus wurden Lohnarbeiter angewendet, die Mehrwerth produzirten. Es war dies

namentlich der Fall im zünftigen Handwerk. Aber die Zahl der Arbeiter, die ein mittelalterlicher Handwerksmeister anwendete, war eine kleine, und dementsprechend auch die Masse des Mehrwerthes gering, den der Meister einsteckte. Sie genügte in der Regel nicht, ihm ein angemessenes Einkommen zu gewähren, er mußte selbst mit Hand anlegen; der „kleine" Meister ist kein Lohnarbeiter und doch auch kein Kapitalist: ein Mittelding zwischen beiden.

Sollte der Anwender von Lohnarbeitern ein wirklicher Kapitalist werden, dann mußte er so viele Arbeiter beschäftigen, daß die Masse des von ihnen produzirten Mehrwerthes ihm nicht nur einen „standesgemäßen" Unterhalt sicherte, sondern auch erlaubte, seinen Reichthum beständig zu vermehren, was unter der kapitalistischen Produktionsweise eine Nothwendigkeit für ihn ist, wie wir noch sehen werden.

Nicht jede Geldsumme ermöglicht es ihrem Besitzer, Kapitalist zu werden. Soll ein Geldbesitzer industrieller Kapitalist werden, so muß sein Geldvorrath groß genug sein, um eine ausreichende über das Maß des Handwerksbetriebes hinausgehende Anzahl von Arbeitskräften und Produktionsmitteln kaufen zu können. Der Geldbesitzer muß aber auch frei von allen Hindernissen produziren, welche ihm verbieten, die Zahl seiner Arbeiter auf und über das nothwendige Maß zu erhöhen. Das Zunftwesen des Mittelalters suchte die Verwandlung von Handwerksmeistern in Kapitalisten dadurch zu hindern, daß es die Anzahl der Lohnarbeiter, die ein einzelner Meister beschäftigen durfte, sehr beschränkte.

„Der Kaufmann war es, der der Prinzipal der modernen (kapitalistischen) Werkstatt wurde, und nicht der alte Zunftmeister." („Das Elend der Philosophie," S. 135.)

Der Zunftmeister ist Aneigner von Mehrwerth, aber noch nicht vollkommener Kapitalist.

Der zünftige Geselle ist Erzeuger von Mehrwerth, aber noch nicht vollständiger proletarischer Lohnarbeiter.

Der Zunftmeister arbeitet noch selbst. Der Kapitalist ist nur Kommandant und Ueberwacher der Arbeit Anderer.

Der zünftige Geselle ist noch Anwender der Produktionsmittel; sie sind seinetwegen da, um ihm die Arbeit zu ermöglichen und zu erleichtern. Er ist Gehilfe, Mitarbeiter des Meisters, will und kann in der Regel selbst einmal Meister werden.

Der Lohnarbeiter der kapitalistischen Produktionsweise ist dagegen alleiniger Arbeiter im Produktionsprozeß, Quelle von Mehrwerth, und der Kapitalist ihr Auspumper. Die Produktionsmittel dienen jetzt vor Allem dem Zweck, die Arbeitskraft des Arbeiters in sich einzusaugen: *sie sind es jetzt, die den Arbeiter anwenden*, der thatsächlich nie Kapitalist werden kann. Die Arbeitsmittel sind nicht mehr dazu da, dem Arbeiter sein Werk zu *erleichtern*, sie helfen jetzt, ihn daran zu *fesseln*.

Blicken wir in eine kapitalistische Fabrik: da sehen wir vielleicht Tausende von Spindeln, Tausende von Zentnern Baumwolle. Sie sind alle gekauft worden, um sich zu verwerthen, d. h. um Mehrwerth einzusaugen. Aber sie verwerthen sich nicht ohne Arbeitszusatz, und so rufen sie nach Arbeit und wieder Arbeit. Die Spinnmaschine ist nicht dazu da, dem Arbeiter die Arbeit zu erleichtern, sondern der Spinner ist da, damit die Spinnmaschine sich verwerthet. Die Spindeln laufen und verlangen nach menschlicher Arbeitskraft: der Arbeiter ist hungrig, aber die Spindel arbeitet fort, und so muß er sein Mittagessen hinabschlucken, während er seine Herrin bedient. Seine Kräfte ermatten, er will schlafen, aber die Spindeln laufen frisch und munter weiter und heischen mehr Arbeit; und weil die Spindel läuft, darf auch der Arbeiter nicht schlafen.

Das todte Werkzeug hat den lebendigen Arbeiter unterjocht.

Siebtes Kapitel.

Der relative Mehrwerth.

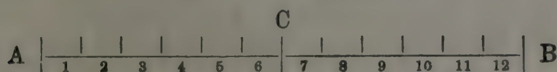
Ist die nothwendige Arbeitszeit, das heißt der Theil des Arbeitstages, während dessen nur so viel Werth produzirt wird, als das Kapital für die Waare Arbeitskraft zu erlegen hat, eine bestimmte Größe, dann kann die Rate des Mehrwerthes nur vergrößert werden durch Verlängerung des Arbeitstages. Beträgt z. B. die nothwendige Arbeitszeit 6 Stunden täglich, und ist sie unveränderlich, was unter gegebenen Produktionsbedingungen der Fall, dann kann die Rate des Mehrwerthes nur vermehrt werden durch Verlängerung des Arbeitstages.

Die Wirkungen dieses Umstandes haben wir im 4. Kapitel betrachtet.

Aber der Arbeitstag kann nicht in's Unendliche ausgedehnt werden. Das Bestreben des Kapitalisten, ihn zu verlängern, findet natürliche Schranken in der Erschöpfung des Arbeiters, moralische Schranken in dessen Ansprüchen auf freie Bethätigung als Mensch, politische Schranken in der durch verschiedene Verhältnisse erzwungenen Beschränkung des Arbeitstages durch den Staat.

Nehmen wir an, der Arbeitstag habe eine Grenze erlangt, über die er unter den gegebenen Umständen nicht verlängert werden könne; diese Grenze sei mit der zwölften Arbeitsstunde gegeben. Die nothwendige Arbeitszeit betrage sechs Stunden, die Rate des Mehrwerthes also 100 Prozent.

Wie nun diese Rate vergrößern? Sehr einfach. Drücke ich die nothwendige Arbeitszeit von 6 auf 4 Stunden herab, so steigt die Zeit der Mehrarbeit von 6 auf 8 Stunden; die Länge des Arbeitstages ist die gleiche geblieben, aber das Verhältniß seiner beiden Bestandtheile, der nothwendigen und der überschüssigen Arbeitszeit, ist ein anderes geworden. Damit auch die Rate des Mehrwerthes. Durch die Herabdrückung der nothwendigen Arbeitszeit von 6 auf 4 Stunden bei 12stündigem Arbeitstag ist die Rate des Mehrwerthes von 100 auf 200 Prozent gestiegen, sie hat sich verdoppelt. Der Vorgang wird am leichtesten begriffen, wenn man die Länge des Arbeitstages und seiner Theile in Linien von gewisser Länge veranschaulicht. Nehmen wir an, die Linie A—B stelle einen zwölfstündigen Arbeitstag vor, der Linientheil A—C die nothwendige, der Theil C—B die überschüssige Arbeitszeit:



Wie kann ich C—B um zwei Längseinheiten, die Arbeitsstunden darstellen, verlängern, ohne A—B auszudehnen? Durch Verkürzung von A—C:



C—B auf der ersten Linie ist ebenso groß wie A—C. Auf der zweiten ist C—B noch einmal so groß als A—C.

Es ist also möglich, Mehrwerth zu erzielen nicht nur durch absolute Verlängerung des Arbeitstages, sondern auch durch Verkürzung der nothwendigen Arbeitszeit.

Durch Verlängerung des Arbeitstages produzirten Mehrwerth nennt Marx absoluten Mehrwerth; den Mehrwerth dagegen, der aus Verkürzung der nothwendigen Arbeitszeit und

entsprechender Veränderung im Größenverhältniß der beiden Bestandtheile des Arbeitstages entspringt, relativen Mehrwerth.

In unverhüllter Form zeigt sich das Bestreben des Kapitalisten, den Mehrwerth in letzterer Weise zu vergrößern, in seinen Versuchen, den Lohn zu drücken. Da aber der Werth der Arbeitskraft unter gegebenen Verhältnissen eine bestimmte Größe ist, kann dies Bestreben nur dahin gehen, den Preis der Arbeitskraft unter ihren Werth herabzudrücken. So wichtig dieser Umstand in der Praxis ist, so können wir ihn doch hier noch nicht näher berücksichtigen, wo es sich um die Grundlagen der ökonomischen Bewegung, nicht um ihre äußerlichen Erscheinungsformen handelt.

Wir müssen daher vorläufig von der Annahme ausgehen, daß Alles normal vor sich geht, der Preis dem Werth entspricht, also der Lohn der Arbeitskraft ihrem Werth. Wir haben hier also noch nicht zu untersuchen, wie der Arbeitslohn unter den Werth der Arbeitskraft gedrückt werden kann und welche Folgen dies mit sich führt, sondern zu untersuchen, wie der Werth der Arbeitskraft verringert wird.

Der Arbeiter hat unter gegebenen Umständen bestimmte Bedürfnisse; er bedarf zu seiner und seiner Familie Erhaltung einer bestimmten Menge von Gebrauchswerthen. Diese Gebrauchsgegenstände sind Waaren, ihr Werth wird bedingt durch die zu ihrer Herstellung gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit. Das ist uns Alles bereits bekannt, es bedarf nicht weiterer Ausführung. Sinkt die zur Herstellung der erwähnten Gebrauchsgegenstände durchschnittlich nothwendige Arbeitszeit, so sinkt auch der Werth dieser Produkte und damit der Werth der Arbeitskraft des Arbeiters und der zur Wiederherstellung dieses Werthes nothwendige Theil des Arbeitstages, ohne Einschränkung der gewohnheitsgemäßen Bedürfnisse des Arbeiters. Mit anderen Worten: steigt die Produktivkraft der Arbeit, so sinkt

unter gewissen Umständen der Werth der Arbeitskraft. Nur unter gewissen Umständen, nämlich nur dann oder nur insoweit, als die Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit die Arbeitszeit verkürzt, die nothwendig ist zur Herstellung der Lebensmittel, deren der Arbeiter gewohnheitsmäßig bedarf. Wenn der Arbeiter gewohnt ist, Stiefel zu tragen, anstatt barfuß zu gehen, so wird es den Werth der Arbeitskraft verringern, wenn zur Herstellung eines Paars Stiefel 6 statt 12 Arbeitsstunden nothwendig sind. Wenn aber die Produktivkraft der Arbeit der Diamantenschleifer oder der Spitzenklöppler sich verdoppelt, so bleibt dies auf den Werth der Arbeitskraft ohne Einfluß.

Eine Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit ist aber nur möglich durch eine Aenderung des Produktionsverfahrens, durch eine Verbesserung der Arbeitsmittel oder der Arbeitsmethoden. Die Produktion von relativem Mehrwerth wird also bedingt durch eine Umwälzung des Arbeitsverfahrens.

Diese Umwälzung und stete Vervollkommnung der Produktionsweise ist eine Naturnothwendigkeit für das kapitalistische Produktionssystem. Der einzelne Kapitalist wird sich dessen freilich nicht nothwendig bewußt, daß, je wohlfeiler er produzirt, desto niedriger der Werth der Arbeitskraft und desto höher, unter sonst gleichen Umständen, der Mehrwerth. Die Konkurrenz zwingt ihn aber stets zu neuen Verbesserungen im Produktionsprozeß. Das Bestreben, seinen Konkurrenten zuvor zu kommen, bewegt ihn, Methoden einzuführen, die ihm erlauben, in geringerer, als der durchschnittlich nothwendigen Arbeitszeit ebensoviel Waaren zu erzeugen, wie bisher. Die Konkurrenz zwingt seine Konkurrenten, das verbesserte Verfahren ebenfalls einzuführen. Die Ausnahmsgewinne, die gemacht worden, so lange es vereinzelt gewesen, schwinden, sobald es allgemein geworden, aber, je nachdem dies Verfahren auf die Produktion der nothwendigen Lebens-

mittel mehr oder weniger einwirkt, bleibt als dauerndes Ergebniß eine mehr oder weniger große Senkung des Werthes der Arbeitskraft und eine entsprechende Steigerung des relativen Mehrwerthes.

Dies nur eine der Ursachen, welche bewirken, daß der Kapitalismus die Produktionsweise beständig umwälzt und so den relativen Mehrwerth immer mehr erhöht.

Steigt die Produktivkraft der Arbeit, so steigt auch die Rate des relativen Mehrwerthes, während der Werth der produzirten Waaren entsprechend sinkt. So sehen wir den anscheinenden Widerspruch sich entwickeln, daß die Kapitalisten unablässig bemüht sind, immer billiger zu produziren, ihren Waaren immer geringeren Werth zu geben, um immer mehr Werth einsacken zu können. Wir sehen aber noch eine andere anscheinende Ungereimtheit auftauchen: je größer die Produktivität der Arbeit, desto größer unter der Herrschaft der kapitalistischen Produktionsweise die Mehrarbeit, die überschüssige Arbeitszeit des Arbeiters. Die kapitalistische Produktionsweise strebt darnach, die Produktivkraft der Arbeit riesenhaft zu steigern, die nothwendige Arbeitszeit auf ein Minimum zu verringern, gleichzeitig aber den Arbeitstag so viel als möglich zu verlängern.

Wie sie den Arbeitstag verlängerte, haben wir bereits im vierten Kapitel gesehen. Betrachten wir jetzt, wie sie die nothwendige Arbeitszeit verkürzte.

Achtes Kapitel.

Kooperation.

Wir haben im fünften Kapitel dieses Abschnitts gesehen, daß es nicht genügt, Lohnarbeiter anzuwenden, um ein Kapitalist im vollen Sinne des Wortes zu sein. Der Anwender von Lohnarbeitern wird erst Kapitalist, wenn die von ihnen erzeugte Masse von Mehrwerth groß genug ist, um ihm ein „standesgemäßes" Einkommen zu gewähren, und seinen Reichthum zu vermehren, ohne daß er genöthigt ist, selbst Hand an die Arbeit anzulegen. Dies setzt die gleichzeitige Beschäftigung einer Zahl von Arbeitern voraus, welche das beim zünftigen Handwerk zulässige Maß weit übersteigt. „Das Wirken einer größeren Arbeiteranzahl zur selben Zeit, in demselben Raum (oder, wenn man will, auf demselben Arbeitsfeld), zur Produktion derselben Waarensorte, unter dem Kommando desselben Kapitalisten, bildet historisch und begrifflich den Ausgangspunkt der kapitalistischen Produktion."

Der Unterschied zwischen der kapitalistischen und der handwerksmäßigen Produktionsweise ist daher zunächst nur einer des Grades, nicht der Art. Ob ich drei Tuchweber an drei Webstühlen oder dreißig Weber an dreißig ebensolchen Webstühlen in gleichem Raume und zur gleichen Zeit beschäftige, scheint zunächst nur den Unterschied zur Folge zu haben, daß im letzteren Falle zehnmal so viel Werth und Mehrwerth erzeugt wird, wie in ersterem.

Aber die Beschäftigung der größeren Zahl bringt noch andere Unterschiede mit sich. Zunächst sei an das Gesetz der großen Zahlen erinnert, an den Umstand, daß die individuellen Eigenthümlichkeiten sich um so mehr bemerkbar machen, je weniger Individuen man in Betracht zieht, und um so mehr verschwinden, je mehr die Beobachtung eine Massenbeobachtung ist. Wenn ich die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen erfahren will, werde ich wahrscheinlich Irrthümern unterworfen sein, wenn ich sie aus der Lebensdauer von 5—6 Personen berechne. Ich kann aber mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, der Wahrheit sehr nahe zu kommen, wenn ich sie aus der Lebensdauer von etwa einer Million Menschen berechne.

So werden auch die individuellen Unterschiede der einzelnen Arbeiter sich viel mehr bemerkbar machen, wenn ich nur drei, als wenn ich dreißig anwende. In letzterem Falle wird die größere Arbeitsleistung der guten und die mindere der schlechten sich ausgleichen, so daß *Durchschnittsarbeit* geliefert wird. Nach Burke sollen schon bei gleichzeitiger Anwendung von *fünf* Ackerknechten alle individuellen Unterschiede verschwinden, so daß beliebig herausgenommene fünf Knechte in der Regel ebenso viel Arbeit verrichten, wie andere fünf zufällig herausgegriffene.

Für den kleinen Meister ist es zufällig, ob seine Arbeiter gesellschaftliche Durchschnittsarbeit leisten. Erst für den Kapitalisten wird es möglich, daß die von ihm in Bewegung gesetzte Arbeit in der *Regel* gesellschaftliche Durchschnittsarbeit ist.

Die gleichzeitige Beschäftigung vieler Arbeiter am gleichen Ort bringt noch andere Vortheile mit sich. Ich muß nicht zehnmal mehr zahlen für Errichtung eines Arbeitslokals, in dem dreißig Tuchweber weben, als für die eines Raumes, in dem nur drei weben. Auch kostet ein Magazin für 100 Zentner Wolle nicht zehnmal so viel als eines für 10 Zentner u. s. w. Der Werth des konstanten Kapitaltheils, der im Produkt wieder=

erscheint, verringert sich also im Verhältniß zur Zahl der beschäftigten Arbeiter umsomehr, je mehr Arbeiter unter sonst gleichen Verhältnissen in einem bestimmten Arbeitsprozeß thätig sind. Damit wächst der Mehrwerth im Verhältniß zum vorgeschossenen Gesammtkapital, damit sinkt aber auch der Werth des Produkts, und, unter gewissen, im vorigen Kapitel erörterten Umständen, der Werth der Arbeitskraft. In diesem Fall wächst der Mehrwerth auch im Verhältniß zum variablen Kapital.

Die gleichzeitige Anwendung vieler Arbeiter an gleichem Ort zur Erzielung eines bestimmten Resultats führt zu ihrem planmäßigen Zusammenwirken, das heißt, zur Kooperation. Diese schafft eine neue, gesellschaftliche Produktivkraft, die mehr und anders ist, als die Summe der einzelnen Produktivkräfte, aus denen sie besteht.

Die neue Kraft ist von vornherein Massenkraft; sie macht manche Arbeitsprozesse möglich, die mit geringeren Kräften gar nicht oder nur unvollkommen durchführbar sind. Dreißig Mann heben mit Leichtigkeit in wenigen Augenblicken einen Baum, an dem drei Mann sich vergeblich den ganzen Tag abquälen würden. Die Kooperation macht auch die Durchführung von Arbeiten möglich, bei denen nicht Massenkraft, wohl aber die Zusammendrängung einer möglichst großen Arbeitsleistung in einem kleinen Zeitraum erforderlich ist; dies ist z. B. bei der Getreideernte der Fall.

Auch wo weder eine große Masse der Kraft noch ihre räumliche oder zeitliche Zusammendrängung und Konzentrirung erforderlich, wirkt die Kooperation vortheilhaft; sie erhöht die Produktivität der Arbeit. Jeder kennt die Art und Weise, wie bei einem Hausbau die Bausteine auf die Gerüste befördert werden; es wird eine Kette von Arbeitern gebildet, die einer dem andern die Steine zureichen. In Folge dieses planmäßigen Zusammenwirkens legen die Bausteine ihren Weg viel schneller

zurück, als wenn sie von den einzelnen Arbeitern auf die Gerüste hinaufgetragen würden.

Endlich ist nicht zu übersehen, daß der Mensch ein gesellschaftliches Thier ist, daß seine Lebensgeister in geselligem Wirken sich beleben, und daß Ehrgeiz und Wetteifer dabei ins Spiel kommen. So geht die gesellschaftliche Arbeit schneller von Statten und die Arbeitsleistung ist verhältnißmäßig größer, als die isolirter Arbeiter.

Unter dem kapitalistischen System können Lohnarbeiter nur zusammenwirken, wenn ihre Arbeitskräfte von einem und demselben Kapitalisten gekauft worden. Je mehr Arbeitskräfte gekauft werden sollen, desto mehr variables Kapital ist nothwendig; je mehr Lohnarbeiter angewendet werden sollen, desto größer die Masse des Rohmaterials, der Werkzeuge, die diese wiederum anwenden 2c., also desto größer die nothwendige Menge konstanten Kapitals. Die Durchführung der Kooperation in gewissem Umfang setzt daher eine gewisse Größe des Kapitals voraus. Diese wird jetzt eine Vorbedingung der kapitalistischen Produktionsweise.

Die Kooperation ist nicht der kapitalistischen Produktionsweise allein eigenthümlich. Wir sahen sie in urwüchsigen Formen bereits bei den Indianern. Es zeigte sich uns, daß deren planmäßiges Zusammenwirken bei der Jagd eine planmäßige Leitung erfordert. Diese ist für alle gesellschaftliche Arbeit nöthig, in welcher Form immer sie vor sich gehen möge. In der kapitalistischen Produktionsweise wird die Leitung der Produktion nothwendig zu einer Funktion des Kapitals. Auch bei dieser Untersuchung zeigt sich uns die Fruchtbarkeit der Marx'schen Unterscheidung des zwieschlächtigen Charakters der Waaren produzirenden Arbeit. Diesem zwieschlächtigen Charakter entsprechend, ist unter der kapitalistischen Produktionsweise, wie wir gesehen haben, der Produktionsprozeß die Einheit von Arbeitsprozeß und Verwerthungsprozeß. Soweit der Produktionsprozeß als Arbeitsprozeß erscheint, erscheint

der Kapitalist als Leiter der Produktion, erscheint die Funktion, die er versieht, als eine solche, die unter jedem gesellschaftlichen Arbeitsprozeß mehr oder weniger nothwendig sein wird. Der kapitalistische Produktionsprozeß als Verwerthungsprozeß hat aber zur Grundlage den Gegensatz der Interessen von Kapital und Arbeit, wie er sich uns bereits anläßlich des Arbeitstages offenbart hat. Soll der Verwerthungsprozeß ungestört in der gewünschten Weise vor sich gehen, dann bedingt er die Unterordnung des Arbeiters, die despotische Herrschaft des Kapitalisten. Verwerthungsprozeß und Arbeitsprozeß bilden aber nur zwei verschiedene Seiten eines und desselben Prozesses, des kapitalistischen Produktionsprozesses, und somit erscheinen die Leitung der Produktion und die despotische Herrschaft des Kapitals über den Arbeiter auch als eins — und da die erstere eine technische Nothwendigkeit, erzählt uns die bürgerliche Oekonomie, daß die Herrschaft des Kapitals über die Arbeit eine technische, durch die Sachlage der Dinge gebotene Nothwendigkeit sei, daß mit der Beseitigung der Herrschaft des Kapitals auch die Produktion selbst, soweit sie gesellschaftlicher Natur, vernichtet werde, daß die Herrschaft des Kapitals die naturnothwendige Vorbedingung der Zivilisation sei!

Auch Rodbertus hat erklärt, als Leiter der Produktion seien die Kapitalisten Beamte der Gesellschaft und zum Empfang eines Gehalts berechtigt. Aber wie der Kapitalist nur Gebrauchswerthe produziren läßt, weil er in anderer Weise nicht in den Besitz von Werthen kommen kann, so ist auch für ihn die Leitung der Produktion nur ein nothwendiges Uebel, dem er sich nur deswegen unterzieht, weil es mit der Verwerthung seines Kapitals untrennbar verknüpft ist. Er entgeht diesem Uebel, wo er es kann, ohne den Mehrwerth zu schädigen. Ist sein Unternehmen groß genug, dann läßt er seine „Beamtung“ von Miethlingen, Direktoren und Unterbeamten versehen. Mitunter benutzt er auch

andere Methoden, die Leitung der Produktion los zu werden. Während der Baumwollkrisis Anfangs der sechziger Jahre z. B. schlossen die englischen Baumwollspinner ihre Fabriken, um auf der Baumwoll-Börse zu spielen und dort ihr „Gehalt" herauszuschlagen. Die Behauptung, daß die Kapitalisten für ihre Leitung der Produktion bezahlt zu werden verdienen, erinnert uns an jenen Jungen, der einen Baum voll herrlicher Aepfel sah, zu dem er nicht anders als über eine hohe Mauer gelangen konnte. Die Aepfel waren zu verführerisch, und so übernahm er die Arbeit, die Mauer zu übersteigen, was ihm nach vieler Mühe auch gelang. Eben delektirte er sich an den Aepfeln, als der Besitzer des Gartens kam und ihn fragte, welches Recht er habe, die Aepfel zu nehmen. „Ich habe sie redlich verdient," erwiderte der Knabe, „sie sind die Bezahlung für die harte Arbeit, über die Mauer zu steigen." Wie der Knabe zu den Aepfeln nur über die Mauer, kann der Kapitalist in der Regel zum Mehrwerth nur als Leiter der Produktion gelangen.

Noch eine sonderbare Anschauung, die man in ökonomischen Büchern findet, ist hier zurückzuweisen. Der Kapitalist kauft, wie bisher angenommen wird, jede Arbeitskraft zu ihrem vollen Werth. Aber die gesammten Arbeitskräfte, die er gekauft, entfalten in ihrem planmäßigen Zusammenwirken eine neue Produktivkraft. Sie produziren mehr, als wenn er jede von ihnen für sich beschäftigen würde. Diese neue Produktivkraft bezahlt der Kapitalist nicht. Sie hat nichts zu thun mit dem *Waarenwerth* der Arbeitskraft, sie bildet eine Eigenthümlichkeit ihres *Gebrauchswerthes*. Diese neue Kraft äußert sich auch erst während des Arbeitsprozesses, also erst, nachdem die Waare Arbeitskraft in den Besitz des Kapitalisten eingegangen, *nachdem sie Kapital geworden*. Daher erscheint es den Kapitalisten und ihren Anwälten, als wenn diese Erhöhung der Produktivität der Arbeit nicht dieser, sondern dem *Kapital* zuzuschreiben sei. „Weil die

gesellschaftliche Produktivkraft der Arbeit dem Kapital nichts kostet, weil sie andererseits nicht von dem Arbeiter entwickelt wird, bevor seine Arbeit selbst dem Kapital gehört, erscheint sie als Produktivkraft, die das Kapital von Natur besitzt."

Die Kooperation ist, wie schon erwähnt, nicht der kapitalistischen Produktionsweise allein eigenthümlich. Gesellschaftliche, gemeinsame Produktion ist bereits dem urwüchsigen Kommunismus eigen, der sich an der Wiege des Menschengeschlechts findet. Der Ackerbau wurde ursprünglich überall kooperativ, gemeinsam betrieben. Die Landanweisung an die einzelnen Familien ist erst später erfolgt. Wir haben Beispiele der Kooperation bei den Indianern und Indern im ersten Abschnitt gegeben.

Die Entwicklung der Waarenproduktion hat diese urwüchsige Kooperation vernichtet. Wohl erweitert sich mit der Waarenproduktion der Kreis derjenigen, die für einander arbeiten, aber das miteinander arbeiten hört im Wesentlichen auf, außer unter der Form der Zwangsarbeit, Arbeit von Sklaven, Leibeigenen oder Unterthanen für ihre Herren.

Das Kapital, das im Gegensatz zu der Isolirung und Kräftezersplitterung der Bauernwirthschaft und des Handwerksbetriebes ersteht, entwickelt wieder die Kooperation, die gesellschaftliche, gemeinsame Arbeit. Die Kooperation ist die Grundform der kapitalistischen Produktionsweise, ihre besondere historische Form innerhalb der Waarenproduktion. Das Kapital sucht die gesellschaftliche Produktion immer mehr zu entwickeln, es entfaltet immer höhere Formen der Kooperation: die Manufaktur, die große Industrie. Sein Ziel dabei ist die Steigerung des Mehrwerthes. Aber ohne es zu wollen, bereitet es auf diese Art den Boden vor für eine neue, höhere Form der Produktion.

Die handwerksmäßige Waarenproduktion beruht auf der Zersplitterung und gegenseitigen Isolirung der Betriebe; ein kapitalistischer Betrieb beruht dagegen auf der Vereinigung der

Arbeiten, auf einer gesellschaftlichen, gemeinsamen Produktion. Die handwerksmäßige Waarenproduktion setzt als Regel viele kleine selbständige Waarenproduzenten voraus; der kapitalistische, auf der Kooperation beruhende Betrieb unterstellt die unbedingte Autorität des Kapitalisten über die einzelnen Arbeiter.

Wir haben im ersten Abschnitt die urwüchsige Kooperation und Arbeitstheilung an zwei Beispielen beobachtet; wir haben die Entstehung der Waarenproduktion verfolgt; jetzt sehen wir die kapitalistische Produktionsweise sich entwickeln, welche Waarenproduktion und kooperative Produktion gleichzeitig ist.

Unterscheidet sich die kapitalistische von der handwerksmäßigen Waarenproduktion durch die Konzentration der Betriebe, die Organisation gemeinsamer, gesellschaftlicher Arbeit, so unterscheidet sich andererseits die kapitalistische Kooperation von der urwüchsigen kommunistischen durch die unbedingte Autorität des Kapitalisten, der gleichzeitig Leiter der Produktion und Besitzer der Produktionsmittel ist und dem auch die Produkte der kooperativen Arbeit zufallen, die bei der urwüchsigen Kooperation den Arbeitenden selbst gehören.

Neuntes Kapitel.

Arbeitstheilung und Manufaktur.

---

1. Doppelter Ursprung der Manufaktur. Ihre Elemente: der Theilarbeiter und sein Werkzeug.

Im ersten Abschnitt konnten wir als Grundlage unserer Darstellung neben dem „Kapital" namentlich die „Kritik der politischen Oekonomie" von Marx benutzen, zum Theil auch sein „Lohnarbeit und Kapital." Bezüglich der Ausführungen dieses und des nächsten Kapitels, die von der Arbeitstheilung und der Manufaktur, dem Maschinenwesen und der Großindustrie handeln, kommt neben dem „Kapital" die „Misère de la philosophie" von Marx in Betracht*), namentlich der § 2 des zweiten Kapitels (S. 110—130), betitelt: „Arbeitstheilung und Maschinen."

Die Literatur über die Nachtheile der Arbeitstheilung in der kapitalistischen Manufaktur für den Arbeiter ist im „Elend der Philosophie" eingehender behandelt, als im „Kapital." Der genannte § 2 bildet also nicht nur einen Vorläufer, sondern auch eine Ergänzung der beiden hier in Betracht kommenden Kapitel des „Kapital," die unseres Erachtens zu dem Großartigsten gehören, was Marx überhaupt geschrieben und die leider bisher

*) Eine deutsche Uebersetzung des Buches erschien in Stuttgart bei J. H. W. Dietz unter dem Titel: „Das Elend der Philosophie." (2. Auflage 1892.) Die Zitate und Seitenangaben werden hier nach der deutschen Ausgabe (2. Auflage) gegeben.

von den meisten, die das „Kapital“ gelesen*), nicht so beachtet wurden, wie sie verdienten.

Zunächst haben wir die Manufaktur zu betrachten, „jene Industrie, die noch nicht die moderne große Industrie mit ihren Maschinen ist, die aber bereits weder die Industrie des Mittelalters noch die Hausindustrie mehr ist.“ („Elend der Philosophie,“ S. 121.) Als charakteristische Form des kapitalistischen Produktionsprozesses herrscht sie im Großen und Ganzen ungefähr von der Mitte des sechzehnten bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts.**)

Ihr Ursprung ist ein doppelter. Auf der einen Seite fand das Kapital Produkte vor, die durch die Hände verschiedenartiger Handwerker laufen mußten, ehe sie vollendet waren. So wanderte eine Kutsche aus den Händen des Stellmachers in die des Sattlers, des Tapezierers, des Malers, des Glasers u. s. w. An Stelle der verschiedenartigen selbständigen Handwerker setzte der Kapitalist Lohnarbeiter dieser Arbeitszweige, die in einem gemeinsamen Arbeitshaus planmäßig zusammen an der Herstellung der Kutsche arbeiteten.

Die Manufaktur entwickelte sich aber auch auf dem entgegengesetzten Wege. Der Kapitalist vereinigte eine Reihe von

---

*) Herr Gustav Groß ist einer der Wenigen, welche die Bedeutung dieser Kapitel erfaßt haben. Vgl. Karl Marx, von Dr. G. Groß, Leipzig, 1885, S. 82.

**) Das Wort Manufaktur ist aus den lateinischen Worten manus (Hand) und factus (gemacht, verfertigt) gebildet. Einer der wichtigsten Gewerbszweige, dessen sich die Manufaktur bemächtigte, war die Verarbeitung von Faserstoffen, wie Wolle, Baumwolle u. dgl. Daher nennt man vielfach heute noch die Werkstätten der Textilindustrie Manufakturen, wenn sie auch nicht in das Bereich der Manufaktur, sondern der mit Maschinen betriebenen Großindustrie fallen, ja man spricht mitunter von der Manufaktur als der Textilindustrie schlechtweg. Dieser Sprachgebrauch ist unrichtig.

Arbeitern, die alle das gleiche Produkt erzeugten, z. B. Nadler, in einem Arbeitsraum. Jedem von ihnen fielen alle die Verrichtungen nacheinander zu, die zur Fertigstellung des Produktes nothwendig waren. Sobald eine größere Anzahl von Arbeitern in dieser Weise beschäftigt war, führte dies naturgemäß zu einer Theilung der verschiedenen Verrichtungen unter die verschiedenen Arbeiter. Auf der einen Seite entstand die Manufaktur durch Vereinigung verschiedenartiger selbständiger Handwerke, auf der anderen Seite durch Theilung der verschiedenen Verrichtungen eines Handwerks unter verschiedene Arbeiter.

Ob aber die jeweilige Verrichtung, die dem Arbeiter in der Manufaktur zufällt, ehedem die selbständige Verrichtung eines besonderen Handwerks war oder aus der Zerlegung der Verrichtungen eines Handwerks erstand, das Handwerk bildete stets ihre Grundlage, nicht nur historisch, sondern auch technisch. Es bleibt unerläßliche Bedingung, daß jede einzelne Operation von Menschenhand vollführt werde. So wie im Handwerk beruht auch in der Manufaktur der Erfolg der Arbeit wesentlich auf der Geschicklichkeit, Sicherheit und Schnelligkeit des einzelnen Arbeiters.

Aber zwischen dem Arbeiter des Handwerks und dem der Manufaktur besteht ein gewaltiger Unterschied. An Stelle der Mannigfaltigkeit der Verrichtungen des Ersteren tritt in der Manufaktur die Einfachheit und Eintönigkeit der Verrichtungen, die der Arbeiter tagaus, tagein, jahraus, jahrein vollbringt. Der Arbeiter ist nicht mehr ein zielbewußter, selbständiger Produzent, sondern nur noch ein unselbständiger Theil eines großen Arbeitsmechanismus, gewissermaßen ein Glied des Gesammtarbeiters.

Die Virtuosität des Arbeiters auf dem beschränkten Gebiet, in dem er sich bewegt, wird dadurch freilich enorm gesteigert. Er entdeckt eine Reihe von Kunstgriffen, überträgt sie an seine Genossen und lernt andere von diesen. Der Wechsel des Platzes

und des Werkzeuges, den die Mannigfaltigkeit der Arbeit mit sich bringt, verursacht Verschwendung von Zeit und Arbeitskraft; diese fällt weg bei dem Theilarbeiter der Manufaktur, der ununterbrochen am selben Platz mit dem gleichen Werkzeug in einem Fluß fortarbeitet. Andererseits liegen im Wechsel der Thätigkeit eine Erholung und ein Reiz, die dem Theilarbeiter mangeln.

Die Theilung der Arbeit in der Manufaktur entwickelt nicht nur die Virtuosität des Arbeiters, sie bewirkt auch eine Vervollkommnung seiner Werkzeuge. Ein Werkzeug, das den verschiedensten Verrichtungen dienen soll, kann nicht jeder derselben vollkommen angepaßt sein; ein Werkzeug, das ausschließlich bei einer einzigen Verrichtung angewandt wird, kann dieser entsprechend angepaßt und dadurch viel wirksamer werden, als die früheren Werkzeuge.

Alle diese Umstände bewirken eine bedeutende Steigerung der Produktivkraft der Arbeit in der Manufaktur gegenüber dem Handwerk.

2. Die beiden Grundformen in der Manufaktur.

Wir betrachteten bisher den doppelten Ursprung der Manufaktur und ihre einfachen Elemente, den Theilarbeiter und sein Werkzeug. Wenden wir uns jetzt zu ihrer Gesammtgestalt.

Die Manufaktur besitzt zwei von einander wesentlich verschiedene Grundformen, die aus der Natur des Machwerks, des Produkts entspringen. Entweder wird dieses aus einer Reihe selbständiger Theilprodukte zusammengesetzt, oder es wird gebildet in einer Reihe miteinander zusammenhängender Manipulationen und Verrichtungen, die aber alle an demselben Arbeitsgegenstand nacheinander vorgenommen werden.

Wir können jede dieser beiden Grundformen der Manufaktur mit einem berühmten Beispiel illustriren. Sir William Petty macht die manufakturmäßige Arbeitstheilung anschaulich

mit der Uhrenfabrikation, welche zur ersteren Grundform der Manufaktur zu zählen ist. Im handwerksmäßigen Betrieb war die Uhr ursprünglich das Produkt der Arbeit eines Arbeiters, welcher sie von Anfang bis zu Ende selbst fertigte. Sobald die Uhrenfabrikation dem kapitalistischen Betrieb unterworfen war, wurde die Herstellung eines jeden Bestandtheils der Uhr einem besonderen Theilarbeiter zugewiesen, und ebenso deren Zusammensetzung. Da giebt es Uhrfedermacher, Zifferblattmacher, Gehäusemacher, Zeigermacher, Zapfenmacher u. s. w., endlich den Repasseur, der die ganze Uhr zusammenstellt und sie in geregelten Gang setzt.

Ein Beispiel der zweiten Grundform der Manufaktur hat uns Adam Smith gegeben in seiner berühmt gewordenen Darlegung der Stecknadelfabrikation, wie sie zu seiner Zeit bestand. „Der eine Mensch zieht den Draht," sagt er, „der andere streckt ihn, der dritte schneidet ihn in Stücke, der vierte macht die Spitze daran, der fünfte schleift ihn am anderen Ende, auf das der Kopf gesetzt werden soll. Den Nadelkopf zu machen, erfordert selbst zwei bis drei von einander verschiedene Operationen. Den Kopf auf die Nadel zu setzen, ist ein eigenes Geschäft; — die Nadeln weiß zu machen, ein anderes. Es macht sogar einen besonderen Arbeitszweig aus, die Nadeln in die Papiere zu stecken. Und so findet sich die Arbeit, eine Stecknadel zu verfertigen, in achtzehn von einander abgesonderte Verrichtungen vertheilt, die in einigen Fabriken dieser Art von ebensoviel Händen verrichtet werden." (Wealth of nations, ch. I.)

Der einzelne Draht durchläuft nacheinander die Hände der verschiedenen Theilarbeiter; aber diese Arbeiter sind auch alle gleichzeitig thätig. In einer Nadelmanufaktur werden gleichzeitig Drähte gezogen, gestreckt, geschnitten, gespitzt u. s. w., kurz, die verschiedenen Operationen, die der Arbeiter des Handwerks nacheinander verrichten mußte, werden in der Manufaktur gleichzeitig nebeneinander verrichtet. Dadurch wird es möglich, in

dem gleichen Zeitraum mehr Waare zu liefern. Im Vergleich zum Handwerk wird in der Manufaktur auch Produktivkraft gewonnen, ein Gewinn, der aus ihrem kooperativen Charakter entspringt. Aber der Manufaktur klebt noch eine Beschränktheit an: ob sie zu der ersteren Gattung gehöre, die wir mit der Uhrmacherei illustrirt, oder zur zweiten, für die wir ein Beispiel in der Nadelfabrikation gefunden, stets hat das Machwerk oder dessen Bestandtheile einen Transport aus einer Hand in die andere durchzumachen, was Zeit und Arbeit in Anspruch nimmt. Diese Beschränktheit wird erst überwunden in der großen Industrie.

Bei diesem Transport aus einer Hand in die andere liefert ein Arbeiter dem anderen sein Rohmaterial, ein Arbeiter beschäftigt also den anderen. So kann z. B. der Arbeiter, der die Köpfe auf die Nadeln zu setzen hat, dies nicht thun, wenn ihm nicht entsprechend hergerichtete Drahtstücke in genügender Anzahl geliefert werden. Soll also die Gesammtarbeit in ununterbrochenem Fluß fortgehen und nirgends stocken, so muß die nothwendige Arbeitszeit zur Herstellung eines gewissen Produkts in jedem Theilarbeitszweig festgesetzt und die Menge der in jedem derselben beschäftigten Arbeiter in ein entsprechendes Verhältniß zu einander gebracht werden. Wenn z. B. der Drahtschneider durchschnittlich in einer Stunde 1000 Nadeln schneiden kann, während der Arbeiter, der die Köpfe aufzusetzen hat, in der gleichen Zeit nur mit 200 Nadeln fertig wird, so müssen, um zehn Kopfaufsetzer genügend beschäftigen zu können, zwei Drahtschneider thätig sein. Andererseits aber muß der Kapitalist, der einen Drahtschneider beschäftigt, auch fünf Kopfaufsetzer anwenden, wenn er die Arbeitskraft des Ersteren seinen Zwecken völlig entsprechend ausnützen soll. Will er sein Unternehmen erweitern, so ist die Zahl der Arbeiter, die er mehr einstellen muß, wenn er ihre Arbeitskraft möglichst ausnützen will, auch keine beliebige. Um bei unserem Beispiel zu bleiben: wenn er einen Drahtschneider mehr einstellt, wird das nur

dann von entsprechendem Vortheil für ihn sein, wenn er fünf, und nicht etwa drei oder vier Kopfaufsetzer mehr anwendet.

Die Herstellung einer Waare in der dazu gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit ist, wie wir wissen, eine Forderung der Waarenproduktion überhaupt; sie wird erzwungen durch die Konkurrenz. Mit der Entwicklung der kapitalistischen Manufaktur wird aber die Herstellung einer bestimmten Produktenmenge innerhalb der gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit auch zu einer technischen Nothwendigkeit. Wenn der Handwerker schneller oder langsamer arbeitet, als gesellschaftlich nothwendig, so beeinflußt das seinen Verdienst aus seiner Arbeit, aber es macht diese nicht unmöglich. In der kapitalistischen Manufaktur geräth der ganze Arbeitsprozeß ins Stocken, sobald in einem Zweig von Theilarbeiten die Produktion von der Regel abweicht. Wir haben aber oben gesehen, daß die gleichzeitige Verwendung einer größeren Zahl von Arbeitern bei dem gleichen Werk ihre Arbeit zur Durchschnittsarbeit gestaltet. Dieser Vortheil der einfachen Kooperation wird zur nothwendigen Bedingung der Produktion in der Manufaktur.

Erst wenn kapitalistisch produzirt wird, produzirt also der einzelne Waarenproduzent (der Kapitalist) in der Regel mit gesellschaftlich nothwendiger Durchschnittsarbeit, und er muß es thun. Erst unter der kapitalistischen Produktionsweise kommt das Gesetz des Waarenwerthes zur vollen Entfaltung.

Mit der Manufaktur beginnt hie und da auch schon die Anwendung von Maschinen; sie spielen jedoch in dieser Periode stets nur eine Nebenrolle. Die Hauptmaschinerie der Manufaktur bleibt der Gesammtarbeiter, dessen ineinandergreifende Räder die einzelnen Theilarbeiter bilden. Der Arbeiter ist unter dem Manufaktursystem in der That nur Theil einer Maschine, der ebenso regelmäßig und stetig, wie ein solcher zu wirken hat. So wie es bei der Maschine mehr oder weniger komplizirte Theile giebt, so erfordern auch die verschiedenen Theilarbeiten mehr oder

weniger ausgebildete Arbeiter, deren Arbeitskraft demnach auch mehr oder weniger Werth besitzt. Als die Nadelerzeugung noch handwerksmäßig betrieben wurde, war die Ausbildung für jeden Nadler die gleiche, und demgemäß auch im Ganzen und Großen der Werth der Arbeitskraft eines Jeden von ihnen derselbe und verhältnißmäßig hoch. Als die Nadelerzeugung dem Manufaktursystem unterworfen wurde, zerfiel sie in Theilarbeiten, die große Uebung erforderten, und andere, die mit Leichtigkeit erlernt werden konnten. Die Arbeitskraft derjenigen, welche lange Zeit damit zubrachten, die nöthige große Uebung zu erlangen, hatte natürlich einen viel höheren Werth, als die derjenigen, welche sich den leichteren Handgriffen zuwendeten. So entsteht eine „Hierarchie der Arbeitskräfte, der eine Stufenleiter der Arbeitslöhne entspricht.“ *) Auf der untersten Sprosse dieser Leiter stehen diejenigen, welche Hantirungen verrichten, deren jeder Mensch ohne besondere Uebung und Vorbereitung fähig ist. Solche einfache Hantirungen kommen in jedem Produktionsprozeß vor; beim Handwerk bilden sie eine Abwechslung mit komplizirteren Thätigkeiten; in der Manufaktur werden sie die ununterbrochen fortbetriebene Beschäftigung einer besonderen Klasse von Leuten, die sich jetzt als ungelernte Arbeiter von den gelernten Arbeitern unterscheiden.

Fast jeder der Arbeiter der Manufaktur hat eine kürzere Zeit der Ausbildung durchzumachen, als der Handwerker des entsprechenden Industriezweiges. Der letztere hat alle Verrichtungen zu erlernen, die zur Fertigstellung des Produkts seines Gewerbes nothwendig sind, von den ersteren jeder nur eine oder einige wenige solcher Verrichtungen. Bei den ungelernten Arbeitern fallen die Bildungskosten ganz weg.

---

*) Folgende Tabelle, die wir Babbage entnommen (on the Economy of Machinery and Manufacture, London, 1835, XXIV u. 408 S.), veranschaulicht sehr gut die hierarchische Gliederung der einzelnen Lohnstufen und die technische Nothwendigkeit, die Zahl der

So sinkt in der Manufaktur der Werth der Arbeitskraft, es sinkt damit die zur Erhaltung des Arbeiters nothwendige Arbeitszeit und es verlängert sich bei gleichbleibendem Arbeitstag die Dauer der Mehrarbeit, es wächst der relative Mehrwerth.

Der Arbeiter aber wird körperlich und geistig verkrüppelt, seine Arbeit verliert für ihn jeden Inhalt, jedes Interesse, er selbst wird ein Zubehör des Kapitals.

Arbeiter in jeder einzelnen Verrichtung einander anzupassen und die durchschnittlich nothwendige Arbeitszeit zur Geltung zu bringen. Die Tabelle giebt die Verhältnisse einer kleinen englischen Stecknadelmanufaktur im Anfang unseres Jahrhunderts wieder (S. 184):

Name der Verrichtung	Arbeiter	Lohn per Tag
Drahtzieher	ein Mann	3 Schilling 3 Pence
Strecken des Drahtes	eine Frau ein Mädchen	1 Schilling — Pence — „ 6 „
Spitzen	ein Mann	5 Schilling 3 Pence
Herstellen der Köpfe	ein Mann ein Knabe	5 Schilling 4½ Pence — „ 4½ „
Aufsetzen der Köpfe	eine Frau	1 Schilling 3 Pence
Weißmachen	ein Mann eine Frau	6 Schilling — Pence 3 „ — „
In Papier stecken	eine Frau	1 Schilling 6 Pence

Die Löhne betrugen also von 4½ P. (36 Pf.) bis 6 Sch. (6 Mark).

Zehntes Kapitel.

Maschinerie und große Industrie.

---

1. Die Entwicklung der Maschinerie.

Die Theilung der Arbeit in der Manufaktur führte zwar zu einer Modifizirung der handwerksmäßigen Arbeit, hob dieselbe aber nicht auf. Die Handwerksgeschicklichkeit bleibt im Großen und Ganzen die Grundlage der Manufaktur und ermöglicht dem, wenn auch einseitig geübten Theilarbeiter noch eine gewisse Selbständigkeit gegenüber dem Kapitalisten. Er kann nicht von heut auf morgen ersetzt werden, während seine Leistung zum Fortgange des ganzen Betriebes unentbehrlich ist, wie wir am Beispiel von der Nadelfabrikation gesehen. Und die Arbeiter sind sich dieses Vortheils so gut bewußt, daß sie alles daran setzen, der Manufaktur diesen handwerksmäßigen Charakter durch möglichste Aufrechterhaltung der Handwerksgewohnheiten, z. B. im Lehrlingswesen 2c., zu erhalten.

Man kann dieses Bestreben noch heute in einer ganzen Reihe von Industrien beobachten, die bis jetzt manufakturmäßig betrieben wurden. Hier liegt auch das Geheimniß vieler Erfolge der Gewerkschaftsbewegung.

Des Einen Freud ist des Andern Leid. „Durch die ganze Manufakturperiode,“ schreibt Marx, „läuft daher die Klage über den Disziplinmangel der Arbeiter. Und hätten wir nicht die Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller, die einfachen Thatsachen, daß

es vom 16. Jahrhundert bis zur Epoche der großen Industrie dem Kapital mißlingt, sich der ganzen disponiblen Arbeitszeit der Manufakturarbeiter zu bemächtigen, daß die Manufakturen kurzlebig sind und mit der Ein- oder Auswanderung der Arbeiter ihren Sitz in dem einen Land verlassen und in dem anderen aufschlagen, würden Bibliotheken sprechen." Man begreift daher den Schmerzensruf, den der anonyme Verfasser eines im Jahre 1770 erschienenen Pamphlets ausstößt: „Arbeiter sollten sich nie für unabhängig von ihren Vorgesetzten halten . . . Ordnung muß auf die eine oder die andere Weise gestiftet werden."

Und Ordnung wurde gestiftet. Die Manufaktur selbst erzeugte die Vorbedingung dazu. Sie rief die hierarchisch gegliederte Werkstatt zur Produktion komplizirterer Arbeitsinstrumente ins Leben, und „das Produkt der manufakturmäßigen Theilung der Arbeit produzirte seinerseits — Maschinen." Die Maschine aber giebt der Herrschaft der handwerksmäßigen Thätigkeit den Gnadenstoß.

Wodurch unterscheidet sich die Maschine vom Handwerksinstrument, wodurch verwandelt sich das Arbeitsmittel aus einem Werkzeug in eine Maschine? Dadurch, daß ein mechanischer Apparat, der nur in die entsprechende Bewegung versetzt zu werden braucht, „mit seinen Werkzeugen dieselben Operationen verrichtet, welche früher der Arbeiter mit ähnlichen Werkzeugen verrichtete." Ob die Triebkraft nun vom Menschen ausgeht oder selbst wieder von einer Maschine, ändert am Wesen der Sache nichts. Es ist das festzuhalten gegenüber der irrthümlichen Auffassung, als ob die Maschine sich dadurch vom Werkzeug unterscheide, daß sie von einer vom Menschen verschiedenen Naturkraft, wie Thier, Wasser, Wind u. s. w., in Bewegung gesetzt wird. Die Anwendung solcher Bewegungskräfte ist viel, viel älter als die Maschinenproduktion, wir brauchen nur

an das Ziehen des Pfluges durch Ochsen oder Pferde zu erinnern. Thiere, Wind, Wasserkraft ꝛc. sind bekanntlich schon sehr früh von den Menschen als motorische (Bewegungs-) Kräfte angewendet worden, beim Drehen der Mühlen, beim Betrieb von Pumpwerken ꝛc., ohne eine Revolution der Produktionsweise zu bewirken; selbst die Dampfmaschine, wie sie Ende des 17. Jahrhunderts erfunden wurde, rief noch keine industrielle Revolution hervor. Wohl aber war dies der Fall, als die erste bedeutende Werkzeugmaschine, die „Spinnmaschine," erfunden wurde. Nichts abgeschmackter als das Märchen von der Entdeckung der Dampfkraft durch zufällige Beobachtung eines siedenden Theetopfes. Das Kraftvermögen des Wasserdampfes ist wahrscheinlich schon vor 2000 Jahren den Griechen bekannt gewesen, aber sie wußten nichts damit anzufangen, später benutzte man es zu allerhand mechanischen Spielereien. Die Erfindung der Dampfmaschine aber ist das Produkt einer wirklichen, zielbewußten geistigen Anstrengung, gestützt auf frühere Versuche, und war erst möglich, als die Manufaktur die technischen Voraussetzungen, namentlich auch eine genügende Anzahl geschickter mechanischer Arbeiter zu ihrer Herstellung geliefert hatte. Und sie war fernerhin erst möglich, als das Bedürfniß auch das Interesse an neuen bewegenden Kräften geweckt hatte.*) Das aber war der Fall, als die Arbeitsmaschine erfunden war.

Sie bedurfte zu ihrer Ausnutzung einer kräftigeren, regelmäßiger funktionirenden Triebkraft als der bis dahin vorhandenen. Der Mensch ist ein sehr unvollkommenes Werkzeug für kontinuirliche (ununterbrochene) und gleichförmige Bewegung und obendrein zu schwach; das stärkere Pferd ist nicht nur sehr kostspielig und nur in beschränktem Umfange in der Fabrik ver-

*) Goethe beantwortet die Frage: „Was ist Erfinden?" mit den treffenden Worten: „Der Abschluß des Gesuchten."

wendbar, sondern besitzt auch die scheußliche Eigenschaft, zuweilen seinen eigenen Kopf zu haben; der Wind ist zu unstät und unkontrolirbar, und auch die Wasserkraft, die schon während der Manufakturperiode stark angewendet ward, genügte nicht mehr, da sie nicht beliebig erhöht werden konnte, in gewissen Jahreszeiten gleichfalls wiederholt versagte und vor Allem an den Ort gebunden war. Erst als James Watt, nach vielen Anstrengungen, seine zweite sog. doppelt wirkende Dampfmaschine erfunden hatte, nachdem er in dem „höchst ausgedehnten“ industriellen Etablissement seines Kompagnons Mathias Boulton „sowohl die technischen Kräfte als die Geldmittel“ (s. Buch der Erfindungen) gefunden, deren er zur Ausführung seiner Pläne bedurfte, erst da war der Motor gefunden, der „seine Bewegungskraft selbst erzeugt aus der Verspeisung von Kohlen und Wasser, dessen Kraftpotenz ganz unter menschlicher Kontrole steht, der mobil (der Ortsveränderung fähig) und ein Mittel der Lokomotion (der Fortbewegung), städtisch und nicht gleich dem Wasserrad ländlich, die Konzentration der Produktion in Städten erlaubt, statt sie, wie das Wasserrad, über das Land zu zerstreuen, universell (allgemein) in seiner technologischen Anwendung.“ (Marx.) Und nun wirkt natürlich die vervollkommnete bewegende Kraft ihrerseits zurück auf die immer weitere Entwicklung der Arbeitsmaschine.

„Alle entwickelte Maschinerie besteht aus drei wesentlich verschiedenen Theilen: der Bewegungsmaschine, dem Transmissionsmechanismus, endlich der Werkzeugmaschine oder Arbeitsmaschine.“ Die Bewegungsmaschine als Triebkraft des ganzen Mechanismus haben wir eben betrachtet. Der Transmissions(Uebertragungs-)mechanismus, der sich zusammensetzt aus Schwungrädern, Treibwellen, Zahnrädern, Kreiselrädern, Schäften, Schnüren, Riemen, Zwischengeschirr und Vorgelege der verschiedensten Art, regelt die Bewegung, ver-

wandelt ihre Form je nach Erforderniß, z. B. aus einer gradlinigen in eine kreisförmige, vertheilt und überträgt sie auf die Werkzeugmaschinerie. „Beide Theile des Mechanismus sind nur vorhanden, um der Werkzeugmaschine die Bewegung mitzutheilen, wodurch sie den Arbeitsgegenstand anpackt und zweckgemäß verändert.“

Die Werkzeugmaschine ist es, von der, wie schon bemerkt, die industrielle Revolution im 18. Jahrhundert ausgeht, wie sie auch heute noch da den Ausgangspunkt bildet, wo ein bisheriger Handwerks- oder Manufakturbetrieb in Maschinenbetrieb übergeht. Sie ist zunächst entweder eine mehr oder minder veränderte mechanische Ausgabe des alten Handwerksinstruments, wie bei dem mechanischen Webstuhl, oder die an ihrem Gerüst angebrachten Organe sind alte Bekannte, wie Spindeln bei der Spinnmaschine, Nadeln beim Strumpfwirkerstuhl, Messer bei der Zerhackmaschine u. s. w. Aber die Anzahl der Werkzeuge, welche dieselbe Werkzeugmaschine gleichzeitig in Thätigkeit setzt, ist „von vornherein frei von der Schranke, wodurch das Handwerkszeug eines Arbeiters beengt wird.“

Da eine Bewegungsmaschine vermittels zweckmäßiger Einrichtung („Verästelung in besondere Ausläufe“) des Transmissionsmechanismus eine ganze Anzahl von Arbeitsmaschinen gleichzeitig in Bewegung setzen kann, so sinkt dadurch die einzelne Arbeitsmaschine zu einem bloßen Element der maschinenmäßigen Produktion herab. Wo ein und dieselbe Arbeitsmaschine das ganze Machwerk verfertigt, wie z. B. beim mechanischen Webstuhl, da erscheint in der auf Maschinenbetrieb gegründeten Werkstatt, d. h. in der Fabrik, jedesmal die einfache Kooperation wieder, indem eine Anzahl gleichartiger Arbeitsmaschinen, vom Arbeiter kann hier zunächst abgesehen werden, in demselben Raume gleichzeitig mit- und nebeneinander wirken. Jedoch existirt hier eine technische Einheit. Ein Pulsschlag, ein und dieselbe Bewegungsmaschine setzt sie gleichmäßig in Gang. Sie sind nur noch Organe desselben Bewegungsmechanismus.

Wo aber der Arbeitsgegenstand eine zusammenhängende Reihe verschiedener Stufenprozesse durchläuft, die von einer Kette verschiedenartiger, aber einander ergänzender Werkzeugsmaschinen ausgeführt worden, wo also die der Manufaktur eigenthümliche Kooperation durch Theilung der Arbeit wiedererscheint, aber als Ineinandergreifen von Theilarbeitsmaschinen, erst da tritt an die Stelle der einzelnen selbständigen Maschine ein eigentliches Maschinensystem. Jede Theilmaschine liefert der zunächst folgenden ihr Rohmaterial, und, ähnlich wie in der Manufaktur die Kooperation der Theilarbeiter, so erheischt in dem gegliederten Maschinensystem die beständige Beschäftigung der Theilmaschinen durch einander ein bestimmtes Verhältniß zwischen ihrer Anzahl, ihrem Umfang und ihrer Geschwindigkeit. Diese kombinirte Arbeitsmaschinerie ist um so vollkommener, je kontinuirlicher ihr Gesammtprozeß, das heißt, mit je weniger Unterbrechung das Rohmaterial von seiner ersten zu seiner letzten Form übergeht, je mehr also statt der Menschenhand der Mechanismus selbst es von einer Produktionsstufe in die andere führt. Verrichtet sie alle zur Bearbeitung des Rohstoffes nöthigen Bewegungen ohne menschliche Beihilfe, so daß sie nur menschlicher Nachhilfe bedarf, so haben wir ein automatisches System der Maschinerie. Daß auch dieses noch beständiger Ausarbeitung im Detail fähig ist, zeigt der Apparat, der die Spinnmaschine von selbst stillsetzt, sobald ein einzelner Faden reißt. Als ein Beispiel „sowohl der Kontinuität der Produktion als der Durchführung des automatischen Prinzips" kann, sagt Marx, „die moderne Papierfabrik gelten."

Wie die von Watt erfundene Dampfmaschine, so waren auch die anderen ersten Erfindungen auf dem Gebiete des Maschinenwesens nur ausführbar, weil die Manufakturperiode eine beträchtliche Menge geschickter mechanischer Arbeiter geliefert hatte, Theilarbeiter der Manufakturen, daneben auch selbständige Handwerker,

welche im Stande waren, Maschinen fertig zu stellen. Die ersten Maschinen wurden von Handwerkern oder in Manufakturen erzeugt.

Aber so lange die Maschinen dem persönlichen Geschick und der persönlichen Kraft von Arbeitern, die noch halbe Künstler waren, ihre Existenz dankten, waren sie nicht nur sehr theuer — ein Punkt, für den der Kapitalist stets ein merkwürdig gutes Verständniß besitzt — die Ausdehnung ihrer Anwendung, also die Entwicklung der Großindustrie, blieb solange auch abhängig von der Vermehrung der Maschinenbauer, deren Geschäft lange Zeit zur Erlernung bedurfte, deren Zahl sich daher nicht sprungweis vermehren ließ.

Aber auch in technischer Beziehung gerieth die große Industrie, sobald sie eine gewisse Höhe der Entwicklung erklommen, in Widerspruch mit ihrer handwerks- und manufakturmäßigen Unterlage. Jeder Fortschritt, die Ausreckung des Umfanges der Maschinen, ihre Befreiung von dem sie ursprünglich beherrschenden handwerksmäßigen Modell, die Verwendung von geeigneterem, aber schwerer zu bewältigendem Material, z. B. Eisen statt Holz, stieß auf die größten Schwierigkeiten, die zu überwinden selbst dem in der Manufaktur durchgeführten System der Arbeitstheilung nicht gelang. „Maschinen z. B. wie die moderne Druckerpresse, der moderne Dampfwebstuhl und die moderne Kardirmaschine, konnten nicht von der Manufaktur geliefert werden.“

Auf der anderen Seite zieht die Umwälzung in dem einen Industriezweig die Umwälzung in einer Reihe mit ihr in Zusammenhang stehender Industriezweige nach sich. Die Maschinenspinnerei macht Maschinenweberei nöthig, und beide zusammen eine mechanisch-chemische Revolution in Bleicherei, Druckerei und Färberei. Dann aber erforderte die Revolution der Produktionsweise in Industrie und Landwirthschaft eine Umwälzung der Verkehrs- und Transportmittel. Die große Industrie mit

ihrer fieberhaften Geschwindigkeit der Produktion muß ihre Rohstoffe schnell beziehen, ihre Produkte schnell und in großen Mengen auf die Märkte werfen können, sie muß in der Lage sein, große Arbeitermassen nach ihren Bedürfnissen heranziehen und abstoßen zu können 2c. Daher Umwälzung im Schiffbau, Ersetzung des Segelschiffes durch das Dampfschiff, des Landfuhrwerkes durch Eisenbahnen, der Eilboten durch den Telegraphen. „Die furchtbaren Eisenmassen aber, die jetzt zu schmieden, zu schweißen, zu schneiden, zu bohren und zu formen waren, erforderten ihrerseits zyklopische (riesenhafte) Maschinen, deren Schöpfung der manufakturmäßige Maschinenbau versagte."

So mußte sich die große Industrie ihre eigene, ihrem Wesen angepaßte Unterlage schaffen, und zwar dadurch, daß sie sich der Maschine bemächtigte, um durch sie Maschinen zu produziren. „Erst durch die Werkzeugmaschinen hat die Technik die Riesenaufgabe überwältigen können, welche der Maschinenbau ihr stellte" (Buch der Erfindungen). Dazu war aber nothwendig, die für die einzelnen Maschinentheile nöthigen streng geometrischen Formen, wie Linie, Ebene, Kreis, Zylinder, Kegel und Kugel maschinenmäßig zu produziren. Und auch dieses Problem wurde gelöst, als Henry Maudsley im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts den Drehbankschlitten („slide rest") erfunden hatte, der bald automatisch gemacht und von der Drechselbank auf andere Konstruktionsmaschinen übertragen wurde. Dank dieser mechanischen Erfindung gelang es, die geometrischen Formen der einzelnen Maschinentheile „mit einem Grad von Leichtigkeit, Genauigkeit und Raschheit zu produziren, den keine gehäufte Erfahrung der Hand des geschicktesten Arbeiters verleihen konnte."*)

*) „The Industry of Nations, London, 1855," 2. Bd., S. 239. Aus demselben zitirt Marx folgenden Satz über die Erfindung des „slide rest": „Einfach und äußerlich unbedeutend, wie dieser Zusatz zur Drehbank erscheinen mag, ist es nach unserer Meinung nicht zu

Ueber die Großartigkeit der zum Maschinenbau angewandten Maschinerie ist es nicht nöthig, viele Worte zu verlieren. Wer hätte nicht von den Riesenwerken unserer Maschinenfabriken gehört, von jenen gewaltigen Dampfhämmern, die, über 100 Zentner schwer, spielend einen Granitblock pulverisiren, gleichzeitig aber fähig sind, die leisesten, bis auf die geringsten Differenzen genau bemessenen Schläge auszuführen u. s. w.? Und jeder Tag berichtet uns von neuen Fortschritten des Maschinensystems, von neuer Ausdehnung seines Gebietes.

In der Manufaktur war die Theilung der Arbeit noch vorwiegend subjektiv, der Einzelprozeß war der Person des Arbeiters angepaßt, im Maschinensystem besitzt die große Industrie einen ganz objektiven Produktionsorganismus, der dem Arbeiter fertig gegenübersteht und dem daher dieser sich anzupassen hat. Die Kooperation, die Verdrängung des vereinzelten Arbeiters durch den vergesellschafteten, ist nicht mehr zufällig, sondern „durch die Natur des Arbeitsmittels diktirte technische Nothwendigkeit."

2. Werthabgabe der Maschinerie an das Produkt.

Gleich dem einfachen Werkzeug gehört die Maschine zum konstanten Kapital. Sie schafft keinen Werth, sondern giebt nur ihren eigenen Werth an das Produkt ab, im einzelnen Fall den Werth dessen, was sie durch ihre Abnützung verliert.

Die Maschinerie geht in den Arbeitsprozeß ganz, in den Verwerthungsprozeß immer nur theilweise ein. Dasselbe findet auch beim Werkzeug statt, doch ist die Differenz zwischen dem ursprünglichen Gesammtwerth und dem an das Produkt ab=

---

viel gesagt, wenn wir behaupten, daß sein Einfluß auf Verbesserung und Ausdehnung des Maschinenwesens ebenso groß war, als der durch Watt's Verbesserung der Dampfmaschine bewirkte."

gegebenen Werththeil bei der Maschine weit größer als beim Werkzeug, denn erstens lebt sie länger als das Werkzeug, da sie aus dauerhafterem Material errichtet ist, zweitens ermöglicht sie, in Folge ihrer Regelung durch streng wissenschaftliche Gesetze, größere Ersparniß im Verschleiß ihrer Bestandtheile und im Konsum von Hilfsstoffen, Oel, Kohlen u. s. w., und endlich ist ihr Produktionsfeld unverhältnißmäßig größer als das des Werkzeugs.

Bei gegebener Differenz zwischen dem Werth der Maschinerie und dem auf ihr Tagesprodukt übertragenen Werththeil, hängt der Grad, worin dieser Werththeil das Produkt vertheuert, von dem Umfange des Produkts ab. In einem 1858 gehaltenen Vortrag schätzte ein Herr Baynes aus Blackburn, daß „jede wirkliche mechanische Pferdekraft*) 450 selfacting (selbstthätige) Mulespindeln treibt, oder 200 Drosselspindeln oder 15 Webstühle für 40zölliges Gewebe" 2c. Somit vertheilen sich die täglichen Kosten einer Dampfpferdekraft und die Abnutzung der von ihr in Bewegung gesetzten Maschinerie im ersten Fall über das Tagesprodukt von 450 Mulespindeln, im zweiten von 200 Drosselspindeln, im dritten von 15 mechanischen Webstühlen; der Werththeil, der so auf ein Loth Garn oder eine Elle Gewebe übertragen wird, ist ein überaus winziger.

Bei gegebenem Wirkungskreis der Arbeitsmaschine, d. h. der Anzahl ihrer Werkzeuge oder, wo es sich, wie beim Dampfhammer, um Kraft handelt, dem Umfange ihrer Kraft, hängt die Produktenmasse von der Geschwindigkeit ab, womit die Maschine operirt.

Die Größe des Werththeils, den die Maschinerie an das Produkt abgiebt, hängt, bei gegebenem Maß der Werthübertragung,

---

*) Hiezu bemerkt Engels, der Herausgeber der 3. und 4. Auflage des „Kapital," in einer Note: „Eine ‚Pferdekraft' ist gleich der Kraft von 33000 Fußpfunden in der Minute, d. h. der Kraft, die 33000 Pfund in der Minute um 1 Fuß (englisch) hebt oder 1 Pfund um 33 000 Fuß. Dies ist die oben gemeinte Pferdekraft."

von ihrer eigenen Werthgröße ab. Je weniger Arbeit sie selbst kostet, um so weniger Werth setzt sie dem Produkt zu. Kostet ihre Produktion so viel Arbeit, als ihre Anwendung erspart, so findet bloßer Platzwechsel von Arbeit statt, aber keine Vermehrung der Produktivität der Arbeit. Die Produktivität der Maschine mißt sich an dem Grad, worin sie menschliche Arbeitskraft erspart. Es steht daher durchaus nicht im Widerspruch mit dem Prinzip der Maschinenproduktion, daß im Allgemeinen, im Vergleich mit handwerks- oder manufakturmäßig erzeugten Waaren, beim Maschinenprodukt der dem Arbeitsmittel geschuldete Werthbestandtheil relativ, d. h. im Verhältniß zum Gesammtwerth des Produktes zunimmt, indeß er absolut sinkt.

Vom Standpunkt der Verwohlfeilerung des Produktes ist die Grenze für den Gebrauch der Maschinerie darin gegeben, daß ihre eigene Produktion weniger Arbeit kostet als ihre Anwendung Arbeit ersetzt. Nun zahlt aber, wie wir früher gesehen, das Kapital nicht die angewandte Arbeit, sondern blos den Werth der angewandten Arbeitskraft, es ist also für dasselbe der Maschinengebrauch begrenzt durch die Differenz zwischen dem Werth der Maschine und dem Gesammtwerth der von ihr während ihrer Dauer ersetzten Arbeitskraft, bezw., da der wirkliche Lohn des Arbeiters bald unter den Werth seiner Arbeitskraft sinkt, bald über ihn steigt, in den verschiedenen Ländern, in verschiedenen Epochen und in verschiedenen Arbeitszweigen verschieden ist, durch die Differenz zwischen dem Preis der Maschinerie und dem Preis der von ihr zu ersetzenden Arbeitskraft. Nur diese Differenz ist für den Kapitalisten bestimmend, nur sie drückt auf ihn mit dem Zwangsmittel der Konkurrenz, und daher kommt es, daß heute mitunter Maschinen, die sich in einem Lande profitabel erweisen, in einem anderen nicht zur Anwendung kommen. In Amerika hat man Maschinen zum Steinklopfen erfunden, in der alten Welt wendet man sie nicht an, weil hier der Prole-

tarier, der diese Arbeit verrichtet, einen so geringen Theil seiner Arbeit bezahlt erhält, daß Maschinen die Produktion für den Kapitalisten vertheuern würden.

Niedrige Löhne sind geradezu ein Hinderniß für die Einführung von Maschinen, also auch von diesem Standpunkt aus ein Nachtheil für die gesellschaftliche Entwicklung.

Erst in einer Gesellschaft, die den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit aufgehoben, fände das Maschinenwesen Spielraum zur vollen Entfaltung.

3. Die nächsten Wirkungen des maschinenmäßigen Betriebes auf die Arbeiter.

„Sofern die Maschine Muskelkraft entbehrlich macht, wird sie zum Mittel, Arbeiter ohne Muskelkraft oder von unreifer Körperentwicklung, aber größerer Geschmeidigkeit der Glieder anzuwenden. Das gewaltige Ersatzmittel von Arbeit und Arbeitern verwandelt sich sofort in ein Mittel, die Zahl der Lohnarbeiter zu vermehren durch Einrollirung aller Mitglieder der Arbeiterfamilie, ohne Unterschied von Geschlecht und Alter, unter die unmittelbare Botmäßigkeit des Kapitals.“ Nicht nur an die Stelle des Kinderspiels, sondern auch der freien Arbeit im häuslichen Kreis für die Familie selbst, tritt die Zwangsarbeit für den Kapitalisten. „Weiber- und Kinderarbeit war das erste Wort der kapitalistischen Anwendung der Maschinerie!“

Die Rückwirkung davon sollte in wirthschaftlicher, sozialer und sittlicher Beziehung gleich verhängnißvoll für die Arbeiterklasse werden.

Bis dahin war der Werth der Arbeitskraft bestimmt durch die zur Erhaltung nicht nur des individuellen erwachsenen Arbeiters, sondern der ganzen Arbeiterfamilie, der er als Ernährer vorstand, nöthige Arbeitszeit. Nun aber, da Frau und Kinder auch auf den Arbeitsmarkt gezogen wurden, Gelegenheit

bekamen, mit zu verdienen, vertheilte sich mit der Zeit der Werth der Arbeitskraft des Mannes über seine ganze Familie. Und dieser Bewegung des Werthes der Arbeitskraft paßt sich wunderbar schnell an die entsprechende Bewegung ihres Preises, d. h. des Arbeitslohnes. Statt des Vaters muß allmälig die ganze Familie, um bestehen zu können, für Lohn arbeiten, und so nicht nur Arbeit, sondern auch Mehrarbeit für das Kapital liefern. Die Maschine vermehrt auf diese Weise nicht nur das Ausbeutungsmaterial, sondern erhöht auch den Grad der Ausbeutung.

Eine gewisse nominelle Mehreinnahme der Arbeiterfamilie ist dabei übrigens nicht ausgeschlossen. Wenn statt des Vaters nun Vater, Mutter und zwei Kinder arbeiten, so ist der Gesammtlohn in den meisten Fällen höher, als früher der Lohn des Vaters allein. Aber die Kosten des Unterhalts haben sich ebenfalls erhöht. Die Maschine bedeutet größere Wirthschaftlichkeit in der Fabrik, aber die Maschinenindustrie macht der Wirthschaftlichkeit im Hause des Arbeiters ein Ende. Die Fabrikarbeiterin kann nicht zugleich Hausfrau sein. Ersparniß und Zweckmäßigkeit in Vernutzung der Lebensmittel werden unmöglich.

Früher hatte der Arbeiter seine eigene Arbeitskraft verkauft, über welche er als wenigstens formell freie Person verfügte. Jetzt wird er Sklavenhändler und verkauft Weib und Kind an die Fabrik. Wenn der kapitalistische Pharisäer in der Oeffentlichkeit über diese „Bestialität“ zetert, so vergißt er, daß er selbst es ist, der sie geschaffen hat, sie ausbeutet und unter dem schönen Titel „Freiheit der Arbeit“ verewigen möchte. Der Bestialität der Arbeitereltern aber steht die große Thatsache gegenüber, daß die Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit in den englischen Fabriken dem Kapital von den erwachsenen männlichen Arbeitern aberobert wurde.

Marx bringt zahlreiche Belege für die verkümmernde Wirkung der Fabrikarbeit der Frauen und Kinder. Wir verweisen

auf diese und führen hier einen aus neuerer Zeit an, aus dem Buche von Singer: „Untersuchungen über die sozialen Zustände in den Fabrikbezirken des nordöstlichen Böhmen“ (Leipzig 1885). Die Daten dieses Buches ermöglichen uns eine Vergleichung der mittleren Kindersterblichkeit in einem Lande, das von der Großindustrie so gut wie gar nichts weiß, Norwegen, mit der in Distrikten, in denen die Großindustrie hochentwickelt ist, ohne bis zur Zeit der Abfassung des Buches durch eine Arbeiterschutzgesetzgebung eingeschränkt worden zu sein. Wir meinen das nordöstliche Böhmen.

In Norwegen kamen (1866—1874) auf zehntausend Lebend-Geborene beiderlei Geschlechts im Alter bis zu 1 Jahr 1063 Sterbefälle. Dagegen zählte man in folgenden hochindustriellen Bezirken auf je zehntausend Lebend-Geborene Sterbefälle

in	im ersten Lebensjahr
Hohenelbe	3026
Gablonz	3104
Braunau	3236
Trautenau	3475
Reichenberg, Umgebung	3805
Friedland	4130

Die Säuglings-Sterblichkeit in den Fabrikdistrikten war also eine drei- bis viermal so große wie in dem in der „Kultur“ zurückgebliebenen Norwegen! Die große Sterblichkeit in den ersteren darf nicht mit den Malthusianern auf übergroße Fruchtbarkeit der Bevölkerung zurückgeführt werden. Die Geburtenziffer ist vielmehr eine auffallend geringe. In den von Singer untersuchten Bezirken kommen auf 1000 Bewohner jährlich nicht ganz 35 Geburten, in Deutschland fast 42, in Gesammt-Oesterreich über 40.

Neben der leiblichen und moralischen Verkümmerung züchtete die Verwandlung unreifer Menschen in bloße Maschinen zur Fabrizirung von Mehrwerth auch eine „intellektuelle Ver-

ödung, sehr zu unterscheiden von jener naturwüchsigen Unwissenheit, welche den Geist in Brache legt, ohne Verderb seiner Entwicklungsfähigkeit, seiner natürlichen Fruchtbarkeit selbst."

Aber eine „segensreiche" Wirkung hat das von der Maschinerie bewirkte Heranziehen von Kindern und Weibern zum kombinirten Arbeitspersonal doch: es hilft endlich den Widerstand brechen, den der männliche Arbeiter in der Manufaktur der Despotie des Kapitals noch entgegensetzte. —

Was ist der Zweck der Maschinerie, weshalb führt der Kapitalist Maschinen ein? Um die Mühe seiner Arbeiter zu erleichtern? Keineswegs. Die Maschinerie hat den Zweck, durch Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit Waaren zu verwohlfeilern und den Theil des Arbeitstages, den der Arbeiter zur Produktion des Werthes seiner Arbeitskraft braucht, zu verkürzen zu Gunsten des Theiles, während dessen er Mehrwerth schafft.

Nun haben wir aber gesehen, daß die Maschinerie um so produktiver ist, je geringer der Theil ihres eigenen Werthes, den sie an eine bestimmte Produktenmenge abgiebt. Und dieser Theil ist um so geringer, je größer die Produktenmasse, welche sie erzeugt, die Produktenmasse aber ist um so größer, je länger die Periode dauert, während deren die Maschine in Thätigkeit ist. Ist es nun dem Kapitalisten gleichgiltig, ob sich diese „Arbeitsperiode" seiner Maschinerie etwa auf 15 Jahre bei täglich 8 Stunden Thätigkeit oder auf 7 ½ Jahre bei täglich 16 Stunden Thätigkeit vertheilt? Mathematisch genommen ist die Benutzungszeit in beiden Fällen die gleiche. Aber unser Kapitalist rechnet anders.

Er sagt sich erstens: In 7 ½ Jahren bei täglich 16 Stunden Betrieb setzt die Maschine dem Gesammtprodukt nicht mehr Werth zu als in 15 Jahren bei täglich 8 Stunden, dagegen reproduzirt sie im ersteren Falle ihren Werth doppelt so schnell als im

zweiten und versetzt mich in die angenehme Lage, in $7\frac{1}{2}$ Jahren ebensoviel Mehrarbeit einzustreichen als sonst in 15 — abgesehen von anderen Vortheilen, welche die Verlängerung des Arbeitstages mit sich bringt.

Ferner: Meine Maschine nutzt sich nicht blos ab beim Gebrauch, sondern auch wenn sie stille steht und daher dem Einfluß der Elemente ausgesetzt ist. Rastet sie, so rostet sie. Diese letztere Abnutzung ist reiner Verlust, den ich vermeiden kann, je mehr ich die Zeit des Stillstandes abkürze.

Weiter: In unserer Zeit der fortgesetzten technischen Umwälzungen muß ich täglich gewärtig sein, daß meine Maschine durch irgend eine wohlfeiler hergestellte oder technisch verbesserte Konkurrentin entwerthet wird Je schneller ich sie daher ihren Werth wieder einbringen lasse, um so geringer ist die Gefahr dieser Fatalität.

Beiläufig, diese Gefahr ist am größten bei der ersten Einführung der Maschinerie in irgend einen Produktionszweig; hier folgen die neuen Methoden Schlag auf Schlag. Daher macht sich auch dann das Bestreben nach Verlängerung des Arbeitstages am stärksten geltend.

Unser Kapitalist fährt fort: Meine Maschinen, meine Gebäude 2c. repräsentiren ein Kapital von so und so viel tausend Mark. Stehen erstere still, so liegt mein ganzes Kapital nutzlos da. Je länger sie daher in Thätigkeit sind, um so besser verwerthe ich nicht nur sie, sondern auch den in Baulichkeiten 2c. angelegten Kapitaltheil.

Zu diesen Erwägungen des Kapitalisten gesellt sich ein Beweggrund, der ihm allerdings ebensowenig, wie seinem gelehrten Anwalt, dem politischen Oekonomen, zum Bewußtsein kommt, nichtsdestoweniger aber von großer Wirkung ist. Der Kapitalist schafft seine Maschinen an, um Arbeitslohn (variables Kapital) zu sparen, damit künftig ein Arbeiter in einer Stunde

ebenso viel Waare herstelle, als bisher in drei oder vier. Die Maschine erhöht die Produktivität der Arbeit und vermag dadurch die Mehrarbeit auf Kosten der nothwendigen Arbeit auszudehnen, also die Rate des Mehrwerths zu erhöhen. Aber sie kann dies Resultat nur hervorbringen durch Verminderung der Zahl der von einem gegebenen Kapital angewandten Arbeiter. Der Maschinenbetrieb verwandelt einen Theil des Kapitals, der früher variabel war, d. h. sich in lebendige Arbeitskraft umsetzte, in Maschinerie, d. h. in konstantes Kapital.

Wir wissen aber, daß die Masse des Mehrwerths bestimmt wird, erstens durch die Rate des Mehrwerths und zweitens durch die Anzahl der beschäftigten Arbeiter. Die Einführung der Maschinerie in der kapitalistischen Großindustrie sucht den ersteren Faktor der Masse des Mehrwerths zu erhöhen durch Verminderung des zweiten. Es liegt also in der Anwendung der Maschinerie zur Produktion von Mehrwerth ein innerer Widerspruch. Dieser Gegensatz treibt das Kapital dazu, die verhältnißmäßige Abnahme der Anzahl der ausgebeuteten Arbeiter dadurch auszugleichen, daß es, nicht zufrieden mit der Zunahme der relativen Mehrarbeit, auch die absolute Mehrarbeit zu steigern und den Arbeitstag so weit als möglich zu verlängern sucht.

Die kapitalistische Anwendung der Maschinerie schafft also eine Reihe neuer, mächtiger Beweggründe zur maßlosen Verlängerung des Arbeitstages. Sie vermehrt aber auch die Möglichkeit seiner Verlängerung. Da die Maschine ununterbrochen fortzulaufen vermag, so ist das Kapital bei seinem Bestreben, den Arbeitstag auszudehnen, nur durch die Schranken gebunden, die ihm die natürliche Ermüdung des menschlichen Gehilfen bei der Maschine, d. h. des Arbeiters, und dessen Widerstand setzen. Den letzteren bricht es sowohl durch Hineinziehen des füg- und biegsameren Weiber- und Kinderelements in die Produktion, als auch durch Schaffung einer „überflüssigen“ Arbeiterbevölkerung,

bestehend aus den durch die Maschine freigesetzten Arbeitern. Auf diese Art wirft die Maschine alle sittlichen und natürlichen Schranken des Arbeitstages über den Haufen, wird sie, trotzdem sie das „gewaltige Mittel zur Verkürzung der Arbeitszeit,“ zum unfehlbaren Mittel, alle Lebenszeit des Arbeiters und seiner Familie in disponible Arbeitszeit für die Verwerthung des Arbeiters zu verwandeln.

Marx schließt den Abschnitt, in dem er dies konstatirt, mit folgenden Worten: „Wenn,“ träumte Aristoteles, der größte Denker des Alterthums, „wenn jedes Werkzeug auf Geheiß, oder auch vorausahnend, das ihm zukommende Werk verrichten könnte, wie des Dädalus Kunstwerke sich von selbst bewegten, oder die Dreifüße des Hephästos aus eigenem Antrieb an die heilige Arbeit gingen, wenn so die Weberschiffe von selbst webten, so bedürfte es weder für den Werkmeister der Gehilfen, noch für die Herren der Sklaven.“ Und Antiparos, ein griechischer Dichter aus der Zeit des Cicero, begrüßte die Erfindung der Wassermühle zum Mahlen des Getreides, diese Elementarform aller produktiven Maschinerie, als Befreierin der Sklavinnen und Herstellerin des goldenen Zeitalters. „Die Heiden, ja die Heiden!“ Sie begriffen, wie der gescheidte Bastiat entdeckt hat, und schon vor ihm der noch klügere Mac Culloch, nichts von politischer Oekonomie und Christenthum. Sie begriffen unter Anderem nicht, daß die Maschine das probateste Mittel zur Verlängerung des Arbeitstages ist. Sie entschuldigten etwa die Sklaverei des Einen als Mittel zur vollen menschlichen Entwicklung des Andern. Aber Sklaverei der Massen predigen, um einige rohe oder halbgebildete Parvenus zu „eminent spinners“ (hervorragenden Spinnern), „extensive sausage makers“ (großen Wurstfabrikanten) und „influential shoe black dealers“ (einflußreichen Stiefelwichshändlern) zu machen, dazu fehlte ihnen das spezifisch christliche Organ.“

Je mehr das Maschinenwesen und mit ihm eine eigene Klasse von erfahrenen Maschinenarbeitern sich entwickeln, um so mehr nimmt auch die Geschwindigkeit und damit die Anstrengung, die Intensivität der Arbeit naturwüchsig zu. Diese gesteigerte Intensivität der Arbeit ist jedoch nur möglich, solange der Arbeitstag nicht über eine gewisse Grenze ausgedehnt wird, geradeso wie auf einer gewissen Stufe der Entwicklung eine Steigerung der Intensivität der Arbeit nur möglich ist bei einer entsprechenden Verkürzung des Arbeitstages. Wo es sich um eine tagaus tagein regelmäßig zu wiederholende Arbeit handelt, diktirt die Natur gebieterisch ihr: Bis hierher und nicht weiter.

In der ersten Zeit der Fabrikindustrie gingen in England Verlängerung des Arbeitstages und wachsende Intensivität der Fabrikarbeit Hand in Hand. Sobald aber durch die von der empörten Arbeiterklasse erzwungene gesetzliche Beschränkung des Arbeitstages dem Kapital jede Möglichkeit abgeschnitten war, auf dem ersteren Wege gesteigerte Produktion von Mehrwerth zu erzielen, verlegte es sich mit aller Kraft darauf, das gewünschte Resultat durch beschleunigte Entwicklung des Maschinensystems und größere Oekonomie im Produktionsprozeß zu erlangen. Bestand bisher die Produktionsmethode des relativen Mehrwerths im Allgemeinen darin, durch gesteigerte Produktivkraft der Arbeit den Arbeiter zu befähigen, mit derselben Arbeitsausgabe in derselben Zeit mehr zu produziren, so heißt es nun, durch vergrößerte Arbeitsausgabe in derselben Zeit ein größeres Arbeitsquantum zu erlangen. Die Verkürzung des Arbeitstages führt für den Arbeiter zur erhöhten Anspannung der Arbeitskraft, zur „dichteren Ausfüllung der Poren der Arbeitszeit,“ d. h. zur größeren „Kondensation der Arbeit.“ Er muß in einer Stunde des zehnstündigen Arbeitstages mehr arbeiten als früher in einer Stunde des zwölfstündigen Arbeitstages. Eine größere Masse Arbeit wird in eine gegebene Zeitperiode zusammengepreßt.

Wir haben die beiden Wege bereits genannt, vermittelst deren dieses Resultat erzielt werden kann: größere Oekonomie im Arbeitsprozeß und beschleunigte Entwicklung des Maschinenwesens. Im ersteren Falle sorgt das Kapital durch die Methode der Lohnzahlung (namentlich durch den Stücklohn, auf den wir später noch zurückkommen) dafür, daß der Arbeiter in der kürzeren Arbeitszeit mehr Arbeitskraft flüssig macht als vorher. Es wird die Regelmäßigkeit, Gleichförmigkeit, Ordnung, Energie der Arbeit erhöht. Selbst da, wo dem Kapital nicht das zweite Mittel zur Verfügung stand, nämlich durch erhöhte Geschwindigkeit des Umlaufes der treibenden oder Ausdehnung des Umfanges der zu überwachenden Maschine, dem Arbeiter mehr Arbeit abzupressen, selbst da sind in dieser Beziehung Resultate erzielt worden, welche alle vorher geltend gemachten Zweifel Lügen strafen. Fast bei jeder Verkürzung der Arbeitszeit erklären die Fabrikanten, die Arbeit werde in ihren Etablissements so sorgfältig überwacht, die Aufmerksamkeit ihrer Arbeiter sei so angespannt, daß es Unsinn sei, von einer Steigerung derselben ein erhebliches Resultat zu erwarten; und kaum daß sie durchgeführt, müssen dieselben Fabrikanten zugestehen, daß ihre Arbeiter in der kürzeren Zeit nicht nur ebensoviel, sondern zuweilen noch mehr Arbeit verrichten als vorher in der längeren selbst bei unveränderten Arbeitsmitteln. Ebenso steht es mit der Vervollkommnung der Maschinerie. So oft noch erklärt worden, man sei jetzt an der Grenze des auf lange Zeit Erreichbaren angelangt, ebenso oft wurde diese Grenze nach kurzer Zeit überschritten.

So stark ist die Intensivizirung der Arbeiter unter einem verkürzten Arbeitstag, daß die englischen Fabrikinspektoren, obwohl sie „die günstigen Resultate der Fabrikgesetze von 1844 und 1850 unermüdlich lobpreisen,“ doch in den sechziger Jahren zugestanden, daß die Verkürzung des Arbeitstages bereits eine die Gesundheit der

Arbeiter zerstörende Intensivität der Arbeiter hervorgerufen habe.

Diejenigen, welche glauben, die Einführung eines Normalarbeitstages werde die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit herstellen, sind in einem großen Irrthum begriffen.

„Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel," sagt Marx, „daß die Tendenz des Kapitals, sobald ihm Verlängerung des Arbeitstages ein für allemal durch das Gesetz abgeschnitten ist, sich durch systematische Steigerung des Intensitätsgrades der Arbeit gütlich zu thun und jede Verbesserung der Maschinerie in ein Mittel zur Aussaugung größerer Arbeitskraft zu verkehren, bald wieder zu einem Wendepunkt treiben muß, wo abermalige Abnahme der Arbeitsstunden unvermeidlich wird."

Wo der zehnstündige Normalarbeitstag eingeführt wird, machen die eben gekennzeichneten Bemühungen der Fabrikanten in nicht allzulanger Zeit den achtstündigen Arbeitstag nothwendig.

Dies spricht in unseren Augen nicht gegen, sondern für den Normalarbeitstag. Wie jede wahrhafte soziale Reform treibt er über sich selbst hinaus, ist ein Element der Weiterentwicklung, nicht der Versumpfung der Gesellschaft.

4. Die Maschine als „Erzieherin" des Arbeiters.

Wir haben bisher von Wirkungen der Einführung der Maschinerie gesprochen, die in erster Linie ökonomischer Natur sind; beschäftigen wir uns nun auch mit den direkt moralischen Wirkungen der Maschinerie auf die Arbeiter.

Vergleichen wir das Ganze einer modernen, mit Maschinen betriebenen Produktionsanstalt, d. h. einer Fabrik, mit einem manufaktur- oder handwerksmäßigen Betriebe, so fällt uns sofort ins Auge, daß während in Manufaktur und Handwerk der Arbeiter sich des Werkzeugs bedient, in der Fabrik er es ist, der der Maschine dient; er ist das „lebendige Anhängsel"

eines unabhängig von ihm existirenden todten Mechanismus. Der „Philosoph“ oder, wie Marx ihn nennt, der Pindar des Maschinenwesens, Dr. Andrew Ure, nennt die moderne Fabrik einen „ungeheuren Automaten, zusammengesetzt aus zahllosen mechanischen und selbstbewußten Organen, die im Einverständniß und ohne Unterbrechung wirken, um einen und denselben Gegenstand zu produziren, so daß alle diese Organe einer Bewegungskraft untergeordnet sind, die sich von selbst bewegt.“ An anderer Stelle spricht er von den Unterthanen der „wohlthätigen Macht des Dampfes.“ Hinter dieser „wohlthätigen Macht“ steht natürlich ihr Anwender, der Kapitalist, der wohlthätig ist nur für sich selbst.

In jeder Fabrik finden wir neben der Masse der Arbeiter an der Werkzeugmaschine und deren Handlangern ein der Zahl nach unbedeutendes Personal, dem die Kontrole und Instandhaltung der gesammten Maschinerie obliegt. Diese theils wissenschaftlich (Ingenieure), theils handwerksmäßig (Mechaniker, Schreiner 2c.) ausgebildete Arbeiterklasse steht außerhalb des Kreises der Fabrikarbeiter und kommt daher hier nicht für uns in Betracht. Auch von den Handlangern, deren Dienste wegen ihrer Einfachheit meist leicht durch Maschinen ersetzt werden können (was sich überall da gezeigt hat, wo durch Fabrikgesetze die billigsten dieser Handlanger, die Kinder, der Fabrik entzogen wurden), oder doch raschen Wechsel der mit dieser Plackerei belasteten Personen gestatten, haben wir hier abzusehen. Es handelt sich um den eigentlichen Fabrikarbeiter, den Arbeiter an der Werkzeugmaschine.

In die Werkzeugmaschine ist mit dem früheren Werkzeug des Arbeiters (Nadel, Spindel, Meißel) auch seine besondere Geschicklichkeit in der Führung desselben übergegangen. Er braucht nur noch eine Geschicklichkeit, nämlich die, seine eigene Bewegung der gleichförmig ununterbrochenen der Maschine anzupassen. Diese Geschicklichkeit wird am schnellsten im jugendlichen Alter

erworben. Der Arbeiter muß früh anfangen, der Fabrikant ist nicht mehr auf eine ausschließlich zu Maschinenarbeiten herangezogene Arbeiterkategorie angewiesen, sondern findet stets in der heranwachsenden Arbeiterjugend schnell einzuschießenden Ersatz.

Proudhon bezeichnet in seiner „Philosophie des Elends" die Maschine als einen „Protest des Genius der Industrie gegen die zerstückelte und menschenmörderische Arbeit," die „Wiederherstellung des Arbeiters." Thatsächlich wirft allerdings die Maschinerie das alte System der Theilung der Arbeit mit seinen technischen Voraussetzungen über den Haufen, trotzdem finden wir dieselbe in der Fabrik fortgesetzt, und zwar in noch entwürdigenderer Form. Der Arbeiter führt freilich nicht mehr sein Lebenlang ein Theilwerkzeug, dafür aber wird, im Interesse gesteigerter Ausbeutung, die Maschinerie dazu mißbraucht, ihn von Kindesbeinen an in den Theil einer Theilmaschine zu verwandeln, und so wird seine hilflose Abhängigkeit vom Fabrikganzen, mit andern Worten, vom Kapitalisten, vollendet. Seine Arbeit wird allen geistigen Inhalts entkleidet, sie ist nur noch ein mechanisches, nervenzerrüttendes Abrackern. Seine spezielle Geschicklichkeit wird zum winzigen Nebending gegenüber der Wissenschaft, den ungeheuren Naturkräften und der gesellschaftlichen Massenarbeit, die im Maschinensystem verkörpert sind. Und wie er sich dem automatischen Gang der Maschinerie willenlos zu unterwerfen hat, so damit zugleich der vom Fabrikbesitzer verhängten Disziplin überhaupt.

Welches immer die Form der Gesellschaftsorganisation sein mag, stets wird dies Zusammenarbeiten auf großartiger Stufenleiter und die Anwendung gemeinsamer Arbeitsmittel, insbesondere der Maschinerie, eine Regelung des Arbeitsprozesses erfordern, die ihn von der Laune des einzelnen Mitwirkenden unabhängig macht. Will man nicht auf die Vortheile der maschinellen Produktion verzichten, so ist die Einführung einer Disziplin,

der sich alle zu unterwerfen haben, unerläßlich. Aber Disziplin und Disziplin ist zweierlei. In einem freien Gemeinwesen, wo sie alle trifft, drückt sie keinen; zum Vortheil Einzelner zwangsweise auferlegt, heißt sie Sklaverei, wird sie als drückendes Joch nur mit äußerstem Widerwillen ertragen, wenn jeder Widerstand sich als fruchtlos erwies. Es erforderte daher harte Kämpfe, bis es gelang, den Widerstand der Arbeiter gegen die Zwangsarbeit zu brechen, zu der sie die Maschine verurtheilt. Ure hebt in dem schon erwähnten Buch hervor, daß Wyatt lange vor Arkwright die künstlichen Spinnfinger erfunden hatte, daß aber die Hauptschwierigkeit nicht so sehr in der Erfindung eines selbstthätigen Mechanismus bestand, als in der Erfindung und Durchführung eines den Bedürfnissen des automatischen Systems entsprechenden Disziplinarkodex! Darum einen Lorbeerkranz auf das Haupt des „edlen" Barbiers Arkwright, der dieses Unternehmen, „würdig eines Herkules," zu Stande brachte.

Der Disziplinarkodex, zu deutsch Fabrikordnung, des modernen Kapitalisten weiß nichts von dem dem Bourgeois so theuren konstitutionellen System der „Theilung der Gewalten," noch von dem ihm noch theuereren Repräsentativsystem, sondern er ist der Ausdruck der absoluten Alleinherrschaft des Unternehmers über seine Arbeiter. „An die Stelle der Peitsche des Sklaventreibers," sagt Marx, „tritt das Strafbuch des Aufsehers. Alle Strafen lösen sich natürlich auf in Geldstrafen und Lohnabzüge, und der gesetzgeberische Scharfsinn der Fabrik-Lykurge macht ihnen die Verletzung ihrer Gesetze womöglich noch einträglicher als deren Befolgung." So wird der Trotz und das Selbstbewußtsein des Arbeiters gebrochen. Dabei ist er infolge unabläßiger einseitiger Muskelthätigkeit körperlich verkrüppelt, durch die schlechte Fabrikluft, den betäubenden Lärm während der Arbeit herabgekommen — das ist die edle erzieherische Wirkung der Maschinerie.

Wir sprachen soeben von dem Widerstand der Arbeiter gegen die Einführung der Maschinerie. Dabei ist jedoch das Gefühl, daß die Maschine der Freiheit des Arbeiters den Todesstoß giebt, mehr instinktiv maßgebend; in erster Reihe gilt dieser Widerstand der Maschine als einem Mittel zur Ueberflüssigmachung menschlicher Arbeit. Von diesem Gesichtspunkte aus wurde sogar die Bandmühle, die zuerst Mitte des 16. Jahrhunderts in Danzig erfunden worden sein soll, vom dortigen Stadtrath unterdrückt, und ebenso später in Bayern, in Köln, und 1685 durch kaiserliches Edikt für ganz Deutschland verboten. Die Revolten der englischen Arbeiter gegen die Einführung von Maschinen dauern bis in dieses Jahrhundert hinein, und die gleiche Erscheinung wiederholt sich auch in andern Ländern. In Frankreich kamen sie noch in den dreißiger Jahren vor, in Deutschland noch 1848.

Es ist sehr billig, über diese brutale Art, sich dem größten Fortschritt der Neuzeit entgegen zu stemmen, pharisäerhaft zu lamentiren, aber Thatsache ist, daß die Maschine überall zunächst als Feindin des Arbeiters auftritt, dazu bestimmt, ihn zu verdrängen. Während der Manufakturperiode trat an der Theilung der Arbeit und der Kooperation in den Werkstätten mehr die positive Seite hervor, daß sie beschäftigte Arbeiter produktiver machen, die Maschine aber tritt sofort als Konkurrentin des Arbeiters auf. Für die durch sie verdrängten Arbeiter soll es ein großer Trost sein, daß ihre Leiden theils nur „vorübergehend“ sind, theils daß die Maschine nur allmälig sich eines ganzen Produktionsfeldes bemächtigt und so Umfang und Intensivität ihrer vernichtenden Wirkung gebrochen werde. „Der eine Trost,“ antwortet Marx darauf, „schlägt den andern.“ Im letzteren Falle produzirt sie in der mit ihr konkurrirenden Arbeiterschicht chronisches Elend, wo aber der Uebergang rasch ist, wirkt sie massenhaft und akut. „Die Weltgeschichte bietet kein

entsetzlicheres Schauspiel als den allmäligen, über Dezennien verschleppten, endlich 1838 besiegten Untergang der englischen Baumwollenweber. Viele von ihnen starben den Hungertod, viele vegetirten lange mit ihren Familien mit 2½ d (20 Pfg.) täglich. Akut dagegen wirkte die englische Baumwollmaschinerie auf Ostindien, dessen Generalgouverneur 1834/35 konstatirte: „Das Elend findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels. Die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebenen von Indien.“ Allerdings, setzt Marx mit bitterem Sarkasmus hinzu, sofern diese Weber das Zeitliche segneten, bereitete ihnen die Maschine nur „zeitliche Mißstände.“ Das Arbeitsmittel erschlägt den Arbeiter. Das zeigt sich am handgreiflichsten, wo neu eingeführte Maschinerie mit überliefertem Handwerks- oder Manufakturbetrieb konkurrirt. Aber innerhalb der großen Industrie wirkt fortgesetzte Verbesserung der Maschinerie auf das gleiche Resultat hin. Marx führt für diesen Satz aus den Berichten der englischen Fabrikinspektoren eine Fülle von Belegen an, auf die wir jedoch hier nicht näher einzugehen brauchen, da die Thatsache gar nicht geleugnet werden kann.

Kommen wir vielmehr noch einmal von der Maschine als Konkurrentin, zur Maschine als „Erzieherin“ des Arbeiters. Die vielen „Untugenden,“ zu denen die Arbeiterklasse nach Ansicht ihrer kapitalistischen Freunde erwiesenermaßen hinneigt, — es seien hier nur Unbotmäßigkeit, Faulheit und Völlerei genannt — haben keinen wirksameren Gegner als die Maschine. Sie ist das machtvollste Kampfmittel des Kapitals gegen die Arbeiter, wenn sie sich seiner Autokratie widersetzen, wenn sie nicht zufrieden sind mit den Löhnen, die es ihnen bewilligt, mit der Arbeitszeit, die es ihnen auferlegt, wenn sie in Form von Strikes 2c. zu rebelliren wagen. „Man könnte,“ sagt Marx, „eine ganze Geschichte der Erfindungen seit 1830 schreiben, die blos als Kriegsmittel des Kapitals wider Arbeiteremeuten ins Leben traten.“ Da aber

jede weitere Anwendung der „Hilfsquellen der Wissenschaft“ in der Industrie, d. h. die Entwicklung der Maschinerie, ein wünschenswerther Fortschritt ist, so scheint es, als ob den Arbeitern jene Untugenden speziell zu dem Zweck verliehen seien, unfreiwillige Förderer des Fortschritts zu bilden. Und so sehen wir, wie sich in der kapitalistischen Welt alle Dinge schließlich zum Besten wenden, selbst die Laster der Arbeiter.

5. Die Maschine und der Arbeitsmarkt.

Die Maschine verdrängt Arbeiter, das ist eine Thatsache, die sich nicht leugnen läßt, die aber für Diejenigen sehr unangenehm ist, welche in der bestehenden Produktionsweise die beste aller Welten sehen. Daher wurden zahlreiche Versuche unternommen, die unangenehme Thatsache zu vertuschen.

So behauptete z. B. eine Reihe von Nationalökonomen, daß alle Maschinerie, die Arbeiter verdrängt, stets nothwendigerweise ein entsprechendes Kapital zur Beschäftigung dieser Arbeiter freisetzt. Dieses Kapital sollen die Lebensmittel sein, welche die Arbeiter verzehrt hätten, wenn sie in Arbeit geblieben wären! Die Lebensmittel, heißt es, werden durch die Entlassung der Arbeiter freigesetzt und haben das Bedürfniß, eine Beschäftigung für diese hervorzurufen, um von ihnen konsumirt zu werden.

Die Lebensmittel, die der Arbeiter zu seinem Konsum kauft, treten ihm jedoch in Wirklichkeit nicht als Kapital, sondern als einfache Waaren gegenüber. Was ihm als Kapital gegenübertritt, ist das *Geld*, wogegen er seine Arbeitskraft verkauft. Dieses Geld wird durch die Einführung der Maschinerie nicht freigesetzt; es dient vielmehr zu deren Anschaffung und wird so *festgesetzt*. Die Einführung der Maschinen setzt nicht das ganze variable Kapital frei, das zur Entlohnung der Arbeiter diente, die sie verdrängt, sondern verwandelt es mindestens zum Theil in kon=

stantes Kapital. Einführung neuer Maschinerie heißt daher, bei gleichbleibender Höhe des angewandten Kapitals, Vermehrung des konstanten, Verminderung des variablen Kapitals.

Ein Beispiel möge das veranschaulichen.

Ein Kapitalist wendet ein Kapital von 200 000 Mark an, davon dienen 100 000 Mark als variables Kapital. Er beschäftigt 500 Arbeiter. Er führt eine Maschinerie ein, die es ermöglicht, dasselbe Produkt statt mit 500 mit 200 Arbeitern zu erzeugen. Die Maschine kostet 50 000 Mark.

Früher wendete der Kapitalist 100 000 Mark variables und ebensoviel konstantes Kapital an. Jetzt wendet er 150 000 Mark konstantes und nur 40 000 Mark variables Kapital an. Nur 10 000 Mark sind freigesetzt worden, die aber nicht zur Beschäftigung von 300 Arbeitern, sondern — wenn unter gleichen Umständen, wie die größere Summe angewandt — von kaum 10 Arbeitern dienen werden. Denn von den 10 000 Mark müssen ja rund 8000 Mark für Anschaffung von Maschinen 2c. angelegt werden, und nur rund 2000 Mark bleiben frei für variables Kapital.

Man sieht, es ist kein entsprechendes Kapital freigesetzt worden.

Die Theorie, daß die Maschine mit den Arbeitern auch das entsprechende Kapital freisetzt, ist von Marx als gänzlich unbegründet nachgewiesen worden. Die einzige Möglichkeit, den fatalen Nachweis abzuschwächen, besteht darin, daß man Marx eine ebenso unbegründete Behauptung in den Mund legt.

So stießen wir einmal in einer Abhandlung, in der Marx „wissenschaftlich“ abgethan wird, auf folgenden Passus:

„Die Maschine ersetzt ihm (Marx) einfach Arbeit, während sie doch auch Gelegenheit zur Mehrarbeit geben kann und thatsächlich schon oft gegeben hat. Hierbei braucht auch nicht nothwendig durch die Mehrproduktion die Arbeit in einem andern

Gebiet der Erde freigesetzt und damit überzählig geworden zu sein, wie dies in sozialistischen Blättern später häufig mit aller Bestimmtheit behauptet worden ist. Die Mehrproduktion kann schon leicht dadurch Verwendung finden, daß die gesammte Produktivkraft, und damit auch die Befähigung, den Verbrauch auszudehnen, gestiegen ist." (Professor Dr. J. Lehr in der Vierteljahresschrift für Volkswirthschaft, 23. Jahrgang, 2. Bd., S. 114.)

Professor Julius Wolf läßt in einem Werke, das von Fälschungen und Entstellungen der Marxschen Lehren strotzt, Marx sogar behaupten, „daß, wenn das Gesammtkapital im Lande wächst, bestenfalls etwa die gleiche Arbeiterbevölkerung wie früher Beschäftigung finden könne, eben weil immer mehr der Menschen durch die Maschine ersetzt werden." („Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung." Stuttgart 1892, S. 258.)

In Wirklichkeit sind Marx Behauptungen, wie die ihm hier untergeschobenen, nie eingefallen. Weit entfernt, daß ihm „die Maschine einfach Arbeit ersetzt," hat Marx vielmehr systematisch und gründlich, wie unseres Wissens Keiner vor ihm, die Umstände entwickelt, unter denen sie „Gelegenheit zur Mehrarbeit geben kann und thatsächlich oft gegeben hat." Es steht dies zu der Behauptung, daß die Maschine Arbeiter verdrängt, in keinem Widerspruch.

Marx behauptet, daß die Maschine die Zahl der beschäftigten Arbeiter im Verhältniß zum angewandten Kapital verringert, daß mit der Entwicklung des Maschinenwesens das variable Kapital verhältnißmäßig abnimmt, das konstante Kapital wächst. Das variable Kapital, die Zahl der beschäftigten Arbeiter in einem Arbeitszweig, kann aber trotz Einführung, Vermehrung oder Verbesserung von Maschinen gleichzeitig wachsen, wenn das angewandte Gesammtkapital hinreichend zunimmt.*) Wenn die

*) Das Wachsthum der Produktion setzt natürlich auch eine entsprechende Ausdehnung des Absatzmarktes voraus. Dieser höchst wichtige Faktor kann jedoch hier noch nicht näher betrachtet werden.

Zahl der beschäftigten Arbeiter in solchem Fall nicht abnimmt, ist dies jedoch nicht der Freisetzung von Kapital durch die Maschine, sondern dem Zufluß neuen Zuschußkapitals zuzuschreiben. Das Bestreben der Maschine, 'Arbeiter außer Arbeit zu setzen, wird dadurch gehemmt und zeitweise überwunden, aber nicht aufgehoben; es macht sich wieder offenkundig geltend und die relative Abnahme der Zahl der Arbeiter wird zu einer absoluten, sobald der Zufluß neuen Zuschußkapitals sich verlangsamt und unter ein gewisses Maß sinkt.

Nehmen wir zur Veranschaulichung unser obiges Beispiel wieder vor. Wir hatten ein Kapital von 200 000 Mark, davon 100 000 Mark variables Kapital, die zur Anwendung von 500 Arbeitern dienten. Die Einführung einer neuen Maschine erhöhte den Betrag des konstanten Kapitals auf 158 000 Mark, senkte den Betrag des variablen auf 42 000, die Zahl der beschäftigten Arbeiter auf 210. Aber nehmen wir nun an, daß gleichzeitig dem Unternehmen 400 000 Mark neues Kapital zufließen; es wird entsprechend erweitert; in diesem Fall steigt die Zahl der beschäftigten Arbeiter auf 630, um 130 mehr, als vorher. Wäre die Maschine nicht eingeführt worden, so hätte die Verdreifachung des Kapitals freilich auch eine Verdreifachung der Arbeiterzahl, von 500 auf 1500 bewirkt.

Aber wenn die Maschine auch stets eine relative, mitunter eine absolute Verminderung der Arbeiterzahl in dem Arbeitszweig bewirkt, in dem sie eingeführt wird, so kann sie doch gleichzeitig eine Vermehrung der Arbeiterzahl in andern Arbeitszweigen hervorrufen, auf die der eine Zweig einwirkt.

Die Maschine macht eine neue Arbeiterart nothwendig, die Maschinenbauer.

Die Einführung der Maschine in einem Industriezweig bewirkt die Vermehrung der Gesammtmasse der von diesem erzeugten Produkte. Diese bedingt wieder eine entsprechende Vermehrung

des Rohmaterials, und also, unter sonst gleichen Umständen, eine Vermehrung der Zahl der bei dessen Produktion beschäftigten Arbeiter. Wenn eine Maschine eingeführt wird, die 1000 Ellen Garn, vielleicht mit weniger Arbeitern, eben so schnell spinnt, als früher 100 Ellen Garn gesponnen wurden, so wird vielleicht die Zahl der Spinner abnehmen, gleichzeitig aber die der Arbeiter in den Baumwollplantagen wachsen. Die Entwicklung der Spinnmaschinen in England war der Hauptgrund der Vermehrung der Zahl der Negersklaven in den Vereinigten Staaten.

Wird das Garn billiger, so kann der Weber (wir nehmen an, daß er noch ein Handweber) ohne größere Auslagen für Rohmaterial mehr produziren, sein Einkommen wächst, mehr Menschen wenden sich der Weberei zu. „Ergreift die Maschinerie Vor- oder Zwischenstufen, welche ein Arbeitsgegenstand bis zu seiner letzten Form zu durchlaufen hat, so vermehrt sich mit dem Arbeitsmaterial die Arbeitsnachfrage in den noch handwerks- oder manufakturmäßig betriebenen Gewerken, worin das Maschinenfabrikat eingeht."

Mit der Entwicklung des Maschinenwesens wächst der Mehrwerth und die Produktenmasse, in der er sich darstellt. Damit steigt der Luxus der Kapitalistenklasse und ihrer Anhängsel. Es wächst die Nachfrage nach Luxusarbeitern, Dienstboten, Lakaien u. s. w. 1861 kamen in England auf die Textilindustrie 642 607 Personen, auf die dienende Klasse 1 208 648 Personen.

Neben diesen Faktoren, welche bewirken, daß die Einführung der Maschinerie eine Vermehrung der Nachfrage nach Arbeit im Gefolge hat, nennt Marx noch einen: die Entstehung neuer Arbeitsfelder, wie Gasanstalten, Eisenbahnen u. s. w.

Man vergleiche mit diesen Ergebnissen der Marx'schen Darlegungen das, was die Herren Professoren Marx in den Mund legen, von ihrer eigenen Gelehrsamkeit ganz abgesehen.

Freilich, wenn Marx untersuchte, in welcher Weise die Einführung der Maschinerie eine Vermehrung der Nachfrage nach

Arbeit zur Folge haben kann, so that er das nicht, um die Leiden wegzuspintisiren, welche das Fabriksystem für die arbeitende Bevölkerung mit sich bringt. Die Fabrik zerstört dem Arbeiter die Familie, raubt ihm die Jugend, vermehrt seine Arbeit und nimmt ihr jeglichen Inhalt, ruinirt ihn körperlich und geistig und macht ihn zum willenlosen Werkzeug des Kapitalisten — und die bürgerlichen Oekonomen glauben, die kapitalistische Anwendung der Maschinerie glänzend verherrlicht zu haben, wenn sie nachweisen, daß mit ihr die Zahl der Lohnarbeiter in den Fabriken wächst!

Als ob dieses Wachsthum nicht ein Wachsthum des Elends wäre! Und neben dem Elend der Arbeit wächst das Elend der Arbeitslosigkeit.

Das variable Kapital *kann* mit dem Fortschritt des Maschinenwesens absolut wachsen, aber es muß es nicht nothwendigerweise; in verschiedenen Zweigen der Großindustrie ist bereits zu verschiedenen Zeiten neben einer Vermehrung des konstanten Kapitals eine absolute Verminderung des variablen, eine Abnahme der Zahl der beschäftigten Arbeiter konstatirt worden. (Wir geben einige diesbezügliche Thatsachen im dritten Abschnitt im Kapitel über die Uebervölkerung.) Es ist hier ganz abgesehen von der Arbeitslosigkeit und dem Elend, welches die Konkurrenz der Großindustrie in entsprechenden Arbeitszweigen mit Handbetrieb im In- und Ausland hervorruft. Man erinnere sich an das im vorigen Paragraphen über die Handweber in England und Ostindien Gesagte, die zu Hunderttausenden verhungerten, indeß gleichzeitig die Zahl der englischen Maschinenweber um einige Tausende stieg. Die Vulgärökonomen, die dem Arbeiter weiß machen wollen, daß die Maschine neue Beschäftigung für die freigesetzten Arbeiter schafft, sahen diese Tausende neuer Arbeiter, schwiegen aber klüglich von den Hunderttausenden freigesetzten.

Selbst wenn gleichzeitig mit der Freisetzung der Arbeiter in einem Arbeitszweig eine Vermehrung der Arbeitsnachfrage in

andern Industriezweigen eintritt, so liegt darin nur ein schlechter Trost für den Beschäftigungslosen. Kann ein Arbeiter, der sein Leben lang in einem bestimmten Arbeitszweig thätig gewesen, von heute auf morgen in einen andern überspringen?

Neben der Bewegung auf dem Arbeitsmarkt, welche durch die stete Verschiebung im Verhältniß des konstanten zum variablen Kapital zu Ungunsten des letzteren vor sich geht, entwickelt sich mit der Großindustrie eine andere eigenthümliche, die erstere kreuzende Wirkung auf den Arbeitsmarkt.

Sobald die der großen Industrie entsprechenden allgemeinen Produktionsbedingungen hergestellt sind, sobald Maschinenproduktion, Kohlen- und Eisengewinnung, das Transportwesen u. dergl. eine gewisse Höhe der Entwicklung erlangt haben, ist diese Betriebsweise einer unglaublich raschen Ausdehnung fähig, die nur am Rohmaterial und dem Absatzmarkt Schranken findet. Daher das stete Drängen und Hasten nach dem Aufschließen neuer Märkte, die neue Rohstoffe liefern und neue Käufer für die Fabrikate. Jeder wesentlichen Erweiterung des Marktes folgt eine Periode fieberhafter Produktion, bis der Markt überfüllt ist, worauf eine Periode der Versumpfung eintritt. „Das Leben der Industrie verwandelt sich in eine Reihenfolge von Perioden mittlerer Lebendigkeit, Prosperität, Ueberproduktion, Krise und Stagnation." Für den Arbeiter bedeutet dieser Kreislauf das beständige Schwanken zwischen Ueberarbeit und Arbeitslosigkeit, völlige Unsicherheit der Beschäftigung und der Lohnhöhe, überhaupt der ganzen Lebenslage.

Diese Bewegung verschlingt sich mit der durch den technischen Fortschritt bewirkten, der relativen, oft auch absoluten Abnahme des variablen Kapitals. Bald wirken sie einander entgegen — in der Zeit der Prosperität, wo der technische Fortschritt dafür sorgt, daß den Arbeitern die Bäume nicht in den Himmel wachsen; bald wirken sie vereint in derselben Richtung, in der Zeit der Krise, wo gleichzeitig mit der Arbeitslosigkeit die

Konkurrenzjagd am zügellosesten, das Drängen nach Herabsetzung der Preise am wildesten, welche Herabsetzung theils durch Einführung neuer arbeitssparenden Maschinen, theils durch Verlängerung der Arbeitszeit, theils durch Herabdrückung des Arbeitslohnes bewirkt wird; stets aber auf Kosten des Arbeiters.

6. Die Maschine als revolutionärer Agent.

Wenn man einem der Harmonieapostel eine Schilderung des kapitalistischen Fabriksystems vorhält und ihn fragt, ob er noch glaube, daß wir in der besten aller Welten leben, dann sucht er sich gerne um die Beantwortung dieser Frage dadurch herumzudrücken, daß er erklärt: Ja, wir leben noch in einem Uebergangszustand. Die kapitalistische Großindustrie konnte ihre Segnungen noch nicht voll entfalten, weil sie noch durch mittelalterlichen Schutt in ihrer Entwicklung gehemmt ist. Aber man vergleiche nur die Lage der Arbeiter in den Fabriken mit der von Arbeitern in entsprechenden hausindustriellen oder handwerksmäßigen Betrieben, und man wird finden, daß die ersteren viel besser daran sind, als letztere, daß also die Großindustrie die Lage der Arbeiter wesentlich gehoben, nicht verschlechtert hat. So der Harmonieapostel.

Es ist unläugbar, daß, wo der großindustrielle Betrieb Platz gegriffen, in den überlieferten Hausindustrien, Handwerken und Manufakturen die Arbeiter in noch viel erbärmlicheren Verhältnissen leben, als in den Fabriken. Ob dies für die kapitalistische Großindustrie spricht? Wir glauben kaum. Die Thatsache erklärt sich einfach daraus, daß das Fabriksystem in den Gewerbszweigen, in denen es sich einnistet, nicht nur die Lage der Arbeiter verschlechtert, die in die Fabriken gezogen werden, sondern auch die der Arbeiter, die fortfahren, außerhalb der Fabriken zu arbeiten, und zwar die der letzteren noch mehr, als die der ersteren. Der „Fortschritt,“ der durch die kapi=

talistische Großindustrie hervorgerufen wird, besteht darin, daß sie mit allen den Qualen und Entbehrungen, die sie den Fabrikarbeitern auferlegt, doppelt und dreifach den Arbeiter in Hausindustrie, Handwerk und Manufaktur heimsucht.

„Die Ausbeutung wohlfeiler und unreifer Arbeitskräfte wird in der modernen Manufaktur schamloser, als in der eigentlichen Fabrik, weil die hier existirende technische Grundlage, Ersatz der Muskelkraft durch Maschinen und Leichtigkeit der Arbeit, dort großentheils wegfällt, zugleich der weibliche oder noch unreife Körper den Einflüssen giftiger Substanzen u. s. w. aufs Gewissenloseste preisgegeben wird. Sie wird in der sogenannten Hausarbeit schamloser, als in der Manufaktur, weil die Widerstandsfähigkeit der Arbeiter mit ihrer Zersplitterung abnimmt, eine ganze Reihe räuberischer Parasiten sich zwischen den eigentlichen „Arbeitgeber“ und den Arbeiter drängt, die Hausarbeit überall mit Maschinen — oder wenigstens Manufakturbetrieb in demselben Produktionszweig kämpft, die Armuth dem Arbeiter die nöthigsten Arbeitsbedingungen, Raum, Licht, Ventilation u. s. w. raubt, die Unregelmäßigkeit der Beschäftigung wächst, und endlich in diesen letzten Zufluchtsstätten der durch die große Industrie und Agrikultur „überzählig“ Gemachten die Arbeiterkonkurrenz nothwendig ihr Maximum erreicht. Die durch den Maschinenbetrieb erst systematisch ausgebildete Oekonomisirung der Produktionsmittel, von vornherein zugleich rücksichtsloseste Verschwendung der Arbeitskraft und Raub an den normalen Voraussetzungen der Arbeitsfunktion, kehrt jetzt diese ihm antagonistische und menschenmörderische Seite um so mehr heraus, je weniger in einem Industriezweig die gesellschaftliche Produktivkraft der Arbeit und die technische Grundlage kombinirter Arbeitsprozesse entwickelt sind.“

Was ein Mensch erdulden kann, ohne auf der Stelle erliegen zu müssen, haben die Arbeiter in der Hausindustrie zu dulden. In dem Bestreben, an Wohlfeilheit mit der Maschine

zu konkurriren, setzen sie ihre Ansprüche an Nahrung, Kleidung, Licht, Luft, Ruhe, immer weiter herunter, bis sie ein Niveau erreichen, wie es die furchtbarste Phantasie nicht tiefer ersinnen konnte. Marx berichtet von Spitzenschulen, in denen Kinder von zwei Jahren verwendet wurden. In der englischen Strohflechterei arbeiteten Kinder von drei Jahren an, mitunter bis Mitternacht, in engen Räumen, in denen manchmal nur 12—17 Kubikfuß auf die Person kamen. Diese Zahlen, sagte Kommissär White vor der Kommission zur Untersuchung der Kinderarbeit, „repräsentirten weniger Raum als die Hälfte von dem, den ein Kind einnehmen würde, wenn verpackt in eine Schachtel von drei Fuß nach allen Dimensionen!“

Wie viel aber auch die Natur des Menschen aushalten kann, ohne augenblicklich zu erliegen, es giebt doch Grenzen, unter die sie nicht hinabsteigen kann. Ist diese erreicht, dann schlägt für die Hausarbeit die Stunde des raschen Untergangs in Folge der Einführung von Maschinerie; die Hausarbeiter haben entweder andere Beschäftigung zu finden, oder sie verhungern rascher, als bis dahin. Aehnliches gilt vom überlieferten Handwerk und der Manufaktur.

Der Uebergang von der Manufaktur zur Großindustrie wird beschleunigt durch Einführung von Fabrikgesetzen. Die Hausindustrie verliert sofort ihren Boden, sobald sie gesetzlichen Einschränkungen unterworfen ist. Nur die unbeschränkte weitestgehende Ausbeutung der Arbeitskraft von Frauen und Kindern vermag noch ihr Dasein zu fristen.

Wirkt die Maschine so völlig umwälzend auf allen Gebieten der Industrie, deren sie sich bemächtigt, so ist sie fast noch revolutionärer, wenn sie die Landwirthschaft ergreift. Hier macht sie in der Regel Arbeiter nicht blos relativ, sondern auch absolut überzählig — ausgenommen die Fälle, in denen gleichzeitig eine sehr starke Zunahme der in Anbau genommenen Bodenfläche statt-

findet, wie dies zum Beispiel in den Vereinigten Staaten der Fall gewesen ist.

Den Bauer bedroht dort, wo die Maschine in die Landwirthschaft eindringt, dasselbe Geschick, wie die überlieferten Handbetriebe der Industrie. Mit ihm fällt das festeste Bollwerk der alten Gesellschaft. Die auf dem flachen Lande „überzählig“ gemachten Bauern und Lohnarbeiter strömen in die Städte. Die großen Städte wachsen enorm an, indeß das flache Land entvölkert. Die Zusammendrängung der ungeheuren Menschenmassen in den Städten erzeugt physisches Siechthum der industriellen Arbeiter. Die Vereinsamung des flachen Landes vermindert die geistige Anregung der Landarbeiter, zerstört ihr geistiges Leben, bricht ihre Widerstandskraft gegenüber dem Kapital. Mit den großen Städten wächst die Verschwendung der Bodenfruchtbarkeit, indem die dem Boden in den Nahrungsmitteln entnommenen Bestandtheile ihm nicht wieder zurückgegeben werden, und in der Form von Exkrementen und Abfällen die Städte verpesten, statt das Land zu düngen. Mit der Anwendung der modernen Technologie auf die Landwirthschaft wachsen aber auch die Mittel, dem Boden die höchsten Erträge abzugewinnen. Immer mehr wird ihm genommen, immer weniger zurückgegeben. So entwickelt die kapitalistische Anwendung der Maschinerie gleichzeitig mit dem Raubbau an der menschlichen Arbeitskraft den am Grund und Boden. Sie verwüstet die Erde und läßt den Arbeiter körperlich und geistig verkommen.

Aber gleichzeitig entwickelt sie die Keime einer neuen und höheren Kultur, und die Triebkräfte, welche dieser zum Durchbruch verhelfen werden. Marx sah im Elend nicht nur das Elend, sondern auch die Keime der besseren Zukunft, die es in seinem Schooße birgt. Er verurtheilt nicht das Fabriksystem, er klagt es nicht an, sondern er will es begreifen. Er moralisirt nicht, sondern er forscht. Und er selbst macht uns dabei

auf seinen Vorgänger aufmerksam, der zuerst die revolutionäre Seite des modernen Fabriksystems erkannte, auf Robert Owen.

Die Großindustrie hat furchtbares Elend geschaffen, wie noch keine Produktionsweise vor ihr. Aber das Elend der Massen ist kein stagnirendes. Wir finden heute nicht den stehenden Sumpf von Elend, in dem die Gesellschaft langsam und unmerklich versinkt, wie etwa die römische Gesellschaft in der Kaiserzeit. Die moderne Produktionsweise gleicht eher einem Wirbelstrom, der alle Schichten der Gesellschaft aufwühlt und durcheinandermengt und in ständiger Bewegung hält. Alle überkommenen Produktionsverhältnisse werden vernichtet, und damit die überkommenen Vorurtheile. Aber die neuen Produktionsverhältnisse, die an ihre Stelle treten, sind selbst keine beständigen, sondern stetem Wechsel unterworfen. Eine Erfindung, eine Arbeitsmethode jagt die andere, Kapitalmassen und Arbeitermassen werden unaufhörlich aus einem Produktionszweig in den andern, von einem Land ins andere geschleudert, alle Festigkeit der Verhältnisse und aller Glaube an deren Festigkeit schwindet. Die konservativen Elemente werden beseitigt, der Bauer in die großen Städte gedrängt, in denen heute die geschichtliche Bewegungskraft konzentrirt ist, und wo er hilft, die Wucht der Bewegung zu vermehren, statt sie zu hemmen. Weib und Kind werden in die Fabrik gezogen, das konservative Element der bürgerlichen Familienform aufgelöst, aus der erhaltenden und bewahrenden Hausfrau wird die erwerbende, ums Dasein ringende Lohnarbeiterin.

Und in dieser völligen Auflösung des Alten, die vor unseren Augen vor sich geht, zeigen sich bereits Keime des Neuen.

Die zunehmende Verblödung der Arbeiterjugend infolge der übertrieben langen einseitigen Arbeit hat in allen Industriestaaten dazu gezwungen, in der einen oder der anderen Form, den Elementarunterricht als Zwangsbedingung der Arbeit zu erklären. Man hat seitdem gefunden, daß die Fabrikkinder nicht nur eben=

sogut, sondern eher besser und leichter lernen, als regelmäßige Tagesschüler. „Die Sache ist sehr einfach," meint ein Fabrikinspektor. „Diejenigen, die sich nur einen halben Tag in der Schule aufhalten, sind stets frisch und fast immer fähig und willig, Unterricht zu empfangen. Das System halber Arbeit und halber Schule macht jede der beiden Beschäftigungen zur Ausruhung und Erholung von der anderen und folglich viel angemessener für das Kind, als die ununterbrochene Fortdauer einer von beiden." Marx fügt hinzu: „Aus dem Fabriksystem, wie man im Detail bei Robert Owen verfolgen kann, entsproß der Keim der Erziehung der Zukunft, welche für alle Kinder über einem gewissen Alter produktive Arbeit mit Unterricht und Gymnastik verbinden wird, nicht nur als eine Methode zur Steigerung der gesellschaftlichen Produktion, sondern als die einzige Methode zur Produktion vollseitig entwickelter Menschen."

An diese pädagogische Umwälzung wird sich eine weitere anschließen müssen. Die weitgetriebene Arbeitstheilung in der Gesellschaft in getrennte Berufe und Spezialfächer, die bereits der Periode des Handwerks eigenthümlich, und die Arbeitstheilung innerhalb der einzelnen Betriebe, die sich in der Manufakturperiode dazu gesellt, hatten höchst ungünstige Folgen für die arbeitenden Individuen. Die Produktionsbedingungen entwickelten sich langsam, verknöcherten mitunter förmlich; der ganze Mensch wurde so zeitlebens an eine gewisse Theiloperation gefesselt, in der er ungeheure Geschicklichkeit erlangte, indeß er gleichzeitig einseitig verkrüppelte und jener harmonischen Entwicklung verlustig ging, die noch dem klassischen Alterthum seine ideale Schönheit verlieh.

Die Maschine beseitigt in den Zweigen, die sie ergreift, die Nothwendigkeit langjähriger anhaltender Uebung für den Arbeiter, um ihn zu produktiven Leistungen in seinem bestimmten Fache zu befähigen. Sie macht es aber auch unmöglich, daß der Mensch sein Leben lang an eine bestimmte Theiloperation gefesselt werde,

da sie die Produktionsbedingungen beständig umwälzt, den Arbeiter aus einem Arbeitszweig herausreißt und ihn in einen anderen hineinstößt.

Aber welche Leiden bringt nicht diese stete Bewegung heute hervor, wo beständig hunderttausende von Proletariern eine arbeitslose Reservearmee bilden, begierig, jede Beschäftigung zu ergreifen, die man ihnen zuweist! Und wie gering ist heutzutage die Fähigkeit, sich den verschiedensten Thätigkeiten anzupassen, bei den Lohnarbeitern, deren Körper und Geist in der Jugend gleich verkrüppelt werden, denen die Einsicht in die verschiedenen mechanischen und technischen Vorgänge mangelt, mit denen die moderne Großproduktion ihre Wirkungen erzielt, und denen die Elastizität fehlt, sich diesen verschiedenen Vorgängen anzupassen. Und schließlich, wenn der Arbeiter in der Großindustrie auch nicht mit Nothwendigkeit sein Leben lang an eine bestimmte Detailfunktion gefesselt ist, so doch tagaus, tagein, Monate, ja Jahre lang, mit der Unterbrechung von Arbeitslosigkeit und Hunger.

Wie ganz anders, wenn die verschiedenen Detailfunktionen einander täglich, ja stündlich ablösten, so daß sie nicht ermüden und verdummen, sondern anregen und erheitern würden; wenn die korrumpirende Arbeitslosigkeit verschwände und die technischen Umwälzungen nicht auf Kosten der Arbeiter vor sich gingen!

Unter den vielen Vorbedingungen dieser Aenderung ist auch eine pädagogische. Die Arbeiterklasse muß wissenschaftliche Einsicht in den Gang der Produktionsmethode, sie muß praktische Fertigkeit in der Handhabung der verschiedensten Produktionsinstrumente erhalten. Es wird das heute schon in Lehrlingsschulen und ähnlichen Anstalten versucht, aber in höchst ungenügender Weise. „Wenn die Fabrikgesetzgebung als erste, dem Kapital nothdürftig abgerungene Konzession nur Elementarunterricht mit fabrikmäßiger Arbeit verbindet, unterliegt es keinem Zweifel, daß die unvermeidliche Eroberung der politischen Gewalt durch

die Arbeiterklasse auch dem technologischen Unterricht, theoretisch und praktisch, seinen Platz in den Arbeiterschulen erobern wird.“ —

Welche Umwälzungen birgt endlich die moderne Großindustrie in Bezug auf die Familie in sich! Sie löst heute schon für die Lohnarbeiter die überkommene Form der Familie auf. Nicht nur das Verhältniß zwischen Mann und Weib, sondern auch das zwischen Eltern und Kindern ist durch das System der industriellen Frauen- und Kinderarbeit ein anderes geworden. Die Eltern werden vielfach aus Schützern und Ernährern Ausbeuter der Kinder. Wir haben oben der armen Kinder in der englischen Strohflechterei gedacht, die von drei Jahren an unter den elendesten Verhältnissen oft bis Mitternacht arbeiten mußten. „Die elenden, verkommenen Eltern“ dieser kleinen Strohflechter, sagt Marx, „sinnen nur darauf, aus den Kindern so viel als möglich herauszuschlagen. Aufgewachsen, fragen die Kinder natürlich keinen Deut nach den Eltern und verlassen sie.“ „Es ist jedoch nicht der Mißbrauch der elterlichen Gewalt,“ sagt Marx an anderer Stelle, „der die direkte oder indirekte Ausbeutung unreifer Arbeitskräfte durch das Kapital schuf, sondern es ist umgekehrt die kapitalistische Ausbeutungsweise, welche die elterliche Gewalt, durch Aufhebung der ihr entsprechenden ökonomischen Grundlage, zu einem Mißbrauch gemacht hat. So furchtbar und ekelhaft nun die Auflösung des alten Familienlebens innerhalb des kapitalistischen Systems erscheint, so schafft nichts desto weniger die große Industrie mit der entscheidenden Rolle, die sie den Weibern, jungen Personen und Kindern beiderlei Geschlechts in gesellschaftlich organisirten Produktionsprozessen jenseits der Sphäre des Hauswesens zuweist, die neue ökonomische Grundlage für eine höhere Form der Familie und des Verhältnisses beider Geschlechter. Es ist natürlich ebenso albern, die christlich-germanische Form der Familie für absolut zu halten, als die altrömische Form oder die altgriechische oder die orientalische,

die übrigens untereinander eine geschichtliche Entwicklungsreihe bilden. Ebenso leuchtet ein, daß die Zusammensetzung des kombinirten Arbeitspersonals aus Individuen beiderlei Geschlechts und der verschiedensten Altersstufen, obgleich in ihrer naturwüchsig brutalen kapitalistischen Form, wo der Arbeiter für den Produktionsprozeß, nicht der Produktionsprozeß für den Arbeiter da ist, Pestquelle des Verderbs und der Sklaverei, unter entsprechenden Verhältnissen umgekehrt zur Quelle humaner Entwicklung umschlagen muß."

Nachdem uns Marx diese Ausblicke in die Zukunft eröffnet, dürfen wir wohl versöhnt dem System der Maschinerie und Großindustrie gegenüberstehen. So unermeßlich auch die Leiden sind, die es auf die arbeitenden Klassen wälzt, so sind sie wenigstens nicht vergeblich. Wir wissen, daß auf dem Felde der Arbeit, das mit Millionen von Proletarierleichen gedüngt worden, eine neue Saat aufsprießen wird, eine höhere Gesellschaftsform. Die Maschinenproduktion bildet die Grundlage, auf der ein neues Geschlecht erstehen wird, fern von der einseitigen Beschränktheit des Handwerks und der Manufaktur, nicht der Sklave der Natur, wie der Mensch des urwüchsigen Kommunismus, nicht geistige und körperliche Kraft und Schönheit mit der Unterdrückung rechtloser Sklavenheerden erkaufend, wie das klassische Alterthum; ein Geschlecht, harmonisch entwickelt, lebensfreudig und genußfähig, Herr der Erde und der Naturkräfte, alle Mitglieder des Gemeinwesens in brüderlicher Gleichheit umfassend.

III. Abschnitt.

Arbeitslohn und Kapitaleinkommen.

Erstes Kapitel.

Der Arbeitslohn.

1. Größenwechsel von Preis der Arbeitskraft und Mehrwerth.

Wir haben im zweiten Abschnitt vorwiegend die Produktion des Mehrwerthes behandelt. Jetzt wenden wir uns zunächst zu den Gesetzen des Arbeitslohnes. Die Einleitung dazu und den Uebergang vom zweiten zum dritten Abschnitt, gewissermaßen auf den Gebieten beider stehend, bildet die Untersuchung der Größenwechsel des Preises der Arbeitskraft und des Mehrwerthes, bewirkt durch die Veränderungen dreier Faktoren, die wir bereits im zweiten Abschnitt kennen gelernt; nämlich 1. die Länge des Arbeitstages, 2. die normale Intensität der Arbeit und 3. deren Produktivkraft.

Diese drei Faktoren können in der mannigfaltigsten Weise wechseln und sich ändern, bald einer allein, bald zwei, bald wieder alle drei, einmal der eine in dem, ein andermal in einem anderen Grade. Es würde natürlich zu weit führen, alle die Kombinationen, die sich daraus ergeben, zu untersuchen; bei einigem Nachdenken kann man sie selbst entwickeln, sobald die Hauptkombinationen gegeben sind. Nur diese seien hier dargestellt. Wir untersuchen die Aenderungen, die sich in der verhältnißmäßigen Größe des Mehrwerthes und des Preises der Arbeitskraft ergeben,

wenn je einer der drei Faktoren sich ändert, die beiden anderen unverändert bleiben.

a) Die Größe des Arbeitstages und die Intensität der Arbeit bleiben unverändert, die Produktivkraft der Arbeit ändert sich. Die Produktivkraft der Arbeit hat wohl Einfluß auf die Masse der Produkte, die in einer bestimmten Zeiteinheit erzeugt werden, nicht aber auf die Werthgröße dieser Produktenmasse. Wenn in Folge einer Erfindung der Baumwollspinner in Stand gesetzt wird, in einer Stunde 6 Pfund Baumwolle zu verspinnen, indeß er bis dahin in einer Stunde nur 1 Pfund verspann, so wird er jetzt in einer Stunde sechsmal so viel Garn erzeugen, wie früher, aber denselben Werth. Aber der Werth, den er einem Pfund Baumwolle zusetzt, indem er sie durch seine Arbeit in Garn verwandelt, ist jetzt ein sechsfach geringerer. Diese Werthsenkung wirkt auf den Werth der Lebensmittel des Arbeiters, z. B. seiner Kleidungsstücke, zurück. Der Werth der Arbeitskraft sinkt und um die gleiche Größe steigt der Mehrwerth. Bei einem Sinken der Produktivkraft der Arbeit findet natürlich das Umgekehrte statt. Die Zu- oder Abnahme des Mehrwerthes ist stets Folge und nie Ursache der entsprechenden Zu- oder Abnahme des Werthes der Arbeitskraft. Es hängt von mancherlei Umständen, namentlich von der Widerstandskraft der Arbeiterklasse ab, ob und inwieweit dem Sinken des Werthes der Arbeitskraft ein Sinken ihres Preises entspricht. Nehmen wir an, daß in Folge der Vermehrung der Produktivkraft der Arbeit der Tageswerth der Arbeitskraft vielleicht von 3 Mark auf 2 falle, ihr Preis aber nur auf 2 Mark 50 Pfennig. Betrug der tägliche Mehrwerth auf einen Arbeiter früher auch 3 Mark, so würde er jetzt nicht auf 4 Mark, sondern zur großen Entrüstung des Kapitalisten nur auf 3 Mark 50 Pfennig steigen. Zum Glück für ihn tritt ein solcher Fall selten ein. Dieser setzt nicht nur große Widerstandskraft der Arbeiter voraus,

sondern auch, daß die beiden anderen Faktoren unveränderlich sind — die Länge des Arbeitstages und die Intensität der Arbeit. Der Einfluß von Aenderungen dieser beiden wird von den Oekonomen nach dem Vorgang Ricardo's übersehen. Betrachten wir nun die Wirkung jeder dieser letzteren Aenderungen.

b) Arbeitstag und Produktivkraft der Arbeit ändern sich nicht, die Intensität der Arbeit ändert sich. Intensiver arbeiten, heißt, mehr Arbeit in derselben Zeit verausgaben, also in demselben Zeitraum mehr Werth schaffen. Wenn der Baumwollspinner, ohne daß die Produktivkraft der Arbeit sich ändert, in Folge angestrengterer Arbeit, in einer Stunde 1 1/2 Pfund Baumwolle verspinnt, anstatt 1 Pfund, wie früher, so erzeugt er in einer Stunde auch um die Hälfte mehr Werth, als früher. Erzeugte er früher einen Werth von 6 Mark in 12 Stunden, so jetzt in derselben Zeit einen Werth von 9 Mark. War früher der Preis seiner Arbeitskraft 3 Mark, und steigt er jetzt auf 4 Mark, so steigt trotzdem gleichzeitig auch der Mehrwerth, nämlich von 3 auf 5 Mark. Es ist also nicht wahr, wie oft behauptet wird, daß ein Steigen des Preises der Arbeitskraft nur auf Kosten des Mehrwerthes möglich sei. Dies gilt nur für den ersten von uns betrachteten Fall; es gilt nicht für den eben erwähnten. Nebenbei sei bemerkt, daß die Preissteigerung der Arbeitskraft in diesem, dem zweiten Fall, nicht immer ein Steigen über ihren Werth bedeuten muß. Wenn die Preissteigerung ungenügend ist, die schnellere Abnutzung der Arbeitskraft wett zu machen, die aus der größeren Intensität der Arbeit naturnothwendig folgt, dann fällt in Wirklichkeit der Preis der Arbeitskraft unter ihren Werth.

Die Intensität der Arbeit ist bei verschiedenen Nationen verschieden. „Der intensivere Arbeitstag der einen Nation stellt sich in höherem Geldausdruck dar, als der minder intensive der anderen."

In den englischen Fabriken ist der Arbeitstag in der Regel kürzer, als in den deutschen, aber eben deswegen ist in den

ersteren die Arbeit viel intensiver, so daß der englische Arbeiter in der Arbeitsstunde größeren Werth erzeugt, als sein Kollege in Deutschland. „Größere gesetzliche Verkürzung des Arbeitstages in den kontinentalen Fabriken,“ sagt Marx, „wäre das unfehlbarste Mittel zur Verminderung dieser Differenz zwischen der kontinentalen und der englischen Arbeitsstunde.“

c) Produktivität und Intensität der Arbeit bleiben unverändert, der Arbeitstag ändert sich. Dies kann nach zwei Richtungen hin geschehen: 1. Er wird verkürzt. Der Werth der Arbeitskraft wird dadurch nicht berührt; die Verkürzung geschieht auf Kosten des Mehrwerthes. Will der Kapitalist diesen nicht beschnitten sehen, dann muß er den Preis der Arbeitskraft unter ihren Werth herabdrücken. Dieser Fall wird von den Gegnern des Normalarbeitstages gerne ins Feld geführt. Ihre Argumentation gilt jedoch nur dann, wenn Intensität und Produktivität der Arbeit unverändert bleiben. In Wirklichkeit ist aber stets eine Verkürzung der Arbeitszeit entweder Ursache oder Wirkung einer Vermehrung der Intensität und Produktivität der Arbeit. 2. Der Arbeitstag wird verlängert. Die Folgen dieser Aenderung haben den Kapitalisten noch sehr wenig Kopfschmerzen verursacht. Es steigt die Werthsumme der während des Arbeitstages erzeugten Produktenmasse und der Mehrwerth. Der Preis der Arbeitskraft kann auch steigen. Aber hier, wie bei der Vergrößerung der Intensität der Arbeit, kann die Preissteigerung thatsächlich einen Fall unter den Werth bedeuten, wenn sie nicht der vermehrten Abnutzung der Arbeitskraft die Waage hält.

Die unter a, b und c betrachteten Fälle dürften selten in voller Reinheit eintreten. In der Regel wird die Veränderung des einen der drei Faktoren auch Veränderungen in den anderen nach sich ziehen. Marx untersucht unter Anderem den Fall, wenn Intensität und Produktivität der Arbeit wachsen und gleichzeitig der Arbeitstag verkürzt wird, und legt die Grenze dar,

bis zu welcher der Arbeitstag verkürzt werden könnte. Unter der kapitalistischen Produktionsweise kann der Arbeitstag nicht auf das Maß der zur Erhaltung des Arbeiters nothwendigen Arbeitszeit verkürzt werden. Das hieße den Mehrwerth, die Grundlage des Kapitalismus, beseitigen.

Die Beseitigung der kapitalistischen Produktionsweise würde erlauben, den Arbeitstag auf die nothwendige Arbeitszeit zu beschränken. Unter sonst gleichen Umständen würde jedoch, sobald die kapitalistische Produktionsweise beseitigt, das Bedürfniß vorhanden sein, die nothwendige Arbeitszeit zu verlängern. Einmal, weil die Lebensansprüche des Arbeiters wachsen würden, dann, weil die Anhäufung eines Fonds zur Fortführung und Erweiterung der Produktion in das Gebiet der nothwendigen Arbeit fiele, während sie heute dem Mehrwerth zukommt.

Aber auf der anderen Seite würde mit der Verkürzung des Arbeitstages die Intensität der Arbeit wachsen. Das System der gesellschaftlich organisirten Arbeit würde zur Oekonomisirung der Produktionsmittel und Beseitigung jeder nutzlosen Arbeit führen. „Während die kapitalistische Produktionsweise in jedem individuellen Geschäfte Oekonomie erzwingt, erzeugt ihr anarchisches System der Konkurrenz die maßloseste Verschwendung der gesellschaftlichen Produktionsmittel und Arbeitskräfte, neben einer Unzahl jetzt unentbehrlicher, aber an und für sich überflüssiger Funktionen.“ „Intensität und Produktivkraft der Arbeit gegeben,“ fährt Marx fort, „ist der zur materiellen Produktion nothwendige Theil des gesellschaftlichen Arbeitstages um so kürzer, der für freie, geistige und gesellschaftliche Bethätigung der Individuen eroberte Zeittheil also um so größer, je gleichmäßiger die Arbeit unter alle werkfähigen Glieder der Gesellschaft vertheilt ist, je weniger eine Gesellschaftsschichte die Naturnothwendigkeit der Arbeit von sich selbst ab- und einer anderen Schichte zuwälzen kann. Die absolute Grenze für die Verkürzung des Arbeitstages

ist nach dieser Seite hin die Allgemeinheit der Arbeit. In der kapitalistischen Gesellschaft wird freie Zeit für eine Klasse produzirt durch Verwandlung aller Lebenszeit der Massen in Arbeitszeit."

2. Verwandlung des Preises der Arbeitskraft in den Arbeitslohn.

Wir haben bisher vom Werth und Preis der Arbeitskraft und dessen Verhältniß zum Mehrwerth gehandelt. Was aber auf der Oberfläche der Gesellschaft als Arbeitslohn zu Tage tritt, das erscheint nicht als der Preis der Arbeitskraft, sondern als der Preis der Arbeit. „Wenn man Arbeiter fragte: ‚Wie hoch ist Ihr Arbeitslohn?' so würden sie antworten, dieser: ‚Ich erhalte 1 Mark für den Arbeitstag von meinem Bourgeois,' jener: ‚ich erhalte 2 Mark' u. s. w. Nach den verschiedenen Arbeitszweigen, denen sie angehören, würden sie verschiedene Geldsummen angeben, die sie für eine bestimmte Arbeitszeit oder für die Herstellung einer bestimmten Arbeit, z. B. für das Weben einer Elle Leinwand oder für das Setzen eines Druckbogens von ihrem jeweiligen Bourgeois erhalten. Trotz der Verschiedenheit ihrer Angaben werden sie alle in dem Punkte übereinstimmen: der Arbeitslohn ist die Summe Geldes, die der Kapitalist für eine bestimmte Arbeitszeit oder für eine bestimmte Arbeitslieferung zahlt." *)

Der Preis einer Waare ist ihr in Geld ausgedrückter Werth. Hat die Arbeit einen Preis, so muß sie auch einen Werth haben, kalkulirten demnach die Oekonomen. Wie groß ist aber ihr Werth? Er wird, wie der jeder anderen Waare, bestimmt durch die zu ihrer Herstellung nothwendige Arbeitszeit. Wie viel Arbeitsstunden sind nothwendig, um die Arbeit von 12 Stunden herzustellen? Offenbar 12 Stunden.

---

*) Marx, Lohnarbeit und Kapital.

Wird hiernach die Arbeit zu ihrem vollen Werth bezahlt, dann erhält der Arbeiter ebensoviel an Arbeitslohn, als er dem Produkt an Werth zusetzt: wir stehen somit am Ende dieser Kalkulation vor der Alternative, entweder die Lehre vom Mehrwerth als falsch anzuerkennen, oder die Lehre vom Werth, oder beide, und damit das Räthsel der kapitalistischen Produktion für unlösbar zu erklären. Die klassische bürgerliche Oekonomie, die ihren Höhepunkt in Ricardo fand, ist an diesem Widerspruch gescheitert, die Vulgärökonomie, die es sich nicht zur Aufgabe macht, die moderne Produktionsweise zu erforschen, sondern sie zu rechtfertigen und rosig auszumalen, hat diesen Widerspruch zu ihren schönsten Trugschlüssen benutzt.

Marx hat sie alle zu nichte gemacht, indem er den Unterschied zwischen Arbeit und Arbeitskraft, die beide von den Oekonomen untereinander geworfen waren, klar feststellte.

1847 hatte Marx diese fundamentale Entdeckung noch nicht gemacht. In seinem „Elend der Philosophie," wie in seinen Artikeln über „Lohnarbeit und Kapital" spricht er noch vom Werth der Arbeit, der ihm unvermerkt zum Werth der Arbeitskraft wird. Unsere Oekonomen haben aber die Bedeutung der Scheidung von Arbeitskraft und Arbeit so wenig verstanden, daß sie beide Begriffe auch heute noch durcheinander werfen, und daß sie mit Vorliebe von einer Marx-Rodbertus'schen Werththeorie sprechen, obgleich Rodbertus die Ricardo'sche Werththeorie mit ihrer Verwechslung von Arbeit und Arbeitskraft und ihren daraus folgenden Widersprüchen unbesehen übernommen hat, indeß Marx in diesem und noch anderen Punkten von grundlegender Bedeutung (wir erinnern an die Beschränkung der werthbildenden Arbeit auf gesellschaftlich nothwendige Arbeit, die Scheidung von allgemeiner werthbildender und besonderer, Gebrauchswerthe schaffender Arbeit u. s. w.) sie ihrer Widersprüche entkleidet, und aus der Ricardo'schen Lehre erst eine wirkliche, ausreichende und fest begründete Werththeorie gemacht hat.

Marx hat zuerst nachgewiesen, daß die Arbeit keine Waare ist, und demnach auch keinen Waarenwerth besitzt, obwohl sie die Quelle und das Maß aller Waarenwerthe ist. Was auf dem Markt erscheint, ist der Arbeiter, der seine Arbeitskraft feil bietet. Die Arbeit entsteht durch den Konsum der Waare Arbeitskraft, wie eine gewisse Seligkeit durch den Konsum der Waare Champagner erzeugt wird. So wie der Kapitalist den Champagner kauft, aber nicht die Seligkeit, die dieser erzeugt, so kauft er die Arbeitskraft, nicht die Arbeit.

Aber die Arbeitskraft ist eine Waare eigenthümlicher Art; sie wird erst bezahlt, nachdem sie konsumirt worden; erst nach gethaner Arbeit erhält der Arbeiter seinen Lohn.

Die Arbeitskraft wird gekauft, aber anscheinend wird die Arbeit bezahlt. Der Arbeitslohn kommt nicht zur Erscheinung als Preis der Arbeitskraft. Dieser macht eine Verwandlung durch, ehe er als Arbeitslohn aus der Tasche des Kapitalisten ans Licht der Welt gelangt, er präsentirt sich uns als Preis der Arbeit.

Wie diese Verwandlung vor sich geht, und welches ihre Folgen, haben die Oekonomen vor Marx natürlich nicht wissenschaftlich untersuchen können, da sie den Unterschied im Preis der Arbeitskraft und der Arbeit nicht erkannt hatten. Marx hat uns also die erste streng wissenschaftliche Theorie des Arbeitslohnes gegeben. Die zwei Grundformen des Arbeitslohnes sind der Zeitlohn und der Stücklohn.

3. Der Zeitlohn.

Wir wissen, daß der Tageswerth der Arbeitskraft unter bestimmten Umständen ein bestimmter ist. Nehmen wir an, der Tageswerth der Arbeitskraft betrage 2 Mark 40 Pfennig, und der gewohnheitsmäßige Arbeitstag sei 12 Stunden. Wir nehmen hier, wie immer in diesem Buche, wo es nicht anders

bemerkt, an, daß Werth und Preis der Arbeitskraft wie der anderen Waaren sich decken. Der Preis der Arbeit von 12 Stunden erscheint daher = 2 Mark 40 Pfennig, und der Preis der Arbeit einer Stunde = 20 Pfennig. Der so gefundene Preis der Arbeitsstunde dient als Einheitsmaß für den Preis der Arbeit.

Wir finden also den Preis der Arbeit, wenn wir den Tageswerth der Arbeitskraft durch die Zahl der Arbeitsstunden des gewohnheitsmäßigen Arbeitstages dividiren.

Der Preis der Arbeit und der Tages- oder Wochenlohn können sich in verschiedener Richtung bewegen. Nehmen wir an, die Arbeitszeit steige von 12 auf 15 Stunden — und gleichzeitig sinke der Preis der Arbeit von 20 auf 18 Pfennig. Der Taglohn wird jetzt 2 Mark 70 Pfennig betragen, er wird gestiegen sein, trotzdem gleichzeitig der Preis der Arbeit gesunken.

Der Preis der Arbeit hängt ab, wie eben gesagt, vom Tageswerth der Arbeitskraft und von der Länge des gewohnheitsmäßigen Arbeitstages.

Wenn nun in Folge außerordentlicher Ereignisse, z. B. einer Krise, der Kapitalist, weil seine Waaren unverkäuflich sind, die Arbeitszeit einschränkt, etwa nur halbe Zeit arbeiten läßt, so erhöht er den Preis der Arbeit nicht entsprechend. Beträgt dieser 20 Pfennig, so wird der Arbeiter bei sechsstündiger Arbeitszeit nur 1 Mark 20 Pfennig verdienen, obgleich der Tageswerth seiner Arbeitskraft weit höher, nach unserer Annahme 2 Mark 40 Pfennig.*)

---

*) Der Preis der Arbeit kann gleichzeitig auch noch sinken, aber es würde dies keine Folge der Einschränkung der Arbeitszeit sein, sondern größeren Angebots von Arbeitskräften rc., Erscheinungen, die wir hier nicht zu behandeln haben. Man muß bei diesen Untersuchungen immer im Auge behalten, daß es sich bisher um die Grundlagen der Erscheinungen der kapitalistischen Produktionsweise handelt, nicht um ihr Gesammtbild.

Haben wir früher in der Verlängerung des Arbeitstages eine Quelle von Leiden für den Arbeiter gesehen, so hier eine neue Quelle in seiner vorübergehenden Verkürzung.

Die Kapitalisten nehmen daraus Ursache, so oft es sich um gesetzliche Verkürzung des Arbeitstages handelt, gegen denselben ihr Mitgefühl für die armen Arbeiter ins Feld zu führen. „Wir sind ohnehin schon gezwungen, die erbärmlichsten Hungerlöhne für fünfzehnstündige Arbeit zu zahlen!“ rufen sie, „jetzt wollt Ihr die Arbeitszeit auf zehn Stunden verkürzen und dadurch den hungernden Arbeitern noch ein Drittel ihres Lohnes wegnehmen? Gegen solche Barbarei müssen wir energisch protestiren!“ Die edlen Menschenfreunde vergessen, daß der Preis der Arbeit steigt, wenn die Länge des gewohnheitsmäßigen Arbeitstages abnimmt; der Preis der Arbeit ist um so höher, je höher der Tageswerth der Arbeitskraft und je geringer die Länge des gewohnheitsmäßigen Arbeitstages. Vorübergehende Verkürzung des Arbeitstages senkt den Lohn, dauernde Verkürzung hebt ihn. Das hat man unter Anderem in England gesehen. Nach dem Bericht der Fabrikinspektoren vom April 1860 ist in den zwanzig Jahren von 1839—1859 der Arbeitslohn in den dem zehnstündigen Normalarbeitstag unterworfenen Fabriken gestiegen, in den Fabriken, in denen 14—15 Stunden lang gearbeitet wurde, gesunken. Zahlreiche Erfahrungen bis in die neueste Zeit hinein bestätigen diese Regel.

Dauernde Verlängerung der Arbeitszeit senkt den Preis der Arbeit. Umgekehrt zwingt ein niedriger Preis der Arbeit den Arbeiter, sich einer Verlängerung des Arbeitstages zu unterwerfen, um sich einen auch nur kümmerlichen Tageslohn zu sichern. Niedriger Preis der Arbeit und lange Arbeitszeit haben aber auch die Tendenz, sich zu befestigen. Die Kapitalisten erniedrigen den Lohn und verlängern die Arbeitszeit, um ihre Profite zu vergrößern. Aber ihre Konkurrenz unter einander zwingt sie

schließlich, im entsprechenden Maße die Preise der Waaren herabzusetzen. Der Extra-Profit, der durch Verlängerung des Arbeitstages und Erniedrigung des Lohnes erzielt worden, verschwindet jetzt, die niedrigen Preise aber bleiben und wirken als Zwangsmittel, den Lohn bei übermäßiger Arbeitszeit auf der erreichten niedrigen Stufe zu halten. Die Kapitalisten haben keinen dauernden Vortheil, die Arbeiter aber einen dauernden Nachtheil davon. Die gesetzliche Fixirung des Normalarbeitstages bietet für diese Entwicklung eine kräftige Schranke.

Noch andere wohlthätige Wirkungen des Normalarbeitstages sind hier zu nennen.

Es kommt in gewissen Arbeitszweigen vor, daß der Kapitalist sich nicht zur Zahlung eines bestimmten Wochen- oder Taglohnes verpflichtet, sondern den Arbeiter nach Arbeitsstunden entlohnt. Der Arbeiter muß den ganzen Tag zur Verfügung des Kapitalisten sein, aber es steht in dessen Belieben, ihn einmal übermäßig, das andere Mal nur während weniger Stunden zu beschäftigen. Der Preis der Arbeit wird aber nach der Länge des gewohnheitsmäßigen Arbeitstages bestimmt. Der Kapitalist bekommt so bei Bezahlung des „normalen" Preises der Arbeit die Verfügung über die ganze Arbeitskraft des Arbeiters, ohne ihm den ganzen Werth seiner Arbeitskraft zu zahlen; an den Tagen, wo er ihn unter der normalen Zahl von Arbeitsstunden beschäftigt, tritt das klar zu Tage; es gilt aber auch für die Zeit, wo er ihn über diese normale Zeit hinaus beschäftigt.

Der Werth der in jeder Arbeitsstunde ausgegebenen Arbeitskraft ist nämlich nicht der gleiche. Die in den ersten Stunden des Arbeitstages ausgegebene Arbeitskraft ist leichter zu ersetzen, als die in den letzten Stunden verwendete. Der Werth der in der ersten Arbeitsstunde verausgabten Arbeitskraft ist daher geringer, als der in der zehnten oder zwölften Stunde verausgabten — obgleich der Gebrauchswerth der letzteren viel geringer

sein kann, als der der ersteren. — Dem entsprechend hat sich auch naturwüchsig, nicht auf Grund physiologischer und ökonomischer Einsicht, in vielen Betrieben die Gewohnheit herausgebildet, den Arbeitstag bis zu einem gewissen Punkt als „normal“ und die Arbeitszeit darüber hinaus als Ueberzeit anzusehen, die besser bezahlt wird, freilich oft in lächerlich geringem Grade.

Die oben erwähnten Kapitalisten, die den Arbeiter nach der Stunde beschäftigen, sparen die höhere Vergütung der Ueberzeit.

Der Unterschied zwischen dem „normalen“ Arbeitstag der oben erwähnten Art und der Ueberzeit ist nicht etwa so aufzufassen, als ob der Preis der Arbeit während des normalen Arbeitstages den normalen Lohn darstellte, und in der Ueberzeit ein Zuschußlohn bezahlt würde, der über den Tageswerth der Arbeitskraft hinaus ginge. Es giebt Fabriken, in denen jahraus, jahrein Ueberzeit gearbeitet wird. Der „normale“ Lohn wird da so niedrig gestellt, daß der Arbeiter von ihm allein nicht existiren kann und gezwungen ist, Ueberzeit zu arbeiten. Der „normale“ Arbeitstag ist, wo regelmäßig Ueberzeit gearbeitet wird, nur ein Theil des wirklichen Arbeitstages und der „normale“ Lohn nur ein Theil des zur Erhaltung des Arbeiters nothwendigen Lohns. Die bessere Bezahlung der Ueberzeit ist oft nur ein Mittel, den Arbeiter zu bewegen, einer Verlängerung des Arbeitstages zuzustimmen. Diese entspricht aber, wie wir gesehen, einem Sinken im Preise der Arbeit.

Der Normalarbeitstag hat die Tendenz, allen diesen Handhaben der Lohnsenkung einen kräftigen Riegel vorzuschieben.

4. Der Stücklohn.

Der Zeitlohn ist die verwandelte Form des Preises der Arbeitskraft; der Stücklohn ist eine verwandelte Form des Zeitlohns.

Nehmen wir an, der gewöhnliche Arbeitstag betrage 12 Stunden, der Tageswerth der Arbeitskraft 2 Mark 40 Pfennig, ein Arbeiter verfertige durchschnittlich täglich 24 Stück eines gewissen Artikels — in kapitalistischen Betrieben setzt man bald erfahrungsgemäß fest, welche Leistung ein Arbeiter bei durchschnittlicher Geschicklichkeit und Intensität in einem Arbeitstag zu Stande bringt. Ich kann den Arbeiter im Tagelohn beschäftigen, zu einem Preis von 20 Pfennigen per Stunde; ich kann ihn aber auch für jedes von ihm gelieferte Stück bezahlen, per Stück mit 10 Pfennigen. In letzterem Falle ist der Lohn Stücklohn.

Die Grundlage des Stücklohnes ist, wie man sieht, der Tageswerth der Arbeitskraft und die gewohnheitsmäßige Länge des Arbeitstages, wie beim Zeitlohn. Dem Anschein nach ist freilich der Stücklohn durch die Leistung des Produzenten bestimmt; der Schein schwindet jedoch, wenn man weiß, daß der Stücklohn entsprechend herabgesetzt wird, sobald die Produktivität der Arbeit steigt. Wenn ein Arbeiter zur Herstellung eines Stückes des Artikels unseres obigen Beispieles durchschnittlich nicht mehr eine halbe, sondern nur noch eine Viertelstunde braucht — vielleicht in Folge der Verbesserung einer Maschine — so wird der Kapitalist, alle anderen Verhältnisse gleichbleibend angenommen, ihm nicht mehr 10 Pfennige, sondern nur noch 5 Pfennige per Stück bezahlen.

Es kommen aber oft genug Fälle vor, und Jedem, der sich mit Arbeiterangelegenheiten beschäftigt, werden solche bekannt sein, daß einzelnen Arbeitern oder Arbeitergruppen, die, vom Glück begünstigt, einmal ein ungewöhnlich großes Quantum von Produkten lieferten, der für den speziellen Fall akkordirte Stücklohn willkürlich beschnitten wurde, mit der Motivirung, die Lohnsumme übersteige zu sehr die gewöhnliche Lohnhöhe. Deutlicher kann wohl nicht gesagt werden, daß der Stücklohn nur eine verwandelte Form des Zeitlohnes ist, eine Form, die der Kapitalist

freiwillig nur dann anwendet, wenn sie ihm vortheilhafter dünkt, als der unverwandelte Zeitlohn.

In der Regel bietet der Stücklohn für den Kapitalisten allerdings große Vortheile. In der Form des Zeitlohns bezahlt der Kapitalist die Arbeitskraft in der Form der von ihr gelieferten Arbeitsmenge; im Stücklohn bezahlt er sie in der Form des Produkts. Er kann sich also darauf verlassen, daß der Arbeiter in seinem eigenen Interesse in jeder Arbeitsstunde auch ohne äußeren Antrieb das möglichst große Quantum Produkte liefert. Er kann viel leichter kontroliren, ob der Arbeiter ein Produkt von durchschnittlicher Güte geliefert hat. Der geringste Makel wird da Ursache und sehr oft auch nur Vorwand zu Lohnabzügen, ja mitunter zu förmlichen Prellereien der Arbeiter.

Die Aufsicht des Kapitalisten und seiner Vertreter über die Arbeiter wird daher beim Stücklohn zum großen Theil überflüssig, der Kapitalist erspart diese Arbeit und deren Kosten. Der Stücklohn ermöglicht in gewissen Industriezweigen sogar, daß die Arbeiter zu Hause arbeiten, wodurch für den Kapitalisten eine Menge von Anlage- und Betriebskosten (für Heizung, Beleuchtung, Grundrente 2c.) erspart werden und damit ein Theil von Kapital für ihn verfügbar wird, das er sonst hätte festlegen müssen. In Gewerben, in denen die Hausarbeit verbreitet ist, z. B. Schneiderei oder Schuhmacherei, kommt es vor, daß Meister von Gesellen, welche bei ihnen in der Werkstatt, statt zu Hause arbeiten, für den Platz und Arbeitszubehör Miethe verlangen! Die Arbeiter müssen das Vergnügen, sich unter dem „Auge des Herrn“ schinden zu dürfen, noch extra theuer bezahlen.

Das persönliche Interesse des Arbeiters treibt diesen unter dem Stücklohnsystem dazu, so intensiv und so lange als möglich zu arbeiten, um seinen Tag- oder Wochenlohn so viel als möglich zu steigern. Er sieht nicht, daß seine Ueberarbeit ihn nicht nur körperlich ruinirt — Akkordarbeit ist Mordarbeit, sagt das Sprich-

wort — sondern auch den Preis seiner Arbeit zu senken strebt. Und wenn er das einsieht, so ist er doch nicht im Stande, sich dem Zwangsgesetze der Konkurrenz mit seinen Mitarbeitern zu entziehen. Diese Konkurrenz der Arbeiter gegeneinander und der Schein der Freiheit und Selbständigkeit, den die Stückarbeit erweckt, vielfach auch ihre Isolirung von einander (bei der Hausarbeit) erschwert sehr die Organisation und das einmüthige Vorgehen dieser Arbeiter.

Und noch andere Nachtheile für den Arbeiter führt das Stücklohn-System mit sich! So erlaubt es z. B. das Dazwischenschieben von Schmarotzerexistenzen zwischen den Arbeiter und den Kapitalisten, Mittelspersonen, die davon leben, daß sie von dem Arbeitslohn, den der Kapitalist zahlt, ein erkleckliches Stück für sich abziehen. Das Stücklohn-System macht es aber auch möglich, daß der Kapitalist dort, wo die Arbeit von Arbeitergruppen betrieben wird, nur mit den Führern der Gruppen Kontrakte wegen der Lieferung der Produkte zu einem gewissen Preis per Stück abschließt, und es diesen überläßt, ihre Unterarbeiter nach eigenem Ermessen zu bezahlen. „Die Ausbeutung der Arbeiter durch das Kapital verwirklicht sich hier vermittelst der Ausbeutung des Arbeiters durch den Arbeiter."

So nachtheilig der Stücklohn für den Arbeiter, so vortheilhaft für den Kapitalisten. Der Stücklohn ist auch die der kapitalistischen Produktionsweise entsprechende Form des Arbeitslohnes. Er war im zünftigen Handwerk nicht ganz unbekannt. In größerem Maßstabe ist er aber erst während der Manufakturperiode zur Anwendung gekommen. Er diente in der Zeit des Aufkommens der großen Industrie als einer der wichtigsten Hebel zur Verlängerung der Arbeitszeit und Senkung des Arbeitspreises.

5. Nationale Verschiedenheit der Arbeitslöhne.

Wir haben eine Reihe von Kombinationen gesehen, denen der Werth und der Preis der Arbeitskraft und dessen Verhältniß zum Mehrwerth unterliegen, bedingt durch Veränderungen in der Länge des Arbeitstages, der Intensität und der Produktivität der Arbeit. Gleichzeitig mit dieser Bewegung geht eine andere, diese durchkreuzende, vor sich in der Masse der Lebensmittel, in der der Preis der Arbeitskraft sich realisirt. Alle diese Veränderungen bedingen auch Veränderungen in der verwandelten Form des Preises der Arbeitskraft, im Arbeitslohn. So ist der Arbeitslohn in einem Lande in beständiger Bewegung und zu verschiedenen Zeiten verschieden. Dieser zeitlichen Verschiedenheit entspricht auch eine räumliche. Jedermann weiß, daß die Löhne in Amerika höher sind, als in Deutschland, in Deutschland höher als in Polen.

Die Vergleichung der Löhne verschiedener Nationen ist jedoch nicht ganz einfach. „Beim Vergleich nationaler Arbeitslöhne," sagt Marx, „sind alle den Wechsel in der Werthgröße bestimmenden Momente zu erwägen, Preis und Umfang der natürlichen und historisch entwickelten ersten Lebensbedürfnisse, Erziehungskosten des Arbeiters, Rolle der Weiber- und Kinderarbeit, Produktivität der Arbeit, ihre extensive und intensive Größe. Selbst die oberflächlichste Vergleichung erheischt, zunächst den Durchschnitts-Tagelohn für dieselben Gewerbe in verschiedenen Ländern auf gleich große Arbeitstage zu reduziren. Nach solcher Ausgleichung der Tagelöhne muß der Zeitlohn wieder in Stücklohn übersetzt werden, da nur der letztere ein Gradmesser sowohl für die Produktivität als die intensive Größe der Arbeit."

Der absolute Preis der Arbeit kann bei einer Nation verhältnißmäßig sehr hoch stehen und doch der verhältnißmäßige Arbeitslohn, das heißt der Arbeitspreis verglichen mit

dem Mehrwerth oder dem Werth des Gesammtprodukts, und der wirkliche Lohn, das heißt die Menge der dem Arbeiter für den Lohn erreichbaren Lebensmittel, sehr niedrig sein.

Bei Nationen, bei denen die kapitalistische Produktionsweise mehr entwickelt, ist die Produktivität und Intensität der Arbeit eine größere als bei solchen, die in der Entwicklung dieser Produktionsweise zurückgeblieben. Auf dem Weltmarkt gilt aber die produktivere nationale Arbeit, gleich der intensiveren, als größeren Werth bildend.

Nehmen wir an, in Rußland verspinne ein Baumwollspinner, schlecht genährt und entwickelt, überangestrengt, mit schlechten Maschinen arbeitend, in einer Stunde durchschnittlich 1 Pfund Baumwolle; ein englischer Spinner dagegen 6 Pfund; 1 Pfund russisches Garn wird deswegen auf dem Weltmarkt nicht größeren Werth haben, als ein Pfund englisches. Die Spinnarbeit in England erzeugt daher in derselben Zeit mehr Werth, als die in Rußland; der Werth ihres Produkts während der gleichen Zeit verkörpert sich in England in einer größeren Menge Gold, als in Rußland. Es kann demnach der Geldausdruck des Lohnes in einem kapitalistisch entwickelten Lande höher stehen, als in einem unentwickelten und doch der Preis der Arbeit im Verhältniß zum Mehrwerth ein viel niedrigerer sein, weil eben der Werth des Gesammtprodukts ein höherer.

Aber in dem Lande, in dem die Produktivität der Arbeit eine größere, ist auch der Werth des Geldes ein geringerer. Es kann demnach der Preis der Arbeitskraft ein höherer sein, ohne daß der Arbeiter im Stande ist, mit seinem höheren Lohn mehr Lebensmittel zu kaufen.

Bei großen Unternehmungen außerhalb Englands, z. B. Eisenbahnbauten in Asien, waren die englischen Unternehmer gezwungen, neben billigen einheimischen auch theure englische Arbeiter anzuwenden. Die Erfahrung hat bei diesen und ähnlichen

Gelegenheiten gelehrt, daß die anscheinend theuerste Arbeit in Wirklichkeit die billigste ist, im Verhältniß zur Arbeitsleistung und zum Mehrwerth.

Die russische Industrie mit den elendesten Löhnen und der unbeschränktesten Ausbeutung der Arbeit fristet nur mit Hilfe der Prohibitivzölle ein erbärmliches Dasein. Sie kann nicht konkurriren mit der englischen Industrie, die mit verhältnißmäßig hohen Löhnen und kurzer Arbeitszeit, mit zahlreichen Beschränkungen der Frauen- und Kinderarbeit, Gesundheitsvorschriften u. s. w. produzirt. Der *absolute* Preis der russischen Arbeit, ihr Ausdruck in Geld, ist *niedrig*. Ihr *relativer* Preis im Verhältniß zum Werth ihres Produktes auf dem Weltmarkt, ist *hoch*.

Zweites Kapitel.

Das Kapitaleinkommen.

Wir haben gesehen, wie aus Geld Kapital wird und wie der Lohnarbeiter durch seine Arbeit nicht nur den Werth des für die nöthigen Produktionsmittel verausgabten Kapitaltheils erhält, sondern auch neuen Werth schafft, der gleich ist dem Werth seiner Arbeitskraft plus einem Mehrwerth.

Die Bewegung des Kapitals ist jedoch mit dem Erscheinen des Mehrwerthes nicht abgeschlossen. Sowie die Waare ihren Beruf verfehlt hat, die sich nicht in Geld verwandelt, so auch der Mehrwerth, der ja zunächst ebenfalls in einer bestimmten Waarenmenge, im Mehrprodukt, feststeckt. Nachdem der Mehrwerth in Form von Mehrprodukt produzirt worden, heißt es, seinen Werth in Geld realisiren, die produzirten Waaren an den Mann bringen. Auf dem Weg zur Realisirung begegnen dem Mehrwerth, wie jedem anderen Werth, eine Menge von Abenteuern, theils lustiger, theils trauriger Natur. Heute wird er zu einem übermäßig hohen Preis realisirt, morgen zu einem unverhältnißmäßig niedrigen, oder gar nicht. Einmal wird die Waare, in der er verkörpert, von einem Käufer gesucht, ehe sie noch auf dem Markte erschienen, ein andermal bleibt sie jahrelang als Ladenhüter liegen, und so weiter. Und nach und während diesen Fährlichkeiten drohen ihm noch andere Gefahren. Hier ist es der Kaufmann, der den Verkauf der Waaren besorgt und

dafür ein Stück vom Mehrwerth abreißt und als Handelsgewinn einsackt. Dort ist Grundrente an den Grundbesitzer zu zahlen, dann Steuern, dann Zinsen für gepumptes Geld u. s. w., bis der Rest als Profit in den Taschen unseres Kapitalisten verschwindet.

Alle die Abenteuer und Verwandlungen, die der Mehrwerth auf diesem Wege durchmacht, haben uns hier nicht zu beschäftigen. Sie gehören theils in das Gebiet des Zirkulationsprozesses des Kapitals, der von Marx im zweiten Buche seines Werkes behandelt wird, theils werden sie entwickelt bei der Untersuchung des Gesammtprozesses der kapitalistischen Produktionsweise, die er im dritten Buche vornimmt. Das erste Buch des „Kapital" behandelt nur die eine Seite des Gesammtprozesses, den unmittelbaren Produktionsprozeß; nur soweit der Mehrwerth auf diesen einwirkt, haben uns seine weiteren Schicksale, nachdem er einmal produzirt worden, hier zu beschäftigen. Wir nehmen also an, wie stets bisher, wo nicht das Gegentheil ausdrücklich vorausgesetzt worden, der Kapitalist verkaufe seine Waaren auf dem Waarenmarkt zu ihrem vollen Werth; wir nehmen ferner an, der Mehrwerth fließe ganz und unverkürzt dem Kapitalisten wieder zurück. Die gegentheilige Annahme würde blos die Untersuchung kompliziren und erschweren, ohne an ihrem wesentlichen Ergebniß etwas zu ändern.

Der Mehrwerth kann auf den Produktionsprozeß nur Einfluß nehmen bei der Reproduktion, bei der Wiederholung des Produktionsprozesses.

Jeder gesellschaftliche Produktionsprozeß ist zugleich auch Reproduktionsprozeß, die Produktion muß in jeder Gesellschaftsform entweder ununterbrochen vor sich gehen oder sich in bestimmten Zeitabschnitten wiederholen. Damit ist auch für jede Gesellschaftsform die Nothwendigkeit gegeben, fortwährend nicht nur Konsumtionsmittel, sondern auch Produktionsmittel herzustellen.

Wenn die Produktion kapitalistische Form annimmt, dann natürlich auch die Reproduktion. Ist es für jede Gesellschaft nothwendig, ununterbrochen oder in regelmäßig wiederkehrenden Zeitabschnitten Gebrauchswerthe zu produziren, so ist es für das Kapital nothwendig, fortwährend Mehrwerth zu produziren, den Mehrwerth beständig zu reproduziren, wenn es Kapital bleiben soll. Nachdem es einmal Mehrwerth geheckt, muß es verwendet werden, solchen zum zweitenmal zu hecken u. s. w. Das Kapital produzirt also immer wieder von neuem Mehrwerth, es reproduzirt ihn. Dieser erscheint als immer wieder sich erneuernde Frucht des in Bewegung begriffenen Kapitals, als stetiges Einkommen aus dem Kapital, als Revenue.

Soviel über den Mehrwerth, soweit er der Reproduktion entspringt. Aber der Reproduktionsprozeß bietet dem Mehrwerth auch Gelegenheit, wieder in den Produktionsprozeß einzugehen. Nehmen wir an, ein Kapitalist wende ein Kapital von 100 000 Mark an, das ihm jährlich eine Revenue von 20 000 Mark abwirft. Was wird er mit dieser anfangen? Zwei äußerste Fälle sind möglich: entweder konsumirt er den ganzen jährlichen Betrag des Mehrwerths, oder er vermehrt sein Kapital um diesen Betrag. Meistentheils wird weder der eine noch der andere dieser beiden extremen Fälle eintreten, sondern es wird der Mehrwerth zum Theil konsumirt und zum Theil zum früheren Kapital zugeschlagen werden.

Wird der ganze Mehrwerth konsumirt, dann bleibt das Kapital nach wie vor auf gleicher Höhe. Es findet einfache Reproduktion statt. Wird der Mehrwerth ganz oder zum Theil zum Kapital geschlagen, dann findet Akkumulation (Anhäufung) von Kapital statt, und die Reproduktion geht auf erweiterter Stufenleiter vor sich.

Drittes Kapitel.

Einfache Reproduktion.

Die einfache Reproduktion ist nur Wiederholung des Produktionsprozesses auf gleicher Stufenleiter. Indeß erhält dieser durch die Wiederholung eine Reihe neuer Merkmale.

Nehmen wir an, ein Geldbesitzer, der sein Geld irgend wie, vielleicht durch Arbeit, erworben, verwandle dies in Kapital. Er besitze 10 000 Mark, 9000 lege er in konstantem Kapital aus, 1000 in variablem, in Arbeitslohn. Mit Anwendung dieses Kapitals erzeuge er eine Produktenmenge im Werth von 11 000 Mark, die er auch zu ihrem vollen Werth verkaufe. Der Mehrwerth von 1000 Mark wird von ihm konsumirt, die Reproduktion geht auf der alten Stufenleiter weiter: 9000 Mark werden in konstantem, 1000 Mark in variablem Kapital ausgelegt. Wir sehen aber jetzt einen Unterschied gegen früher: die 1000 Mark, die während des ersten Produktionsprozesses in Arbeitslohn ausgegeben wurden, waren nicht durch die Arbeit der in dem Unternehmen beschäftigten Arbeiter erzeugt worden, sie waren aus einer anderen Quelle geflossen; vielleicht hatte sie der Kapitalist selbst erarbeitet. Woher stammen dagegen die 1000 Mark, die bei der Wiederholung des Produktionsprozesses in Arbeitslohn verausgabt werden? Sie sind die Realisirung eines von den Arbeitern während des früheren Produktionsprozesses erzeugten Werthes. Die Arbeiter haben nicht nur den

Werth des konstanten Kapitals (9000 Mark) auf das Produkt übertragen, sondern neuen Werth (im Betrag von 2000 Mark) geschaffen, davon ein Theil (1000 Mark) gleich dem Werth ihrer Arbeitskraft, ein Theil Mehrwerth.

Betrachten wir den kapitalistischen Produktionsprozeß als einmaligen Produktionsprozeß (oder erstmaligen, bei der ersten Anlage eines Kapitals), dann erscheint der Arbeitslohn als Vorschuß aus der Tasche des Kapitalisten. Betrachten wir den kapitalistischen Produktionsprozeß als Reproduktionsprozeß, dann sehen wir den Arbeiter aus dem Produkt seiner eigenen Arbeit bezahlt. In diesem Sinne ist es richtig, daß der Arbeiter im Lohn einen Antheil am Produkt seiner Arbeit erhält. Nur ist es das bereits verkaufte Produkt einer früheren Produktionsperiode, von dem er im Arbeitslohn einen Antheil erhält.

Kehren wir zu unserem Beispiel zurück. Nehmen wir an, jede Produktionsperiode nehme ein halbes Jahr in Anspruch. In jedem Jahr sackt unser Kapitalist 2000 Mark Mehrwerth ein und konsumirt sie. Nach 5 Jahren hat er 10 000 Mark konsumirt, einen Werth, gleich dem seines ursprünglichen Kapitals. Er besitzt aber nach wie vor einen Kapitalwerth von 10 000 Mark.

Dieser neue Kapitalwerth ist an Größe dem ursprünglichen gleich, aber seine Grundlage ist eine andere. Die ursprünglichen 10 000 Mark stammten nicht aus der Arbeit der in seinem Betrieb beschäftigten Arbeiter, sondern aus einer anderen Quelle. Aber diese 10 000 Mark hat er innerhalb 5 Jahren verzehrt; wenn er daneben noch 10 000 Mark besitzt, so stammen sie aus dem Mehrwerth. So verwandelt sich jedes Kapital, möge es aus welcher Quelle immer entsprungen sein, schon vermöge einfacher Reproduktion nach einer gewissen Zeit in kapitalisirten Mehrwerth, in den Ertrag überschüssiger fremder Arbeit, in akkumulirtes Kapital.

Der Ausgangspunkt des kapitalistischen Produktionsprozesses

ist die Scheidung des Arbeiters von den Produktionsmitteln, die Anhäufung besitzloser Arbeiter auf der einen, die Anhäufung von Produktionsmitteln und Lebensmitteln auf der anderen Seite. Im kapitalistischen Reproduktionsprozeß erscheinen diese Ausgangspunkte als Resultate des Produktionsprozesses. Der kapitalistische Reproduktionsprozeß selbst erzeugt immer wieder und erhält damit seine eigenen Bedingungen, das Kapital und die Klasse der Lohnarbeiter.

Die Lebensmittel und Produktionsmittel, welche die Lohnarbeiter erzeugen, gehören nicht ihnen, sondern den Kapitalisten. Die Lohnarbeiter kommen beständig wieder aus dem Produktionsprozeß heraus, wie sie in ihn eintraten, als besitzlose Proletarier; die Kapitalisten dagegen finden sich am Ende jeder Produktionsperiode immer wieder von Neuem im Besitz von Lebensmitteln, die Arbeitskräfte kaufen, von Produktionsmitteln, die Produzenten anwenden.

So erzeugt der Arbeiter selbst immer wieder die Vorbedingungen seiner Abhängigkeit und seines Elends.

Der Reproduktionsprozeß des Kapitals macht aber auch die Reproduktion der Arbeiterklasse nothwendig.

So lange wir den Produktionsprozeß als einmaligen und damit vereinzelten Vorgang untersuchten, hatten wir es nur zu thun mit dem einzelnen Kapitalisten und dem einzelnen Arbeiter. Hier schien die Arbeitskraft und damit der Arbeiter, der von ihr nicht losgelöst werden kann, dem Kapitalisten nur während der Zeit ihres produktiven Konsums zu gehören, während des Arbeitstages. Die andere Zeit über gehörte der Arbeiter sich selbst und seiner Familie. Wenn er aß, trank, schlief, so that er das blos für sich selbst, nicht für den Kapitalisten.

Sobald wir aber die kapitalistische Produktionsweise in ihrem Fluß und Zusammenhang betrachten, also als Reproduktionsprozeß, so haben wir es von vornherein zu thun nicht mit dem

einzelnen Kapitalisten und Arbeiter, sondern mit der Klasse der Kapitalisten und der Klasse der Arbeiter. Der Reproduktionsprozeß des Kapitals erheischt die Verewigung der Arbeiterklasse, das heißt, damit der Produktionsprozeß immer wieder erneuert werden könne, müssen die Arbeiter ihre verausgabte Arbeitskraft immer wieder herstellen und für den steten Nachwuchs frischer Arbeiter sorgen. Das Kapital befindet sich in der angenehmen Lage, die Erfüllung dieser wichtigen Verrichtungen getrost dem Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb der Arbeiter überlassen zu können.

Die Arbeiter leben anscheinend außerhalb der Arbeitszeit nur für sich; sie leben aber in Wirklichkeit, auch wenn sie „müssig gehen," für die Kapitalistenklasse. Wenn sie nach gethaner Arbeit essen, trinken, schlafen u. s. w., so erhalten sie dadurch die Klasse der Lohnarbeiter und damit die kapitalistische Produktionsweise. Wenn der Kapitalist — der Brotherr, wie man ihn in patriarchalischen Zeiten nannte, der Arbeitgeber, wie ihn die deutsche Katheder-Oekonomie getauft hat — wenn der dem Arbeiter seinen Lohn auszahlt, so giebt er ihm damit nur die Mittel, sich, und soweit an ihm, seine Klasse, für die Kapitalistenklasse zu erhalten.

Dadurch aber, daß die Arbeiter die Lebensmittel konsumiren, die sie für ihren Lohn kaufen, werden sie immer wieder von Neuem gezwungen, ihre Arbeitskraft feilzubieten.

So ist, vom Standpunkt der Reproduktion aus, der Arbeiter nicht nur während seiner Arbeitszeit, sondern auch während seiner „freien" Zeit im Interesse des Kapitals thätig. Er ißt und trinkt nicht mehr für sich, sondern um der Kapitalistenklasse seine Arbeitskraft zu erhalten. Wie der Arbeiter ißt und trinkt, ist daher dem Kapitalisten gar nicht gleichgiltig. Wenn Jener am Sonntag sich besäuft, so daß er am Montag einen Katzenjammer hat, statt seine Arbeitskraft auszuruhen und zu erneuern, so erscheint ihm das nicht als eine Schädigung der eigenen Interessen

des Arbeiters, sondern als ein Verbrechen am Kapital, eine Veruntreuung von Arbeitskraft, die dem Kapital gebührt.

Nicht mehr die jeweilig gekaufte Arbeitskraft, sondern der ganze Arbeiter, die ganze Arbeiterklasse erscheint vom Standpunkt des Reproduktionsprozesses als Zubehör des Kapitals. Wo der Arbeiter das nicht einsieht, und die Mittel hat, sich dem zu entziehen, z. B. durch Auswanderung, trägt der Kapitalist unter Umständen kein Bedenken, ihm durch gesetzlichen Zwang darzuthun, daß er sich nicht für sich, sondern für das Kapital zu erhalten und fortzupflanzen habe. So war früher z. B. die Auswanderung geschickter Arbeiter in den meisten Staaten durch Zwangsgesetze verboten. Heute ist das nicht nothwendig. Die kapitalistische Produktionsweise ist so stark geworden, daß ihre Gesetze sich in der Regel als ökonomische Zwangsgesetze ohne politische Nachhilfe vollziehen. Der Arbeiter ist heute mit unsichtbaren Fesseln an das Kapital gebunden, und er findet das Kapital überall, wohin er sich wendet.

Unseren „Sozialreformern" erscheint diese Abhängigkeit von der Kapitalistenklasse im Allgemeinen freilich nicht weitgehend genug. Fesselung des Arbeiters an den einzelnen Kapitalisten durch Einschränkung der Freizügigkeit, Einrichtung raffinirter Systeme von Arbeiterhäusern und ähnliche „Reformen" bilden ihre Heilmittel zur „Lösung der sozialen Frage."

Viertes Kapitel.

Verwandlung von Mehrwerth in Kapital.

---

1. Wie Mehrwerth Kapital wird.

Der Fall, daß der Kapitalist den ganzen Mehrwerth konsumirt, ist die Ausnahme. In der Regel verwandelt er den Mehrwerth, wenigstens zum Theil, wieder in Kapital. „Anwendung von Mehrwerth als Kapital oder Rückverwandlung von Mehrwerth in Kapital heißt Akkumulation des Kapitals."

Der Vorgang ist leicht zu veranschaulichen. Erinnern wir uns des Beispiels im vorigen Kapitel. Ein Kapital von 10 000 Mark werfe seinem Anwender einen jährlichen Mehrwerth von 2000 Mark ab. Wenn der Kapitalist diese nicht verzehrt, sondern zu seinem ursprünglichen Kapital schlägt, so wird er ein Kapital von 12 000 Mark besitzen, das, unter den gleichen Bedingungen, einen jährlichen Mehrwerth von 2400 Mark einbringt. Diese wieder zum Kapital geschlagen, lassen es auf 14 400 Mark anwachsen, den jährlichen Mehrwerth auf 2880 Mark; der gleiche Vorgang, im nächsten Jahre wiederholt, ergiebt ein Kapital von 17 280 Mark, das einen Mehrwerth von 3456 Mark liefert zusammen 20 736 Mark und so fort. Nach vier Jahren hat sich das Kapital in Folge der Akkumulation des Mehrwerthes mehr als verdoppelt.

Ob der ganze Mehrwerth oder nur ein Theil desselben akkumulirt wird, kommt für uns hier noch nicht in Frage. Ebensowenig ist für die jetzige Untersuchung von Bedeutung, in welcher Weise der Mehrwerth akkumulirt wird, ob er zusätzliches oder neues Kapital bildet. Ein Besitzer einer Spinnfabrik kann den Mehrwerth dazu benutzen, seine Fabrik zu vergrößern, mehr Maschinen und mehr Arbeiter einzustellen, mehr Rohstoff zu kaufen; er kann ihn aber auch benutzen zum Bau einer neuen Spinnerei, oder zur Anlage eines ganz anderen Geschäftes, einer Weberei oder eines Kohlenbergwerks u. s. w. Wie immer die Anwendung des Mehrwerthes sei, stets wird er in diesem Falle in Kapital zurückverwandelt, in Mehrwerth heckenden Werth.

Damit aber der Mehrwerth Kapital werde, muß er, nachdem er die Verwandlung aus Waare in Geld durchgemacht, wieder die Verwandlung von Geld in die entsprechenden Waaren durchmachen. Nehmen wir z. B. einen Baumwollspinner. Er habe sein Garn verkauft und besitze jetzt neben dem ursprünglich vorgeschossenen Kapital auch den Mehrwerth in Geldform. Neben dem ursprünglichen Kapital soll nun auch dieser Mehrwerth sich in neues Kapital verwandeln. Dies ist nur möglich, wenn er auf dem Markte eine entsprechend vermehrte Menge von Waaren findet, die ihm als Produktionsmittel dienen können: soll der Mehrwerth zuschüssiges Kapital werden, so müssen zuschüssige Rohstoffe — in unserem Beispiel Baumwolle —, zusätzliche Arbeitsmittel — wie Maschinen —, zusätzliche Lebensmittel zur Erhaltung von mehr Arbeitskräften und endlich zusätzliche Arbeitskräfte vorhanden sein, das heißt, die materiellen Vorbedingungen einer Erweiterung der Produktion müssen gegeben sein, ehe eine Akkumulation von Kapital möglich ist.

Der Baumwollspinner darf aber erwarten, daß er die nöthigen zusätzlichen Produktionsmittel auf dem Waarenmarkt

findet. Denn nicht in der Spinnerei allein, auch in den Baumwollpflanzungen, den Maschinenfabriken, den Kohlengruben u. s. w. wird gleichzeitig *Mehrwerth* produzirt, also auch *Mehrprodukt*.

Faßt man nicht den Mehrwerth ins Auge, der im Jahr dem einzelnen Kapitalisten zufällt, sondern die Jahressumme des Mehrwerthes, die die gesammte Kapitalistenklasse sich aneignet, dann ergibt sich die Regel: Der Mehrwerth kann sich nicht (ganz oder zum Theil) in Kapital verwandeln, wenn nicht das Mehrprodukt (ganz oder zum entsprechenden Theil) aus Produktionsmitteln und aus Lebensmitteln für Arbeiter besteht.

Woher aber die zuschüssigen Arbeiter nehmen? Darüber braucht sich der Kapitalist keine grauen Haare wachsen zu lassen; es genügt, daß er den Arbeitern im Lohn das zu ihrer Lebensfristung Nöthige giebt, für ihre Fortpflanzung und Vermehrung sorgen sie selber.

Die Arbeiterklasse produzirt selbst die zuschüssigen Arbeiter, die nöthig sind zur Erweiterung der Produktion, zur Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter.

Wir sahen, daß bereits unter der Voraussetzung einfacher Reproduktion nach einer Reihe von Jahren jedes Kapital ein akkumulirtes, aus bloßem Mehrwerth bestehendes wird. Aber ein solches Kapital kann wenigstens bei seinem Inslebentreten den Ertrag der Arbeit seines Besitzers darstellen. Anders das Kapital, das von vorneherein aus akkumulirtem Mehrwerth entsprossen. Es ist von vorneherein unverhüllt der Ertrag der Arbeit solcher, die es nicht besitzen. Akkumulation von Mehrwerth heißt Aneignung unbezahlter Arbeit zum Behuf erweiterter Aneignung unbezahlter Arbeit.

Welch' ein Widerspruch gegen die Grundlagen des Waarenaustausches! Wir haben gesehen, daß der Waarenaustausch ursprünglich einerseits das Privateigenthum des Waarenproduzenten an seinem Produkt bedingt und andererseits den Austausch gleicher

Werthe, so daß keiner in den Besitz eines Werthes gelangen konnte außer durch eigene Arbeit oder durch Hingabe eines gleichen Werthes.

Jetzt finden wir als Grundlagen der kapitalistischen Produktionsweise auf der einen Seite die Trennung des Arbeiters vom Produkt seiner Arbeit; Derjenige, der das Produkt erzeugt und Derjenige, der es besitzt, sind nun zwei verschiedene Personen; und auf der anderen Seite finden wir die Aneignung von Werth ohne Hingabe eines gleichen Werthes, den Mehrwerth. Und obendrein finden wir den Mehrwerth jetzt nicht nur als Resultat, sondern auch als Grundlage des kapitalistischen Produktionsprozesses. Aus Kapital wird nicht nur Mehrwerth, aus Mehrwerth wird auch Kapital, so daß schließlich die größte Masse alles Reichthums aus Werth besteht, der ohne Gegenwerth angeeignet worden.

Diese Verkehrung der Grundlagen der Waarenproduktion in ihr Gegentheil erfolgte jedoch nicht im Widerspruch mit ihren Gesetzen, sondern auf Grundlage derselben.

„Ganz so nothwendig, wie die Waarenproduktion auf einem gewissen Entwicklungsgrad kapitalistische Waarenproduktion wird — ja nur auf der Grundlage der kapitalistischen Produktionsweise wird die Waare zur allgemeinen, herrschenden Form des Produkts — ganz so nothwendig schlagen die Eigenthumsgesetze der Waarenproduktion in Gesetze der kapitalistischen Aneignung um. Man bewundere daher die Pfiffigkeit Proudhon's, der das kapitalistische Eigenthum abschaffen will, indem er — die ewigen Eigenthumsgesetze der Waarenproduktion geltend macht!"

2. Die Enthaltsamkeit des Kapitalisten.

Wir betrachteten bisher nur die beiden extremen Fälle, wenn der Mehrwerth völlig konsumirt oder völlig akkumulirt wird. Aber, wie schon erwähnt, in der Regel wird nur ein Theil des

Mehrwerthes konsumirt, ein Theil akkumulirt. Der erste Theil wird als Revenue im engeren Sinne betrachtet.

Es hängt vom Belieben des Kapitalisten ab, einen wie großen Theil des Mehrwerths er konsumiren will, ein wie großer Theil in Kapital verwandelt werden soll. Die Entscheidung darüber erregt einen argen Zwiespalt in seinem Innern.

Mit Faust kann er ausrufen:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andren trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden“ — wo Dukaten wachsen.

Ja, im Kapitalisten wiederholt sich in eigenthümlicher Weise der alte Zwiespalt zwischen Fleischeslust und Askese, zwischen Heidenthum und Christenthum. Verlangend schielt der Kapitalist nach den Freuden dieser Welt, aber jeder Genuß erscheint ihm sündhaft, den er nicht umsonst haben kann.

Der Theil des Mehrwerthes, den der Kapitalist persönlich konsumirt, ist in der Regel keine willkürliche, sondern eine historisch bestimmte Größe; bestimmt, wie der Lohn des Arbeiters durch die gewohnheitsmäßige, „standesgemäße“ Lebenshaltung der betreffenden Gesellschaftsschicht.

Wie der Arbeiter, wenn auch in anderem Sinne, gehört auch der Kapitalist für seine ganze Lebenszeit dem Kapital. Er wird durch die Konkurrenz nicht nur gezwungen, die Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise in seinem Unternehmen zu vollstrecken, auch sein Privatleben unterliegt deren Forderungen. Lebt er zu flott, haut er über die Schnur, so heißt es: er ist ein Verschwender, sein Kredit sinkt. Ist er geizig, macht er nicht den standesgemäßen Aufwand, so erweckt das den Anschein, als werfe sein Geschäft nicht den durchschnittlichen Ertrag ab, sein

Kredit leidet ebenfalls. So wird der Kapitalist gezwungen, einen gewissen, für bestimmte Zeiten und Kreise bestimmten Theil seines Mehrwerths zu konsumiren. Diese Größe ist jedoch eine viel elastischere, als die des Arbeitslohnes.

Für denjenigen Theil des Mehrwerths, der akkumulirt werden soll, giebt es jedoch gar keine Grenzen, außer der Gesammtmasse des Mehrwerthes selbst und der elastischen Lebenshaltung des Kapitalisten. Je mehr akkumulirt wird, desto besser. Die kapitalistische Produktionsweise selbst macht eine fortwährende Akkumulation von Kapital zur Nothwendigkeit. Wir haben gesehen, wie mit der technischen Entwicklung die Kapitalsumme immer größer wird, die zur Einrichtung und zum Betrieb eines Unternehmens in einem bestimmten Arbeitszweig nothwendig ist, wenn die Produkte unter Aufwendung durchschnittlich nothwendiger Arbeit erzeugt werden sollen. Wenn in einem Arbeitszweige heute z. B. 20 000 Mark die Minimalsumme sind, die in einem Unternehmen angelegt werden muß, um es konkurrenzfähig zu erhalten, so kann durch Einführung neuer Arbeitsmethoden, neuer, umfangreicher Maschinen 2c. nach 20 Jahren diese Minimalsumme auf 50 000 Mark erhöht worden sein. Der Kapitalist, der ursprünglich ein Unternehmen mit 20 000 Mark begann, es aber verabsäumte, genügenden Mehrwerth zu akkumuliren, so daß ihm etwa nach 20 Jahren statt 50 000 nur 30 000 Mark zur Verfügung stehen, wird wahrscheinlich konkurrenzunfähig und geht zu Grunde. Aber es bedarf dieses Sporns nicht, um den Kapitalisten zum Akkumuliren zu bewegen. Der Drang, um der Akkumulation willen zu akkumuliren, wird durch die moderne Produktionsweise im Kapitalisten ebenso entwickelt, wie auf einer früheren Stufe der Waarenproduktion im Schatzbildner die Gier, Gold und Silber aufzuhäufen und zu verschließen. So wie die Anhäufung von Schätzen hat die Akkumulation von Kapital keine Grenze in sich selbst, sie ist maßlos. Wie viel auch der Kapitalist besitzen

möge, und wenn seine Revenue längst über seine Genußfähigkeit hinausgewachsen, er hastet weiter nach dem Erlös neuen Mehrwerthes, nicht um seine Genüsse, sondern um seine Kapitalien zu vermehren.

Die klassische Oekonomie hat die Folgen und Ursachen der Akkumulation auf der einen Seite und der Konsumtion der Kapitalistenklasse auf der anderen Seite ganz unbefangen erörtert. Sie beschäftigte sich mit der Akkumulation von Kapital nur von der ökonomischen, nicht von der moralischen Seite, was freilich sehr unmoralisch war.

Da begann aber das Proletariat zu erwachen und ein bestimmtes Klassenbewußtsein zu erlangen. Die Arbeiterbewegung begann sich von Ende der zwanziger Jahre an in England wie in Frankreich energisch fühlbar zu machen. Jetzt galt es nicht mehr, die ökonomischen Probleme zu untersuchen, es galt, das Kapital zu rechtfertigen. Man führte die „Ethik" in die Oekonomie ein, die würdige Dame wurde auf ihre alten Tage moralisch. Das Wissen wurde Nebensache, das „Gefühl" die Hauptsache, und mit Hilfe dieses Gefühls entdeckte man bald, daß der Kapitalist einen bewunderungswürdigen Heroismus an den Tag lege, wenn er, statt den Mehrwerth zu konsumiren, sich dessen enthalte und ihn akkumulire. Daß diesem neuen Säulenheiligen Verehrung und Dankbarkeit von Seiten der Arbeiter gebührten, verstand sich von selbst, ebenso aber auch, daß der Heilige, trotz der größten Enthaltung, von Dankbarkeit und Verehrung allein nicht leben konnte; und so wurde ihm denn zur Beförderung der satten Tugend und zahlungsfähigen Moral von Seiten der Oekonomen ein moralisches Anrecht auf eine Belohnung für die Akkumulirung unbezahlter Arbeit zugesprochen: das so gemein klingende Wort „Profit" wurde verklärt und es erstand der Entbehrungslohn.

3. Die Enthaltsamkeit des Arbeiters und andere Umstände, die auf den Umfang der Akkumulation einwirken.

Je größer die „Entsagung" des Kapitalisten, desto größer der Umfang der Akkumulation. Zum Glück für ihn giebt es aber noch andere Faktoren, welche auf den Umfang der Akkumulation bestimmend einwirken. Alles, was die Masse des Mehrwerthes erhöht, erweitert den Umfang der Akkumulation — unter sonst gleichen Umständen. Wir kennen bereits die Ursachen, die auf die Masse des Mehrwerthes bestimmend einwirken. Nur einige derselben seien hier erwähnt, die von dem jetzt gewonnenen Standpunkte aus neue Gesichtspunkte bieten. Eine der wichtigsten unter ihnen ist die Enthaltsamkeit des **Arbeiters**. Es ist klar, je geringer die Bezahlung des Arbeiters, desto größer die Rate des Mehrwerthes, desto größer bei gleichbleibendem Konsum des Kapitalisten der zur Akkumulirung gelangende Theil des Mehrwerthes. Alles, was den Werth der Arbeitskraft senkt oder geeignet ist, den Lohn unter diesen Werth herabdrücken zu lassen, fördert die Akkumulation des Kapitals. Daher die moralische Entrüstung des Kapitals und seiner Anwälte über den „Luxus" der Arbeiter, die den „Volkswohlstand" untergraben, indem sie Zigarren rauchen und Bier trinken. Die Fabel von dem Champagner, den sich 1872 einmal ein Arbeiter in Berlin geleistet haben soll, machte durch die ganze Kapitalistenpresse die Runde als eine vernichtende Brandmarkung der Arbeiterklasse.

Mit bewunderungswürdigem Erfindungsgeist hat die Kapitalistenwelt eine Unzahl von Einrichtungen und Methoden ersonnen, die die Entsagung des Arbeiters fördern, von der Rumford'schen Suppe bis zur Volksküche und dem Vegetarianismus. Marx führt einige bezeichnende Beispiele solcher Einrichtungen im „Kapital" an. Wir verweisen darauf Diejenigen, die sich mit dem Thema eingehender beschäftigen wollen.

Sehr unangenehm für den Kapitalisten ist es, daß jede Geschäftsausdehnung eine verhältnißmäßig hohe Auslage von konstantem Kapital erfordert; eine Auslage, die immer größer wird, je mehr die Maschinerie der großen Industrie sich vervollkommnet. Aber es bleibt ihm der süße Trost, daß, wenn einmal das zum Betrieb nöthige konstante Kapital vorhanden, die Produktion innerhalb gewisser Grenzen durch zuschüssiges variables Kapital erweitert werden kann, ohne daß gleichzeitig ein Zuschuß von konstantem Kapital in demselben Verhältniß nöthig ist. Wenn ein Fabrikant gute Geschäfte macht und er mehr produziren lassen will, kann er das vielleicht dadurch erreichen, daß er 2—3 Stunden länger arbeiten läßt. Er braucht keine neuen Maschinen anzuschaffen, kein neues Fabrikgebäude herzustellen, blos die Roh- und Hilfsstoffe sind zu vermehren.

Aber es giebt Industrien, die keinen Rohstoff zu kaufen haben, z. B. Bergwerke, oder nur geringen Rohstoffvorschuß zu machen haben, z. B. in der Landwirthschaft Samen und Dünger. Es sind das Industrien, die den Rohstoff der Erde entnehmen. In diesen genügt oft einfacher Arbeitszusatz, um die Masse des Produkts zu vermehren. Diese Vermehrung des Produkts ist allein der Erde und der Arbeit geschuldet, aber das Kapital hat sich beider bemächtigt und erlangt damit die Möglichkeit, „die Elemente seiner Akkumulation auszudehnen jenseits der scheinbar durch seine eigene Größe gesteckten Grenzen, gesteckt durch den Werth und die Masse der bereits produzirten Produktionsmittel, in denen es sein Dasein hat."

Sowie die Erde und den Arbeiter hat das Kapital sich auch die Wissenschaft zu eigen gemacht; obwohl es an der wissenschaftlichen Entwicklung als solches keinen Antheil hat, fallen ihm doch allein alle Früchte in den Schooß, die der Fortschritt der Wissenschaft erzeugt, indem er die Produktivität der Arbeit fördert. Er fördert damit die Akkumulation des Kapitals. Mit der Pro-

duktivkraft der Arbeit sinkt der Werth der Arbeitskraft, steigt die Rate des Mehrwerthes; das Steigen der Produktivität der Arbeit ermöglicht es aber auch dem Kapitalisten, für seinen persönlichen Konsum eine größere Menge der im Werthe sinkenden Lebens- und Genußmittel ohne Mehrausgabe von Mehrwerth, oder dieselbe Menge, wie früher, mit geringerer Ausgabe zu erlangen, bequemer zu leben oder ohne Einschränkung mehr zu akkumuliren; oft Beides gleichzeitig.

Je größer das angewandte Kapital, desto produktiver die Arbeit, desto größer aber nicht nur die Rate, sondern auch die Masse des Mehrwerths, desto mehr kann der Kapitalist genießen und auch akkumuliren.

Man sieht bereits aus den gegebenen Andeutungen, daß das Kapital keine fixe, sondern eine sehr elastische Größe ist, die bedeutender Ausdehnungen und Verengerungen fähig ist; es bildet nur einen Theil des gesellschaftlichen Reichthums; es kann durch Zuschüsse aus anderen Theilen desselben, dem Konsumtionsfonds der Kapitalistenklasse und auch der Arbeiterklasse vermehrt, durch Abgaben an diese Fonds vermindert werden. Seine Wirkung wird vergrößert durch Verlängerung der Arbeitszeit, Vermehrung der Produktivität der Arbeit, größere Ausbeutung der Erde. Wir sehen hier ganz ab von den Verhältnissen des Zirkulationsprozesses, z. B. Beschleunigung oder Verlangsamung des Umschlags des Kapitals, wir sehen auch ab von den Verhältnissen des Kreditsystems, die für die Ausdehnung und Einschränkung des Kapitals und seines Spielraums von so großer Bedeutung sind. Diese können hier noch nicht behandelt werden. Aber bereits die Verhältnisse des Produktionsprozesses zeigen uns die Elastizität des Kapitals. Bei den Oekonomen gilt jedoch das Kapital als eine bestimmte Größe mit bestimmtem Wirkungsgrad. So erscheint ihnen auch das variable Kapital als eine fixe Größe, der sogenannte Arbeitsfonds. „So und so viel Kapital,"

sagen sie, „ist bestimmt, als Bezahlung der Arbeiter zu dienen. Je mehr Arbeiter, desto geringer der Antheil, der auf jeden einzelnen fällt; je weniger Arbeiter, desto größer dieser Antheil." Das variable Kapital wurde auch den Lebensmitteln, die es für den Arbeiter repräsentirt, gleichgesetzt, und man sagte: „Die Zahl der Arbeiter, die in einem Lande beschäftigt werden und die Höhe ihres Lohnes hängt von der Menge der vorhandenen Lebensmittel ab. Ist der Lohn zu niedrig oder können viele Arbeiter keine Beschäftigung finden, so rührt dies blos daher, daß die Zahl der Arbeiter sich schneller vermehrt, als die der Lebensmittel. Es ist die Natur, nicht die Produktionsweise, der das Elend der Arbeiterklasse geschuldet."

Auf diesen Voraussetzungen baute sich die sogenannte Malthus'sche Theorie auf.

Fünftes Kapitel.

Die Uebervölkerung.

1. Das „eherne Lohngesetz."

Die Malthusianer erklären bekanntlich, daß die Arbeiter in Folge ihrer „leichtsinnigen Gewohnheiten" sich rascher vermehren, als die Masse der verfügbaren Lebensmittel, oder um genauer zu sprechen, das variable Kapital, anwachsen kann. Auf diese Weise komme es, daß eine Uebervölkerung eintrete, daß mehr Arbeiter sich den Kapitalisten anböten, als diese beschäftigen könnten, daß die verfügbaren Lebensmittel nicht für alle vorhandenen Arbeiter hinreichten, daß also, so lange die Vermehrung der Arbeiter nicht eingeschränkt werde, Arbeitslosigkeit und Hunger und alles daraus folgende Laster und Elend naturnothwendig das Loos mindestens eines Theils der Arbeiterklasse seien.

So die Malthusianer. Untersuchen wir nun an der Hand von Marx, wie die Wechselbeziehungen zwischen dem Wachsthum des Kapitals und der Vermehrung der Arbeiterklasse sich in Wirklichkeit gestalten.

„Der wichtigste Faktor bei dieser Untersuchung," sagt Marx (S. 628 der 3., S. 576 der 4. Aufl. des „Kapital." In der 1. und 2. Aufl. fehlt diese Auseinandersetzung), „ist die *Zusammensetzung* des Kapitals und die Veränderungen, die sie im Verlaufe des Akkumulationsprozesses durchmacht."

„Die Zusammensetzung des Kapitals ist in zweifachem Sinn zu fassen. Nach der Seite des Werths bestimmt sie sich durch

das Verhältniß, worin es sich theilt in konstantes Kapital oder Werth der Produktionsmittel und variables Kapital oder Werth der Arbeitskraft, Gesammtsumme der Arbeitslöhne. Nach der Seite des Stoffs, wie er im Produktionsprozeß fungirt, theilt sich jedes Kapital in Produktionsmittel und lebendige Arbeitskraft; diese Zusammensetzung bestimmt sich durch das Verhältniß zwischen der Masse der angewandten Produktionsmittel einerseits und der zu ihrer Anwendung erforderlichen Arbeitsmenge andererseits. Ich nenne die erstere die Werthzusammensetzung, die zweite die technische Zusammensetzung des Kapitals. Zwischen beiden besteht enge Wechselbeziehung. Um diese auszudrücken, nenne ich die Werthzusammensetzung des Kapitals, insofern sie durch seine technische Zusammensetzung bedingt wird und deren Aenderungen widerspiegelt: die organische Zusammensetzung des Kapitals. Wo von der Zusammensetzung des Kapitals kurzweg die Rede, ist stets seine organische Zusammensetzung zu verstehen."

Diese ist bei den verschiedenen Einzelkapitalien verschieden. Wir nehmen im Folgenden die durchschnittliche Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals eines Landes an.

Gehen wir nach diesen Vorbemerkungen an unsere Untersuchung.

Vor Allem betrachten wir den einfachsten Fall: die Akkumulation gehe vor sich ohne Veränderung in der Zusammensetzung des Kapitals, das heißt, ein bestimmtes Maß von Produktionsmitteln erheische stets dieselbe Masse Arbeitskraft, um in Bewegung gesetzt zu werden. Nehmen wir zur Veranschaulichung ein Kapital von 100 000 Mark an, das zu drei Viertheilen aus konstantem, einem Viertheil aus variablem Kapital bestehe. Werden von dem Mehrwerth 20 000 Mark zum ursprünglichen Kapital geschlagen, so wird das Zuschußkapital unter unserer Voraussetzung in demselben Verhältniß getheilt sein, wie jenes; das Ge-

sammtkapital wird jetzt aus 90 000 Mark konstantem und 30 000 Mark variablem Kapital bestehen; das letztere ist in demselben Verhältniß gewachsen, wie das erstere, um 20 Prozent. Soll aber das neue zuschüssige Kapital sich verwerthen, so bedarf es zuschüssiger Arbeitskraft. Der zu akkumulirende Mehrwerth von 20 000 Mk. kann in unserem Fall nur Kapital werden, wenn die Zahl der ihm zur Verfügung stehenden Lohnarbeiter sich um 20 Prozent vermehrt.

Vermehren sich die Lohnarbeiter bei gleichbleibender Zusammensetzung des Kapitals nicht so rasch, wie dieses, dann wächst die Nachfrage nach Arbeitern schneller als deren Angebot, und der Lohn steigt.

Diesen Fall haben die Malthusianer im Auge, wenn sie zur „Lösung der sozialen Frage" die Einschränkung der Vermehrung der Arbeiter empfehlen. Sie übersehen dabei zunächst, daß das Kapitalverhältniß, das Verhältniß zwischen Kapitalisten und Lohnarbeitern, durch das Steigen des Lohnes nicht aufgehoben wird. Die Akkumulation des Kapitals bedeutet Reproduktion des Kapitalverhältnisses auf erweiterter Stufenleiter, bedeutet das Wachsthum der Kapitalien und der Masse des Mehrwerthes, der unbezahlten Arbeit, auf der einen, Vermehrung des Proletariats auf der anderen Seite.

Selbst wenn die Akkumulation des Kapitals den Preis der Arbeit steigert, so kann das nicht geschehen ohne gleichzeitige Vermehrung des Proletariats, es kann nicht geschehen ohne Erweiterung des Herrschaftsgebietes des Kapitals.

Der Lohn kann aber nie so hoch steigen, daß er den Mehrwerth selbst gefährdet. Die Nachfrage nach Arbeitskraft wird unter der kapitalistischen Produktionsweise hervorgerufen durch das Bedürfniß des Kapitals nach Selbstverwerthung, nach der Produktion von Mehrwerth. Das Kapital wird daher nie die Arbeitskraft zu einem Preise kaufen, der die Produktion von Mehrwerth ausschließt.

Steigt der Arbeitslohn in Folge der Akkumulation des Kapitals, dann ist zweierlei möglich: entweder der Fortschritt der Akkumulation wird durch das Steigen des Preises der Arbeit nicht gestört — wenn auch die Rate des Mehrwerthes sinkt, so kann doch gleichzeitig in Folge der Akkumulation die Masse des Mehrwerthes steigen. „In diesem Falle ist es augenscheinlich, daß eine Verminderung der unbezahlten Arbeit die Ausdehnung der Kapitalherrschaft keineswegs beeinträchtigt.“ Oder die Akkumulation erschlafft, „weil der Stachel des Gewinns abstumpft.“ Die Akkumulation nimmt ab, damit aber auch die Ursache, welche den Arbeitslohn in die Höhe trieb. Dieser fällt in Folge dessen, bis er den dem Verwerthungsbedürfniß des Kapitals genügenden Stand erreicht. „Der Mechanismus der kapitalistischen Produktionsweise beseitigt also selbst die Hindernisse, die er schafft.“

Wir sehen da eine eigenthümliche Wechselwirkung zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit. „Wächst die Menge der von der Arbeiterklasse gelieferten und von der Kapitalistenklasse akkumulirten unbezahlten Arbeit rasch genug, um nur durch einen außergewöhnlichen Zuschuß bezahlter Arbeit sich in Kapital verwandeln zu können, so steigt der Lohn, und alles Andere gleichgesetzt, nimmt die unbezahlte Arbeit im Verhältniß ab. Sobald aber diese Abnahme den Punkt berührt, wo die das Kapital ernährende Mehrarbeit nicht mehr in normaler Menge angeboten wird, so tritt eine Reaktion ein: ein geringerer Theil der Revenue wird kapitalisirt, die Akkumulation erlahmt und die steigende Lohnbewegung empfängt einen Gegenschlag. Die Erhöhung des Arbeitspreises bleibt also eingebannt in Grenzen, die die Grundlagen des kapitalistischen Systems nicht nur unangetastet lassen, sondern auch seine Reproduktion auf wachsender Stufenleiter sichern.“

Die Schwankungen in der Akkumulation des Kapitals, die den Lohn innerhalb gewisser Grenzen festhalten, erscheinen den bürgerlichen Oekonomen als Schwankungen in der Menge der

sich anbietenden Lohnarbeiter. Sie unterliegen da einer Täuschung, ähnlich der von Leuten, die glauben, die Sonne bewege sich um die Erde und diese stehe still.*) Verlangsamt sich die Akkumulation des Kapitals, so erweckt das den Anschein, als wachse die Arbeiterbevölkerung rascher als sonst; nimmt jene ein schnelleres Tempo an, so erscheint es, als nehme die Arbeiterbevölkerung ab, oder wachse langsamer als sonst. In der That wird, wie den meisten unserer Leser bekannt sein dürfte, die Erscheinung, daß der Lohn auf und nieder schwankt, ohne je gewisse Grenzen überschreiten zu können, das sogenannte „eherne Lohngesetz,“ damit begründet, daß, wenn der Lohn steigt, die Arbeiterbevölkerung sich in Folge dessen rasch vermehrt und das vermehrte Angebot den Lohn senkt, indeß ein Sinken des Lohnes größeres Elend und größere Sterblichkeit in der Arbeiterklasse zur Folge hat, welche das Angebot von Arbeitskraft verringert und so den Lohn wieder hebt.

Gegen diese Begründung spricht schon die einfache Thatsache, daß, wie Jedem bekannt, die Löhne nicht von Generation zu Generation schwanken, sondern in viel kürzeren Zwischenräumen. Wir kommen darauf noch zurück.

---

*) Marx sagt: „So drückt sich in der Krisenphase des industriellen Zyklus der allgemeine Fall der Waarenpreise als Steigen des relativen Geldwerths, und in der Prosperitätsphase das allgemeine Steigen der Waarenpreise als Fall des relativen Geldwerths aus. Die sogenannte Currency-Schule schließt daher, daß bei hohen Preisen zu wenig, bei niedrigen zu viel Geld zirkulirt. Ihre Ignoranz und völlige Verkennung der Thatsachen finden würdige Parallele in den Oekonomen, welche jene Phänomene der Akkumulation dahin deuten, daß das einemal zu wenig und das anderemal zu viel Lohnarbeiter existiren.“

2. Die industrielle Reservearmee.

Wir haben bisher angenommen, die Akkumulation gehe vor sich ohne Aenderung in der Zusammensetzung des Kapitals. Solche Aenderungen treten aber im Verlauf der Akkumulation von Zeit zu Zeit mit Nothwendigkeit ein.

Die technische Zusammensetzung des Kapitals wird von jeder Veränderung in der Produktivkraft der Arbeit berührt. Die Masse der Produktionsmittel, welche ein Arbeiter unter sonst gleichen Umständen in Produkt verwandelt, wächst mit der Produktivität seiner Arbeit. Es wächst die Masse des Rohmaterials, das er verarbeitet, es wachsen die Arbeitsmittel, die er anwendet u. s. w. Mit der Produktivität der Arbeit wächst also die Menge der Produktionsmittel im Verhältniß zu der ihnen einverleibten Arbeitskraft, oder, was dasselbe, die Menge angewandter Arbeit nimmt ab im Verhältniß zu der von ihr bewegten Masse von Produktionsmitteln.

Diese Veränderung in der technischen Zusammensetzung des Kapitals spiegelt sich wieder in seiner Werthzusammensetzung. Sie erscheint hier als verhältnißmäßige Abnahme des variablen und Zunahme des konstanten Kapitaltheils. Die Aenderungen in der Werthzusammensetzung des Kapitals entsprechen jedoch nicht genau den Aenderungen seiner technischen Zusammensetzung, da mit dem Wachsthum der Produktivität der Arbeit nicht nur der Umfang der von ihr vernutzten Produktionsmittel steigt, sondern auch deren Werth fällt, jedoch in geringerem Grade, als ihre Masse zunimmt. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts war z. B. der in der Spinnerei angelegte Kapitalwerth etwa zur Hälfte konstant, zur Hälfte variabel. Die Masse von Rohmaterial, Arbeitsmitteln u. s. w., die ein Spinner heute bei gleichem Arbeitsaufwand verarbeitet, ist viele hundert-

mal größer, als damals; das Werthverhältniß zwischen konstantem und variablem Kapital hat sich jedoch viel weniger geändert; es verhält sich das konstante zum variablen Kapital in der Spinnerei jetzt vielleicht wie sieben zu eins.

Auf jeden Fall aber bedeutet das Wachsthum der Produktivität der Arbeit unter der kapitalistischen Produktionsweise verhältnißmäßige Abnahme des variablen Kapitals.

Die Produktivität der Arbeit und die Akkumulation des Kapitals stehen aber in engster Wechselbeziehung zu einander.

Die Waarenproduktion bedingt es, daß die Produktionsmittel Privateigenthum Einzelner sind. Die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit setzt aber Kooperation auf großer Stufenleiter voraus, große Arbeitsräume, große Massen von Rohstoffen und Arbeitsmitteln u. s. w. Der Besitz so riesenhafter Produktionsmittel in den Händen Einzelner ist unter der Herrschaft der Waarenproduktion nur möglich, wenn individuelle Kapitalien in genügendem Umfange akkumulirt worden sind. „Der Boden der Waarenproduktion kann die Produktion auf großer Stufenleiter nur in kapitalistischer Form tragen." Eine gewisse Höhe der Akkumulation von Kapital ist also Vorbedingung einer gewissen Höhe der Produktivkraft der Arbeit. Jede Methode der Steigerung der Produktivkraft der Arbeit wird aber unter der kapitalistischen Produktionsweise zu einer Methode der gesteigerten Produktion von Mehrwerth und ermöglicht damit eine Steigerung der Akkumulation. Diese selbst bewirkt ihrerseits wieder eine Erweiterung der Stufenleiter der Produktion, welche wiederum der mächtigste Stachel zu neuer Steigerung der Produktivkraft der Arbeit ist. Die Akkumulation des Kapitals und die Produktivkraft der Arbeit entwickeln einander also wechselseitig immer mehr und mehr.

Dem Einfluß des Wachsthums der einzelnen Kapitale durch die Akkumulation wirkt entgegen die gleichzeitige Spaltung alter Kapitalien, z. B. durch Erbtheilungen, und die Ablösung neuer

selbständiger Kapitalien. Diese Gegenwirkung gegen die Akkumulation wird aber mehr als aufgehoben durch die Zentralisation, die Vereinigung bereits gebildeter Kapitalien, wie sie namentlich durch die Aufsaugung der kleinen Kapitalien durch die großen hervorgerufen wird. Diese Zentralisation bewirkt ebenso eine Steigerung der Produktivität, eine Aenderung der technischen Zusammensetzung des Kapitals, wie die Akkumulation. Anderseits fördert die Akkumulation die Zentralisation und umgekehrt. Ein je größeres Kapital ich akkumulirt habe, desto leichter wird es im Konkurrenzkampf die kleinen besiegen und aufsaugen. Je mehr kleine Kapitalien mein Kapital aufgesaugt hat, desto größer die Produktivität der von ihm in Gang gehaltenen Arbeit, desto umfangreicher die Akkumulation.

Die Ansammlung riesiger Kapitalmassen in wenigen Händen entwickelt aber nicht blos die Produktivität in den bereits der kapitalistischen Produktionsweise unterworfenen Arbeitszweigen. Eine Reihe kleiner aus den großen Industriezweigen vertriebenen Kapitalien wird in Arbeitszweige gedrängt, in denen der kapitalistische Betrieb noch nicht festen Fuß gefaßt hat, wo ein kleines Kapital noch konkurrenzfähig ist, und bereitet so den Boden vor für die Einverleibung auch dieser Gewerbszweige in den Bereich des Kapitalismus.

So sehen wir die kapitalistische Produktionsweise in einer beständigen technischen Revolution begriffen, deren Folge stetig fortschreitende Vergrößerung des konstanten Kapitals, verhältnißmäßige Verkleinerung des variablen Kapitals.

Und die verhältnißmäßige Abnahme des variablen Kapitals schreitet ungleich schneller, als die Akkumulation. Das im Fortgang der Akkumulation neugebildete Kapital beschäftigt im Verhältniß zu seiner Größe immer weniger zuschüssige Arbeiter. Gleichzeitig mit der Akkumulation geht aber auch die Revolutionirung des alten Kapitals vor sich. Wenn eine Maschine abgenutzt ist,

so wird sie, wenn inzwischen ein technischer Fortschritt stattgefunden, nicht durch eine andere, die ihr gleich, sondern durch eine verbesserte ersetzt, durch deren Anwendung ein Arbeiter mehr Produkt als vorher liefern kann. Das alte Kapital wird in immer produktiverer Form neu produzirt; das hat aber zur Folge, daß es immer mehr Arbeiter entläßt, die es beschäftigte.

Die Zentralisation ist einer der mächtigsten Hebel dieser Umwandlung des alten Kapitals.

Je rascher die Zentralisation und technische Revolution des alten Kapitals vor sich geht, desto beschleunigter muß die Akkumulation neuen Kapitals vor sich gehen, wenn die Zahl der beschäftigten Arbeiter nicht abnehmen soll. Je schneller aber die Akkumulation vor sich geht, desto mehr wird die Zentralisation und technische Revolution gefördert.

Die Malthusianer erzählen uns, die „Uebervölkerung“ rühre davon her, daß die Lebensmittel (oder genauer gesprochen, das variable Kapital) in einer arithmetischen Progression wachsen, im Verhältniß von 1 : 2 : 3 : 4 : 5 u. s. w., indessen die Bevölkerung das Streben habe, in geometrischer Progression zuzunehmen, wie 1 : 2 : 4 : 8 : 16 u. s. w. Die Zunahme der Bevölkerung eile daher der der Lebensmittel stets voraus: die natürliche Folge davon sei Laster und Elend.

Was aber in Wirklichkeit progressiv fortschreitet, das ist die Abnahme des variablen Kapitals, gleichzeitig mit dem Wachsthum des Gesammtkapitals. Das variable Kapital, wenn ursprünglich $1/2$ des Gesammtkapitals, wird fortschreitend nur $1/3$, $1/4$, $1/5$, $1/6$ u. s. w. des Gesammtkapitals.

„Diese mit dem Wachsthum des Gesammtkapitals beschleunigte und rascher als sein eigenes Wachsthum beschleunigte relative Abnahme seines variablen Bestandtheiles scheint umgekehrt stets rascheres absolutes Wachsthum der Arbeiterbevölkerung als das des variablen Kapitals oder ihrer Beschäftigungsmittel. Die kapita-

listische Akkumulation produzirt vielmehr und zwar im Verhältniß zu ihrer Energie und ihrem Umfang, beständig eine relative, das heißt, für die Verwerthungsbedürfnisse des Kapitals überschüssige, daher überflüssige oder Zuschuß-Arbeiterbevölkerung."

Der Wechsel in der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Gesammtkapitals geht nicht in allen seinen Theilen gleichmäßig vor sich. Hier wächst das Kapital durch die Akkumulation, ohne daß diese zunächst die gegebene technische Grundlage ändert, und nimmt daher zuschüssige Arbeitskräfte im Verhältniß seines Wachsthums auf. Dort verändert sich die Zusammensetzung des Kapitals ohne Wachsthum seiner absoluten Größe, blos durch Neuersatz alten Kapitals in produktiverer Form; — und die Zahl der beschäftigten Arbeiter sinkt relativ und absolut. Zwischen diesen beiden extremen Fällen treten unzählige Kombinationen ein, bedingt durch das Aufeinanderwirken von Akkumulation, Zentralisation und Umwandlung alten Kapitals in produktivere Form, die alle entweder direkte Entlassung von Arbeitern zur Folge haben, „oder die mehr unscheinbare, aber nicht minder wirksame erschwerte Aufsaugung der zuschüssigen Arbeiterbevölkerung in ihre gewohnten Abzugskanäle." Die Arbeiterbevölkerung wird so in beständigem Fluß erhalten, hier angezogen, dort abgestoßen, und diese Bewegung wird um so heftiger, je rascher der Wechsel in der Zusammensetzung des Kapitals, je größer die Produktivität der Arbeit, je mächtiger die Akkumulation von Kapital.

Marx bringt mehrere Belege aus dem englischen Zensus für die verhältnißmäßige und oft auch absolute Abnahme der Zahl der beschäftigten Arbeiter in zahlreichen Industriezweigen. Aus neueren Zählungen entnehmen wir folgende zwei Beispiele einer absoluten Abnahme der Zahl der beschäftigten Arbeiter bei gleichzeitiger Ausdehnung der Produktion.

Das eine Beispiel zeigt uns die Baumwollindustrie Großbritanniens in der Periode von 1861 bis 1871. Es betrug in derselben

Die Zahl der	1861	1871
Fabriken	2887	2483
Spindeln	30387467	34695221
Dampfwebstühle . .	399992	440676
Arbeiter	456646	450087

Wir sehen gleichzeitig mit der Abnahme der Zahl der beschäftigten Arbeiter eine Abnahme der Zahl der Fabriken und eine Zunahme der Spindeln und Maschinenstühle; Anzeichen einer Zentralisation und Akkumulation von Kapital.

Von 1895 bis 1904 stieg der Baumwollkonsum in England von 1550 Millionen Pfund auf 1700 Millionen, gleichzeitig sank die Zahl der Arbeiter in den Baumwollfabriken von 539000 auf 523000.

Ein ähnliches Bild bieten manche Zweige der deutschen Textilindustrie: starke Abnahme der Zahl der Arbeiter, die aber nur auf die Kleinbetriebe beschränkt ist. Die Großbetriebe und ihre Arbeiter nehmen zu — also starke Zentralisation und Akkumulation von Kapital bei gleichzeitiger Freisetzung von Arbeitern. So finden wir z. B. in der Seidenweberei des Deutschen Reiches:

Jahr	Kleinbetriebe (bis 5 Arbeiter)		Mittelbetriebe (6 bis 50 Arbeiter)		Großbetriebe (über 50 Arbeiter)	
	Betriebe	Arbeiter	Betriebe	Arbeiter	Betriebe	Arbeiter
1882 . .	39500	57782	412	4902	69	13580
1895 . .	16527	20484	192	3469	140	32129
1897 . .	8272	12823	346	5650	240	48719
Zunahme (+) oder Abn. (—)	—31228	—44959	—66	+748	+171	+35139

Ebenso in der Leinenweberei:

Jahr	Kleinbetriebe Betriebe	Kleinbetriebe Arbeiter	Mittelbetriebe Betriebe	Mittelbetriebe Arbeiter	Großbetriebe Betriebe	Großbetriebe Arbeiter
1882 . .	71915	91039	404	5226	73	7543
1895 . .	34082	43228	291	4598	120	19966
1907 . .	14275	18949	265	5214	180	28177
Zunahme (+) oder Abn. (—)	—57640	—72090	—139	— 12	+107	+20634

Die Zahl der Arbeiter in der Seidenweberei und Leinenweberei zusammen hat in den 25 Jahren um 60540 abgenommen, aber die Abnahme war nur durch den Rückgang des Kleinbetriebs verschuldet, dessen Betriebe in beiden Produktionszweigen um 88868, um 80 Prozent abnahmen, während die Zahl ihrer Arbeiter um 116959 sank. Dagegen vermehrten sich die Großbetriebe von 142 auf 420, ihre Zahl verdreifachte sich fast, und ihre Arbeiterzahl wuchs von 21123 auf 76896, also um mehr als das Dreifache.

Wir haben bisher angenommen, daß der Zu- oder Abnahme des variablen Kapitals genau die Zu- oder Abnahme der beschäftigten Arbeiterzahl entspricht. Dies ist jedoch nicht immer der Fall. Wenn der Fabrikant bei gleichbleibendem Arbeitspreis die Arbeitszeit verlängert, so wird er mehr Arbeitslohn ausgeben; das variable Kapital wird wachsen, ohne daß mehr Arbeiter beschäftigt werden müssen — deren Zahl kann gleichzeitig sogar sinken.

Nehmen wir an, ein Unternehmer beschäftige 1000 Arbeiter, der Arbeitstag betrage 10 Stunden, der Tageslohn 2 Mark. Er will zuschüssiges Kapital in seinem Betrieb anlegen. Er kann dies in der Weise thun, daß er die Betriebsräumlichkeiten erweitert, neue Maschinen anschafft und mehr Arbeiter einstellt. Er kann aber auch das zuschüssige Kapital, soweit es nicht zur Anschaffung von mehr Rohmaterial dienen muß, in der Weise anwenden, daß er die Arbeitszeit der bereits beschäftigten Arbeiter verlängert. Nehmen wir an, er verlängere sie um 5 Stunden; der Preis der Arbeit bleibe derselbe; der Tageslohn wird dann 3 Mark betragen, das variable Kapital wird — unter sonst gleichen Umständen — um 50 Prozent gestiegen sein, ohne daß die Zahl der Arbeiter gewachsen wäre. Jeder Kapitalist hat aber das Interesse, eine Vermehrung der Arbeit eher durch Verlängerung der Arbeitszeit oder Vergrößerung der Intensität der Arbeit als durch Vermehrung der Arbeiterzahl zu erzielen, da der Betrag

des konstanten Kapitals, den er auszulegen hat, in ersterem Fall viel langsamer wächst, als in letzterem. Und dies Interesse ist um so stärker, je größer die Stufenleiter der Produktion. Seine Kraft wächst also mit der Akkumulation des Kapitals.

Wenn z. B. das Arbeitsmittel des Arbeiters ein Spaten ist, der 2 Mark kostet, wird der Unternehmer sich kaum sehr dagegen sträuben, eine Vermehrung der Arbeit durch entsprechende Vermehrung der Zahl der Arbeiter zu erzielen. Anders wenn der Arbeiter eine Maschinerie anwendet, die 100 000 Mark kostet.

Mit der Akkumulation des Kapitals wächst aber nicht nur das Bestreben der Kapitalisten, eine Vermehrung der Arbeit ohne entsprechende Vermehrung der Zahl der Arbeiter zu erzielen, es nimmt damit auch die Kraft der Arbeiterklasse ab, dieser Tendenz Widerstand zu leisten. Die durch die Akkumulation des Kapitals produzirte überschüssige Arbeitermenge verringert durch ihre Konkurrenz die Widerstandskraft der beschäftigten Arbeiter. Diese werden so gezwungen, sich zur Ueberarbeit zu verstehen; die Ueberarbeit wieder schwellt die Reihen der überflüssigen Arbeiterbevölkerung. Die Arbeitslosigkeit der Einen bedingt die Ueberarbeit der Anderen und umgekehrt.

Wir sehen, die Akkumulation des Kapitals mit ihren Begleiterscheinungen und Folgen, der Zentralisation der Kapitalien, der technischen Umwälzung des alten Kapitals, der Ueberarbeit u. s. w., hat das Bestreben, die Zahl der *beschäftigten* Arbeiter im Verhältniß zum angewendeten Gesammtkapital, mitunter auch absolut, zu *verringern*.

Sie *vermehrt* aber gleichzeitig die Zahl der sich *anbietenden*, der dem Kapital zur Verfügung stehenden Arbeiter in einem Maße, das weit über das der Vermehrung der Bevölkerung überhaupt hinausgeht.

Wir haben im zweiten Abschnitt gesehen, wie die Manufaktur und noch mehr die große Industrie im Fortgang ihrer

Entwicklung ungelernte Arbeitskräfte an Stelle von gelernten verwendbar machen; die Lehrzeit des Arbeiters schrumpft auf ein Minimum zusammen, der Arbeiter wird früher in Stand gesetzt, vom Kapital angewendet zu werden, die Zeit seiner Reproduktion verkürzt sich. Gleichzeitig werden erwachsene männliche Arbeiter in vielen Arbeitszweigen durch Frauen und Kinder entbehrlich gemacht. Damit wird nicht nur unmittelbar die Arbeiterarmee ungeheuer vermehrt; die ökonomische Selbständigkeit von Mädchen und jungen Leuten, ihr Zusammenarbeiten, sowie die Möglichkeit, die Kinder in früher Jugend mitverdienen lassen zu können, befördern frühe Eheschließungen, und verkürzen so ebenfalls die Reproduktionszeit der Arbeiterklasse.

Eine weitere mächtige Ursache des raschen Anschwellens der Arbeiterarmee tritt in Wirksamkeit, sobald die kapitalistische Produktionsweise sich der Landwirthschaft bemächtigt. Hier bewirkt die Zunahme der Produktivität von vornherein nicht blos eine verhältnißmäßige, sondern auch eine absolute Abnahme der Zahl der beschäftigten Arbeiter. In Großbritannien betrug die Anzahl der in der Landwirthschaft Beschäftigten 1861 2 210 449, 1871 nur noch 1 514 601, eine Abnahme von fast 700 000. Die so „überzählig" gemachten ziehen in die industriellen Bezirke, soweit sie nicht ganz auswandern, und vermehren dort die Arbeiterarmee, die sich dem Kapital anbietet.

Vergessen wir endlich nicht die Wirkung der Eisenbahnen und Dampfschiffe, die es dem Kapital ermöglichen, neue Arbeitermassen aus industriell zurückgebliebenen Gegenden zu ziehen, Irländer, Polen, Slovaken, Italiener, Chinesen u. s. w.

So vermehrt sich die Arbeiterbevölkerung ungemein rasch, rascher, als das Bedürfniß des Kapitals nach anzuwendenden Arbeitskräften, und die Folge ist eine relative Uebervölkerung, die, wie wir gesehen, durch die Akkumulation des Kapitals erzeugt wird; nicht durch die Zunahme der Unproduktivität der Arbeit,

und die Folge ist eine relative Uebervölkerung, die, wie wir gesehen, durch die Akkumulation des Kapitals erzeugt wird; nicht durch die Zunahme der Unproduktivität der Arbeit, wie die Oekonomen behaupten, sondern durch das Wachsthum ihrer Produktivität.

Das Bestehen einer sogenannten Uebervölkerung, das Vorhandensein einer industriellen Reservearmee hemmt jedoch nicht die Entwicklung des Kapitals, sondern bildet, von einem gewissen Punkte an, eine ihrer Voraussetzungen.

Das Kapital ist, wie wir wissen, eine elastische Größe. Je mehr die kapitalistische Produktionsweise sich entwickelt, desto heftiger und umfangreicher werden seine periodischen Ausdehnungen und Zusammenziehungen. Die moderne Großindustrie bewegt sich, wie schon im zweiten Abschnitt angedeutet, in einem ihr eigenthümlichen Kreislauf, der sich bis 1873 in Perioden von ungefähr zehn Jahren wiederholte; mit mittlerer Lebendigkeit des Geschäftsganges hebt er an, diese wächst rasch, ein wirthschaftlicher Aufschwung tritt ein, eine kolossale plötzliche Ausdehnung der Produktion, ein Produktionsfieber — dann der Krach, Versumpfung des Geschäftslebens, bis die Märkte sich entsprechend erweitert und den Ueberschuß an Produkten aufgesogen haben, worauf eine Erholung eintritt und das alte Spiel von Neuem in vergrößertem Maßstabe beginnt.

So war es, als Marx sein „Kapital" verfaßte, das 1867 zuerst erschien. So war es, als er das Nachwort zu der zweiten Auflage seines „Kapital" schrieb (am 24. Januar 1873), in dem er erklärte, daß die allgemeine Krisis im Anmarsch sei.*)

Wir alle wissen, wie bald und nur zu genau diese Prophezeiung zur Wahrheit geworden ist.

Mit der Krise, die 1873 begann, schien jedoch die kapitalistische Produktionsweise in eine neue Phase getreten zu sein. Wenn sich die Produktivität der Großindustrie bis dahin so rasch

*) Der von uns schon im zweiten Abschnitt gekennzeichnete Dr. Stegemann bemerkt mit Schaudern mit Bezug auf diesen Satz:

entwickelte, daß sie zeitweilig schneller wuchs, als die Ausdehnung des Weltmarktes, so schien jetzt in Folge der kolossalen Fortschritte der Technik und der enormen Erweiterung des Herrschaftsgebietes der kapitalistischen Produktion — bis nach Rußland, nach Amerika, Ostindien, Australien — die Zeit gekommen zu sein, wo der Weltmarkt nur vorübergehend und ausnahmsweise im Stande war, die Produkte der Weltindustrie aufzusaugen: anstatt eines Kreislaufs von zehn Jahren, in dem mittlere Lebendigkeit des Wirthschaftslebens, fieberhafter Produktionsschwindel, Krach, Versumpfung, Wiederaufleben mit einander abwechseln, hatten wir seit 1873 die chronische Geschäftsstockung, die dauernde Versumpfung auf ökonomischem Gebiet, die erst 1889 durch eine Verbesserung des Geschäftsganges unterbrochen wurde, ein kurzes Aufflackern des Spekulationsgeistes, das bald wieder vorüberging und einer noch ärgeren Versumpfung des wirthschaftlichen Lebens Platz machte. Es schien, als sollte es zu einem bedeutenderen „wirthschaftlichen Aufschwung" überhaupt nicht mehr kommen.

Diese Annahme war jedoch irrig. Von 1895 bis 1900 hatten wir wieder eine Periode des wirthschaftlichen Aufschwungs, eines so kräftigen Aufschwungs, daß er sogar nicht wenige Optimisten zu der entgegengesetzten Annahme verführte, als sei die Zeit der Krisen überhaupt vorüber oder es seien diese im Rückgang begriffen.

„Marx trägt kein Bedenken (!) die allgemeine Krise als nahe bevorstehend anzukündigen." (Preußische Jahrbücher, LVII, S. 227.) Marx spricht an der in Rede stehenden Stelle von „den Wechselfällen des periodischen Zyklus, den die moderne Industrie durchläuft und deren Gipfelpunkt — die allgemeine Krise." Deutlicher kann man wohl nicht reden. Das hindert jedoch nicht, daß der gelehrte Herr Doktor die Krise, von der die Rede, als — die Revolution auffaßt. Aehnliche „Verwechslungen," um uns parlamentarisch auszudrücken, natürlich stets zu Gunsten der schaurigsten Auffassung — passirten nur zu vielen „Gelehrten," die Marx gelesen — oder auch nicht gelesen — und zitirt haben.

Diese Annahme war von vornherein unhaltbar, da ein wirthschaftlicher Aufschwung in der kapitalistischen Produktionsweise nothwendigerweise in einer Krise enden muß, die denn auch prompt eingetreten ist.

In diesem Zusammenhange kommt es jedoch nur auf die zeitweisen Ausdehnungen und Zusammenziehungen des Kapitals an, und solche finden während der chronischen Geschäftsstockung ebenso statt, wie in dem zehnjährigen Kreislauf von Krise und wirthschaftlicher Blüthe.

Eine jede derartige zeitweise Ausdehnung des Kapitals erzeugt ein größeres Bedürfniß nach Arbeitskraft; wie wird dem entsprochen? Der Arbeitslohn steigt, und das hat nach der Theorie der Oekonomen eine Vermehrung der Bevölkerung zur Folge — nach zwanzig Jahren wird die Arbeiterbevölkerung zahlreich genug geworden sein, daß das Kapital die Konjunktur ausnützen kann. Aber diese dauert jedesmal nur einige Jahre, oft nur einige Monate! Zum Glück für das Kapital verhält sich die Sachlage in Wirklichkeit anders, als nach der Theorie des „ehernen Lohngesetzes." Die kapitalistische Produktionsweise erzeugt, wie wir gesehen haben, künstlich eine überschüssige Arbeiterbevölkerung; und diese ist die Reservearmee, aus der das Kapital in jedem Augenblick so viel zuschüssige Arbeiter entnehmen kann, als seinen Bedürfnissen entspricht; ohne sie wäre die so eigenthümliche stoßweise Entwicklung der kapitalistischen Großindustrie unmöglich. Wo wäre die deutsche Industrie, wenn sie Anfangs der siebziger und ebenso in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre nicht so viele Hände gefunden hätte, die „frei" waren und zu ihrer Verfügung standen, ganze Arbeiterarmeen, die sie auf den Eisenbahnbau werfen konnte, in neue Kohlengruben, Eisenhütten u. s. w. Diese Reservearmee ermöglicht aber nicht nur die plötzliche Ausdehnung des Kapitals, sie drückt auch auf den Lohn, und da sie kaum in den Zeiten blühendster Ge-

schäfte völlig in Anspruch genommen wird, wirkt sie darauf hin, daß dieser selbst zur Zeit des größten Produktionslärms eine gewisse Höhe nicht zu übersteigen vermag.

Was als Auf- und Abschwanken der Bevölkerungszahl erscheint, ist in Wahrheit nur das Spiegelbild der periodischen Ausdehnung und Zusammenziehung des Kapitals. Wenn die Malthusianer von den Arbeitern verlangen, sie sollen ihre Vermehrung nach dem Grade der für sie vorhandenen Beschäftigung einrichten, so heißt das also nichts anderes, als sie sollen ihre Zahl den jeweiligen Bedürfnissen des Kapitals anpassen.

Der Malthusianismus beruht auf einer Verwechslung der so veränderlichen Produktionsbedürfnisse des Kapitals mit der Produktivkraft der vorhandenen Produktionsmittel; war diese Verwechslung stets absurd, so wurde sie es am offenbarsten in den letzten zwei Jahrzehnten. Wir haben seitdem auf dem flachen Lande in Europa eine Uebervölkerung aus Ueberfluß an Lebensmitteln, Uebervölkerung in Folge der amerikanischen, indischen, australischen Fleisch- und Brot-Konkurrenz!

So absurd dies auch klingt, so sind doch die Forderungen des Malthusianismus nur der entsprechende Ausdruck der Stellung, welche der Arbeiter heute dem Kapital gegenüber einnimmt: er ist nur Zubehör des Kapitals; während des Produktionsprozesses wendet das Produktionsmittel ihn an, nicht er das Produktionsmittel; aber er gehört auch außerhalb der Arbeit dem Kapital, wie wir gesehen haben; wenn er konsumirt, wenn er sich erhält und fortpflanzt, so hat er es in der Weise zu thun, die den Interessen des Kapitals am besten entspricht. Sein eigenes Produkt unterjocht den Arbeiter: es macht sich nicht nur seine Arbeitskraft dienstbar, sondern alle Bethätigungen seines menschlichen Wesens.

Sechstes Kapitel.

Die Morgenröthe der kapitalistischen Produktionsweise.

Wir haben in den letzten der vorhergehenden Kapitel gesehen, wie das Kapital seine eigenen Vorbedingungen immer wieder neu erzeugt. Aber es ist klar, daß sich das Kapital in seiner klassischen Form nicht bilden konnte, so lange nicht diese Vorbedingungen bis zu einem gewissen Grade entwickelt waren. Welche Verhältnisse sie ins Leben gerufen, das ist eine Frage, die wir noch nicht beantwortet haben. Wir gingen bei unserer Untersuchung der Verwandlung von Geld in Kapital von der Voraussetzung aus, daß auf der einen Seite größere Geldsummen im Besitz von Privatpersonen vorhanden waren, auf der anderen Seite Arbeitskraft als Waare sich auf dem Markte feilbot. Wie die Arbeitskraft zur Waare geworden, was diese Geldsummen vereinigt hat, das ließen wir ununtersucht.

Hierüber bleibt uns jetzt noch das Wesentlichste zu sagen.

Die Akkumulation des Kapitals bedeutet die Erneuerung der Vorbedingungen des Kapitals. Die ursprüngliche Entstehung der Vorbedingungen des Kapitals, die dessen Entwicklung vorausging, nennt Marx die *ursprüngliche Akkumulation*.

Auf die Frage nach dem Ursprung des Kapitals ertheilen uns die Oekonomen diejenige Antwort, die sie stets bereit haben, wenn sie die thatsächlichen Verhältnisse nicht kennen oder nicht

kennen wollen: eine Robinsonade. Eine solche hat den doppelten Vortheil, daß man zu ihrer Erfindung gar keine Vorkenntnisse braucht und sie stets so einrichten kann, daß sie das sagt, was man mit ihr beweisen will.

Und diejenigen Robinsonaden, die den Ursprung des Kapitals erklären und mit den landläufigen Rechtsvorstellungen in Einklang bringen wollen, gehören zu den plattesten Erzählungen ihrer Art. Von den Geschichten unserer Kinderfibeln unterscheiden sie sich nur durch größere Langweiligkeit.*)

Es ist immer die alte Geschichte von dem braven, fleißigen und mäßigen Arbeiter, der Kapitalist wurde, und von den nichtsnutzigen Lumpen, die ihr Alles verjubelten und zur Strafe dafür von da an in alle Ewigkeit mit Kind und Kindeskind für die Braven und deren Nachkommen im Schweiße ihres Angesichts schanzen müssen.

Anders sieht die ursprüngliche Akkumulation aus, wenn wir die Geschichte Europas vom 14. Jahrhundert an durchforschen. Sie bietet zwei Seiten: Nur eine davon ist in den Kreisen des Volkes durch die liberale Geschichtschreibung bekannt geworden.

Das industrielle Kapital konnte nicht entstehen ohne freie

---

*) Man höre z. B. Roscher: „Denken wir uns ein Fischervolk ohne Privatgrundeigenthum und Kapital, das nackt in Höhlen wohnt und sich von Seefischen nährt, welche, bei der Ebbe in Uferlachen zurückgeblieben, mit bloßer Hand gefangen werden. Alle Arbeiter mögen hier gleich sein und jeder täglich 3 Fische sowohl fangen als verzehren. Nun beschränkt ein kluger Mann 100 Tage lang seinen Konsum auf 2 Fische täglich und benutzt den auf solche Art gesammelten Vorrath von 100 Fischen dazu, 50 Tage lang seine ganze Arbeitskraft auf Herstellung eines Bootes und Fischnetzes zu verwenden. Mit Hilfe dieses Kapitals fängt er fortan 30 Fische täglich.“ („Grundzüge der Nationalökonomie,“ Stuttgart 1874, I, S. 423.) Auf solche faule Fische laufen alle diese Märchen vom Ursprung des Kapitals hinaus.

Arbeiter, Arbeiter, die in keinem Verhältniß der Leibeigenschaft, der Hörigkeit oder des Zunftzwanges standen. Es bedurfte der Freiheit der Produktion gegenüber den Fesseln des Feudalismus, es mußte sich befreien von der Bevormundung der Feudalherren. Von diesem Standpunkt erscheint der Kampf des aufstrebenden Kapitalismus als ein Kampf gegen Zwang und Privilegien, als ein Kampf für Freiheit und Gleichheit.

Diese Seite ist es, die von den literarischen Anwälten des Bürgerthums dem Volke immer und immer vorgeführt wird. Wir haben nicht die Absicht, die Bedeutung dieses Kampfes herabzusetzen, am allerwenigsten jetzt, wo die Bourgeoisie selbst ihre Vergangenheit zu verleugnen beginnt. Aber man darf über dieser stolzen und prunkenden Seite der Geschichte ihre Kehrseite nicht vergessen: die Schaffung des Proletariats und des Kapitals selbst. Diese Seite ist noch nicht völlig beleuchtet worden. Marx hat dies in seinem „Kapital“ jedoch in Bezug auf ein Land gründlich besorgt, England, das Mutterland der kapitalistischen Produktionsweise, das einzige Land, in dem die ursprüngliche Akkumulation in ihrer klassischen Form aufgetreten ist. Einige Andeutungen der betreffenden Verhältnisse findet man auch im „Elend der Philosophie,“ 2. Kap., § 2, S. 121.

Die entsprechende Entwicklung in Deutschland ist leider nur unvollkommen nachweisbar, weil sie durch die Veränderung der Handelswege nach dem Orient aus dem Becken des Mittelmeers in das des Atlantischen Ozeans, und dann durch den dreißigjährigen Krieg und die jahrhundertelange Verdrängung Deutschlands vom Weltmarkte gehemmt und verkümmert wurde.

Das größte Hemmniß, welches das aufkeimende Kapital vorfand, war neben der zünftigen Organisation in den Städten das Gemeineigenthum an Grund und Boden der Dorfgemeinden — mitunter auch größerer Genossenschaften. So lange das bestand, gab es keine Proletariermassen. Zum Glück für das

Kapital besorgte der Feudaladel dessen Geschäfte. Seit den Kreuzzügen entwickelten sich Handel und Waarenproduktion immer mehr. Neue Bedürfnisse entstanden nach Waaren, welche die städtische Industrie oder die städtischen Kaufleute für Geld lieferten. Aber der Reichthum des Feudaladels beruhte auf den dinglichen oder persönlichen Leistungen der abhängigen Bauern. Das Geld war bei ihm dünn gesät. Er suchte zu rauben, was er nicht kaufen konnte. Jedoch entwickelte sich die Staatsgewalt immer stärker. Den Lehensaufgeboten des niederen Adels traten die Söldner der reichen Städte und Fürsten entgegen; das Wegelagern wurde unmöglich. Die Feudalherren suchten aus den Bauern Geld und Gut herauszuschinden; sie trieben dadurch den Bauer zur Verzweiflung — siehe die Bauernkriege — ohne selbst wesentlich dabei zu gewinnen. So entschlossen sich endlich die adeligen Herren nach und nach, um an den neuen Genüssen theilnehmen zu können, auch ihrerseits Waarenproduzenten zu werden wie die Städter, und Geld dadurch zu erlangen, daß sie landwirthschaftliche Produkte, wie Wolle, Korn und dergleichen, für den Verkauf, und nicht blos, wie bis dahin, für den Selbstgebrauch produzirten.

Dies bedingte Ausdehnung ihrer landwirthschaftlichen Betriebe, deren Leitung an Inspektoren, Intendanten oder Pächter überging, eine Ausdehnung, die nur möglich war auf Kosten der Bauernschaft. Die in Leibeigene verwandelten Bauern konnten nun gelegt, das heißt, von ihren Heimstätten vertrieben und diese mit dem vom Grundherrn bewirthschafteten Gebiet vereinigt werden. Das Gemeineigenthum der Dörfer, über welche die adeligen Herren die Oberherrlichkeit hatten, wurde in Privateigenthum der letzteren verwandelt und dadurch der Bauer ökonomisch ruinirt.

Eine besonders gesuchte landwirthschaftliche Waare war die Wolle, deren die städtische Textilindustrie bedurfte. Die Er-

weiterung der Wollproduktion bedeutete aber Umwandlung von Ackerland in Weidegründe für Schafe, und Verjagung zahlreicher Bauern aus ihren Gütern, sei es durch gesetzliche oder ungesetzliche Mittel, durch ökonomischen oder direkten physischen Zwang.

In demselben Maße, in dem die städtische Textilindustrie wuchs, wuchs die Zahl der verjagten und besitzlos gemachten Bauern.

Dazu kam, daß der Adel seine zahlreichen Gefolgschaften auflöste, die für ihn unter den neuen Verhältnissen kein Mittel der Macht, sondern nur eine Ursache finanzieller Schwäche waren, und endlich wirkte zu Gunsten des Kapitals auch die Reformation, die nicht blos die Bewohner der Klöster ins Proletariat schleuderte, sondern auch die Kirchengüter Spekulanten preisgab, welche die alten, erblichen Untersassen verjagten.

Durch solche Mittel wurde ein großer Theil der Landbevölkerung vom Grund und Boden, von ihren Produktionsmitteln getrennt, und damit jene künstliche „Uebervölkerung" geschaffen, jenes Heer besitzloser Proletarier, die von Tag zu Tag gezwungen sind, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, deren das Kapital bedarf.

Es waren die Feudalherren, welche in dieser Weise den Boden ebneten für das Kapital, welche dem ländlichen wie städtischen Kapital die Proletarier lieferten und gleichzeitig das Feld frei machten für die ländliche Waarenproduktion in großem Maßstab, für die kapitalistische Landwirthschaft. Der kapitalistische Charakter, den die Landwirthschaft beim großen Grundbesitz seitdem annahm, wurde durch die Leibeigenschaft und Hörigkeit, die ihm anhafteten, nicht verwischt, sondern nur verzerrt.

Um so komischer, wenn die Großgrundbesitzer sich heute als diejenige Klasse aufspielen, die von Natur aus zum Schutz der Arbeiter vor dem Kapital und zur Herstellung der Harmonie zwischen beiden berufen sei.

Ein allgemeines Vagabundenthum war in Westeuropa im 15. und 16. Jahrhundert die Folge der zahlreichen Expropriationen

der Bauernschaft. Es drohte der Gesellschaft über den Kopf zu wachsen, und um sich davor zu schützen, bestrafte man es auf das Grausamste, mit Peitschen, Brandmarken, Ohrenabschneiden, selbst mit dem Tod.

Während aber mehr Arbeiter freigesetzt wurden, als das Kapital aufsaugen konnte, blieb oft gleichzeitig die Zufuhr von verwendbaren Arbeitern hinter den Bedürfnissen des Kapitals zurück. So lange die kapitalistische Produktionsweise noch in der Periode der Manufaktur stand, war sie abhängig von den Arbeitern, die in ihren Theiloperationen eine gewisse Handfertigkeit erlangt hatten. Es erforderte oft Jahre, ehe ein solcher Arbeiter die nöthige Geschicklichkeit erlangte. Das variable Element des Kapitals wog damals aber auch sehr vor über sein konstantes. Die Nachfrage nach Lohnarbeit wuchs daher rasch mit jeder Akkumulation des Kapitals, während die Zufuhr von verwendbarer Lohnarbeit nur langsam nachfolgte. Die geschickten Arbeiter waren indeß nicht nur verhältnißmäßig selten und gesucht, die Traditionen des Handwerks waren noch in ihnen lebendig, wo der Geselle noch dem Meister sozial nahe stand und selbst hoffen durfte, Meister zu werden. Die Lohnarbeiter hatten Selbstbewußtsein, waren trotzig und widerspenstig; sie konnten und wollten sich nicht in die Disziplin und das ewige Einerlei der kapitalistischen Industrie fügen. Eine „höhere Macht" mußte da eingreifen, um dem Kapital unterwürfige Arbeiter zu schaffen.

Wie zum Schutz des Eigenthums vor den Vagabunden, wie zur Förderung der Verwandlung von Gemeineigenthum in Privateigenthum (was Marx für England ausführlich darthut), so trat die Staatsgewalt auch ein, als es galt, die Arbeiter an die kapitalistische Disziplin zu gewöhnen. Strenge Erlasse setzten das Maximum des Arbeitslohnes fest, dehnten den Arbeitstag aus und verboten die Arbeiterkoalitionen.

Wie sehr das Alles dem Geiste des damals nach „Freiheit"

ringenden Bürgerthums entsprach, zeigte dieses, als es in der französischen Revolution die politische Macht eroberte; es führte damals einen erbitterten Krieg gegen die Reste des Gemeineigenthums an Grund und Boden, die sich in Frankreich noch erhalten hatten, und erließ ein strenges Verbot gegen Arbeitervereinigungen.

Mit dem Proletariat erstand aber auch der innere Markt für das Kapital. Früher produzirte jede Bauernfamilie selbst, was sie bedurfte, Lebensmittel und Produkte der Hausindustrie. Jetzt wird es anders. Die Lebensmittel werden jetzt als Waaren auf den großen Gütern produzirt, die aus Gemeindeeigenthum und einzelnen Bauerngütern zusammengeschlagen worden, und finden ihren Markt in den industriellen Bezirken. Die Produkte der kapitalistischen Industrie — in dieser Epoche die der Manufaktur — finden Absatz bei den Lohnarbeitern der Industrie und der großen Güter — und bei den Bauern selbst. Vielfach ist deren Land zu klein geworden, um sie zu erhalten, die Landwirthschaft wird für sie Nebengewerbe, die Hausindustrie zu Zwecken des Selbstbedarfs tritt zurück und macht einer Hausindustrie Platz, die Waaren für den Kapitalisten, den Kaufmann produzirt; einer der scheußlichsten und profitabelsten Formen kapitalistischer Ausbeutung.

Wir haben gesehen, wie das Proletariat und die künstliche Uebervölkerung geschaffen wurden, welche die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise ermöglichten, die ihrerseits wieder das Proletariat und die relative Uebervölkerung in stets steigendem Maße reproduzirt.

Woher stammten aber jene Reichthümer in wenigen Händen, die eine weitere Vorbedingung der kapitalistischen Produktionsweise waren?

Zwei Arten von Kapital hatte das Mittelalter aus dem Alterthum übernommen, das Wucherkapital und das Kaufmannskapital. Seit den Kreuzzügen war der Handelsverkehr mit dem Orient enorm gewachsen und damit das Kaufmannskapital und dessen Zentralisation in wenigen Händen — es sei hier nur an

die Fugger in Augsburg erinnert, diese deutschen Rothschilde des 15. und 16. Jahrhunderts.

Wucher und Handel waren jedoch nicht die einzigen Quellen, aus denen die Geldsummen flossen, die sich seit dem 15. Jahrhundert in immer steigendem Maße in industrielles Kapital verwandeln sollten. Marx hat die anderen Quellen desselben in seinem „Kapital" dargestellt. Wir verweisen betreffs der Details auf diese Darstellung, die einen würdigen Abschluß des glänzenden historischen Exkurses über „die ursprüngliche Akkumulation" bildet. Hier sei nur die kurze Zusammenfassung der verschiedenen Methoden dieser Akkumulation mit Marx' prägnanten Worten wiedergegeben:

„Die Entdeckung der Gold- und Silberländer in Amerika, die Ausrottung, Versklavung und Vergrabung der eingeborenen Bevölkerung in die Bergwerke, die beginnende Eroberung und Ausplünderung von Ostindien; die Verwandlung von Afrika in ein Geheg zur Handelsjagd auf Schwarzhäute, bezeichnen die Morgenröthe der kapitalistischen Produktionsära. Diese idyllischen Prozesse sind Hauptmomente der ursprünglichen Akkumulation. Auf dem Fuß folgt der Handelskrieg der europäischen Nationen, mit dem Erdrund als Schauplatz. Er wird eröffnet durch den Abfall der Niederlande von Spanien, nimmt Riesenumfang an in Englands Antijakobinerkrieg, spielt noch fort in den Opiumkriegen gegen China u. s. w.

„Die verschiedenen Momente der ursprünglichen Akkumulation vertheilen sich nun mehr oder minder, in zeitlicher Reihenfolge, namentlich auf Spanien, Portugal, Holland, Frankreich, England. In England werden sie Ende des 17. Jahrhunderts systematisch zusammengefaßt im Kolonialsystem, Staatsschuldensystem, modernen Steuersystem, und Protektions-(Schutzzoll-)System. Diese Methoden beruhen zum Theil auf brutalster Gewalt, z. B. das Kolonialsystem. Alle aber benutzten die Staatsmacht, die konzentrirte und organisirte Gewalt der Gesellschaft,

um den Verwandlungsprozeß der feudalen in die kapitalistische Produktionsweise treibhausmäßig zu fördern und die Uebergänge abzukürzen. Die Gewalt ist der Geburtshelfer jeder alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht. Sie selbst ist eine ökonomische Potenz (Macht)."

Der vorletzte Satz der zitirten Stelle ist sehr oft angeführt worden, aber meistens aus dem Zusammenhang gerissen. Wer ihn in Verbindung mit dem vorhergehenden überdenkt, wird wissen, wie er ihn aufzufassen hat. Zu den Gewalten, welche als Geburtshelfer der kapitalistischen Produktionsweise gedient haben, gehört auch „die Staatsmacht, die konzentrirte und organisirte Gewalt der Gesellschaft," allerdings nicht die Macht des „Staates an sich," der über den Klassengegensätzen in den Wolken thront, sondern die Macht des Staates als Werkzeug einer mächtig aufstrebenden Klasse. —

Die zunehmende Proletarisirung der Bevölkerung, namentlich der bäuerlichen, und das Erstehen des inneren Marktes auf der einen Seite, auf der anderen Seite die Anhäufung und Konzentrirung großer Reichthümer und gleichzeitig, namentlich in Folge von Handelskriegen und Kolonialpolitik, das Erstehen des äußeren Marktes, das waren die Bedingungen, die vom 15. Jahrhundert an in Westeuropa zusammentrafen, die gesammte Produktion mehr und mehr in Waarenproduktion und die einfache Waarenproduktion in kapitalistische verwandelten. Die zersplitterten Kleinbetriebe der Bauern und Handwerker wurden von da an fortschreitend vernichtet und verdrängt, um kapitalistischen Großbetrieben Platz zu machen.

Siebentes Kapitel.

Der Ausgang der kapitalistischen Produktionsweise.

Wir sind am Ende der Darstellung des kapitalistischen Produktionsprozesses angelangt, die wir an der Hand von Karl Marx versucht.

Wir haben gesehen, daß die *urwüchsige Produktionsweise* auf gesellschaftlicher, planmäßig organisirter Arbeit beruht und bedingt, daß die Produktionsmittel und Produkte *gesellschaftliches Eigenthum* sind. Die Produkte werden allerdings vertheilt und dadurch individuelles Eigenthum, aber nur soweit sie *Gebrauchsgegenstände* für die Einzelnen sind. Als unmittelbarer Ertrag der gesellschaftlichen Arbeit fallen die Produkte zunächst der Gesellschaft anheim.

Diese Produktionsweise wird verdrängt durch die *einfache Waarenproduktion* unabhängig von einander wirkender Privatarbeiter, deren Jeder mit ihm selbst gehörenden Produktionsmitteln Produkte erzeugt, die dann selbstredend auch sein Privateigenthum sind.

Aber aus der einfachen Waarenproduktion entwickelt sich die *kapitalistische Waarenproduktion*, an Stelle der von einander unabhängig produzirenden Einzelarbeiter treten große konzentrirte Arbeitsbetriebe, jeder vom anderen unabhängig und Waaren produzirend, aber jeder auch in seinem Innern zur planmäßigen

gesellschaftlichen Produktion organisirt. Da diese großen kapitalistischen Betriebe einander als Waarenproduzenten gegenüberstehen, so bleibt in ihrem gegenseitigen Verkehr der Waarenaustausch und damit das Eigenthumsrecht der einfachen Waarenproduktion in Geltung, das Privateigenthum an den Produktionsmitteln und Produkten.

Aber damit ist auch das Privateigenthum in sein Gegentheil verkehrt.

Unter der einfachen Waarenproduktion war das Privateigenthum Folge und Frucht der Arbeit. Der Arbeiter war Eigenthümer seiner Produktionsmittel und seiner Produkte. Die kapitalistische Produktion zerreißt den Zusammenhang zwischen Arbeit und Eigenthum. Der Arbeiter hat kein Eigenthum mehr an seinem Produkt. Produktionsmittel und Produkte gehören im Gegentheil dem Nichtarbeiter. Die Verwandlung der Produktion in eine gesellschaftliche auf kapitalistischer Grundlage vollzieht immer mehr die Verwandlung der Nichtarbeiter in Besitzer alles Reichthums, der Arbeiter in Besitzlose.

Damit ist der Widerspruch zwischen der herrschenden Produktionsweise und der herrschenden Aneignungsweise noch nicht erschöpft.

Wir haben gesehen, wie einfach und durchsichtig die Produktion unter dem urwüchsigen Kommunismus sich gestaltete, wie die Gesellschaft sie nach ihrem Willen und ihren Bedürfnissen lenkte.

Unter dem System der Waarenproduktion werden die gesellschaftlichen Produktionsbedingungen zu einer Macht, die dem einzelnen Produzenten über den Kopf wächst. Er wird ihr willenloser Sklave und seine Stellung wird um so kläglicher, da die neuen Herren ihm seine Leistungen nicht vorschreiben, ihm ihre Bedürfnisse nicht mittheilen, sondern es ihm überlassen, sie zu errathen. Die Produktion unterliegt jetzt Gesetzen, die unabhängig von den Produzenten, und oft auch gegen deren Willen

wirken, gleich Naturgesetzen; Gesetzen, die sich durch das periodische Eintreten von abnormen Zuständen durchsetzen, wie Preisfall, Theuerung u. s. w. Indeß bleiben diese Abnormitäten, soweit sie gesellschaftlichen Ursachen entspringen, geringfügig und auf enge Gebiete beschränkt unter der Herrschaft der einfachen Waarenproduktion, entsprechend der niederen Produktivität zersplitterter Betriebe von Einzelarbeitern.

Da wird die Produktivität der Arbeit riesenhaft gesteigert durch die kapitalistische Produktionsweise, die alle jene Produktionskräfte entfesselt und kolossal anwachsen läßt, welche gesellschaftlicher, zielbewußt organisirter Arbeit eigen sind, welche die von der Wissenschaft unterjochten Naturkräfte in ihre Dienste nimmt. Die Folge ist, daß das periodische Eintreten von abnormen Zuständen, durch die sich die Gesetze der Waarenproduktion durchsetzen und die früher nur vorübergehende, lokale Unbequemlichkeiten im Gefolge hatten, die sich leicht verschmerzen und oft auch bannen ließen, sich jetzt zu periodischen Katastrophen gestaltet, die jahrelang dauern, ganze Reiche und Kontinente heimsuchen und die entsetzlichsten Verheerungen anrichten; zu periodischen Katastrophen, die an Ausdehnung und Intensität mit der kapitalistischen Produktionsweise wachsen und die jetzt auf ein chronisches Siechthum hinauszulaufen scheinen.

Und noch eines: Unter dem urwüchsigen Kommunismus, wo das Produkt der gesellschaftlichen Arbeit der Gesellschaft gehört und von dieser den gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechend an die Individuen vertheilt wird, wächst der Antheil eines Jeden mit dem Wachsthum der Produktivität der Arbeit.

Unter der Herrschaft der Waarenproduktion wächst die Masse der Gebrauchswerthe, die einer bestimmten Werthgröße entsprechen, mit der Produktivität der Arbeit. Das Produkt seiner Arbeit gehört unter der einfachen Waarenproduktion in der Regel dem Arbeiter. Er kann es ganz oder zum Theil selbst konsumiren:

in diesem Falle wächst offenbar die Menge der ihm zur Verfügung stehenden Gebrauchsgegenstände in demselben Maße, wie die Ergiebigkeit seiner Arbeit. Er kann aber auch das Produkt seiner Arbeit ganz oder zum Theil austauschen — nur ein kleiner Theil des Produkts wird unter der einfachen Waarenproduktion Waare.

Für das Produkt einer bestimmten Arbeit, das er austauscht, wird er umsomehr Gebrauchswerthe erhalten, je größer im Allgemeinen die Produktivität der Arbeit. Auch hier kommt das Wachsthum der Ergiebigkeit der Arbeit unverkürzt dem Arbeiter zu Gute.

Unter der kapitalistischen Waarenproduktion ist die Arbeitskraft selbst eine Waare, deren Werth, wie der jeder Waare, in dem Maße sinkt, in dem die Produktivität der Arbeit steigt. Je größer also die Produktivität der Arbeit, desto weniger verhältnißmäßigen Antheil an ihren Vortheilen erhält der Arbeiter im Preis der Arbeitskraft. Je mehr aber die kapitalistische Produktionsweise die vorherrschende, desto mehr besteht die Masse des Volkes aus Lohnarbeitern, desto mehr bleibt sie also ausgeschlossen von den Früchten der gesteigerten Produktivität ihrer Arbeit.

Alle diese Gegensätze erzeugen naturnothwendig aus sich selbst heraus Konflikte zwischen der Kapitalistenklasse und den Arbeitern, Konflikte, welche diese zum Klassenbewußtsein erwecken, zu einer politischen Thätigkeit drängen und in allen kapitalistischen Ländern Arbeiterparteien hervorrufen. Die eben berührten Umstände erzeugen aber auch Leiden der mannigfachsten Art und nicht allein solche, die auf die Arbeiterklasse beschränkt sind, Leiden, welche die jetzigen Zustände immer weiteren Kreisen auch außerhalb der Klasse der Lohnarbeiter unerträglich erscheinen lassen.

So drängt Alles nach einer Lösung des Widerspruchs, der in der kapitalistischen Produktionsweise verkörpert ist, des Widerspruchs zwischen dem gesellschaftlichen Charakter der Arbeit und

der überkommenen Aneignungsform der Produktionsmittel und Produkte.

Nur zwei Wege scheinen möglich, ihn zu lösen; beide laufen darauf hinaus, die Produktionsweise und die Aneignungsweise in Einklang mit einander zu setzen. Der eine Weg führt zur Aufhebung des gesellschaftlichen Charakters der Arbeit, zur Rückkehr zur einfachen Waarenproduktion, zur Ersetzung des Großbetriebes durch Handwerk und kleinbäuerliche Landwirthschaft. Der andere Weg sucht nicht die Produktion der Aneignungsweise anzupassen, sondern die Aneignungsweise der Produktion, er führt zum gesellschaftlichen Eigenthum an den Produktionsmitteln und Produkten.

Viele versuchen es heute, den Gang der Entwicklung auf den ersten Weg zu drängen; sie gehen von der irrigen Ansicht aus, daß die Produktionsweise durch juristische Vorschriften beliebig gestaltet werden könne. Die bürgerliche Vulgärökonomie, der Anwalt des Kapitals, verurtheilt diese Versuche — wo sie nicht ganz heruntergekommen ist.

Sie selbst aber versucht ein ähnliches Spiel. Um die herrschende Produktionsweise im Einklang mit der herrschenden Aneignungsweise erscheinen zu lassen, sieht sie in ihren ökonomischen Darstellungen von den eigenthümlichen und wesentlichen Eigenschaften der modernen Produktionsweise ab und stellt diese so dar, als wäre sie einfache Waarenproduktion: man lese nur die gangbaren Schriften der Vulgärökonomen: da werden heute noch die Waaren getauscht, wie bei Barbaren, da erscheinen Jäger und Fischer, die frei über Wald und Meer verfügen, als Lohnarbeiter, Pfeil und Bogen, Boot und Netz als Kapital.*)

---

*) Die Illusionen, welche diese Herren zu erwecken suchen, werden zu nichte gemacht in den Kolonien, das heißt in solchen mit jungfräulichem Boden, die durch Einwanderer kolonisirt werden. Wir finden da volle Freiheit des Arbeitsvertrages, das Eigenthum des Arbeiters an seinen Produkten, also am Ertrag seiner Arbeit,

Dieser Sorte von Oekonomen hat Marx in seinem „Kapital" das Handwerk gründlich gelegt.

Aber sein Werk hat noch mehr geleistet, als blos die Vulgärökonomie in ihrer ganzen Plattheit und Unwahrheit zu enthüllen.

Man liebt es, Marx den Geist zu nennen, der stets verneinte, der nur kritisch zu zersetzen, nicht aber positiv zu wirken vermochte.

---

wir finden da überhaupt die Verhältnisse, welche unsere Oekonomen als die der kapitalistischen Produktionsweise hinstellen: aber sonderbarerweise hört unter diesen Verhältnissen das Kapital auf, Kapital zu sein!

In solchen Kolonien ist noch freies Land im Ueberfluß vorhanden und der Zugang dazu steht Allen offen. Jeder Arbeiter kann da in der Regel selbständig produziren, er ist nicht gezwungen, seine Arbeitskraft zu verkaufen. In Folge dessen zieht es Jeder vor, für sich zu arbeiten, anstatt für Andere. Damit hören Geld, Lebensmittel, Maschinen und andere Produktionsmittel auf, Kapital zu sein. Sie verwerthen sich nicht.

Dieselben Oekonomen, welche in den kapitalistischen Ländern so pathetisch von der Heiligkeit des Eigenthums und der Freiheit des Arbeitsvertrages deklamiren, verlangen daher in jungen Kolonien, damit das Kapital daselbst gedeihen könne, Ausschließung der Arbeiter vom Grundeigenthum und Beförderung ihrer Einwanderung von Staatswegen oder auf Kosten der früher angekommenen Arbeiter selbst, mit anderen Worten, gewaltsame Trennung des Arbeiters von den Produktions- und Lebensmitteln und künstliche Erzeugung einer überschüssigen Arbeiterbevölkerung, die thatsächlich nicht frei, sondern gezwungen ist, ihre Arbeitskraft zu verkaufen. Und wo eine gefügige Arbeiterklasse — namentlich wenn von einer zurückgebliebenen Rasse — vorhanden, der man das bieten darf, proklamirt man die unverhüllte Zwangsarbeit, die Sklaverei.

„Dasselbe Interesse, welches den Sykophanten des Kapitals, den politischen Oekonomen, im Mutterland bestimmt, die kapitalistische Produktionsweise theoretisch für ihr eigenes Gegentheil zu erklären, dasselbe Interesse treibt ihn hier (in den Kolonien) to make a clear breast of it (Alles offen zu gestehen) und den Gegensatz beider Produktionsweisen laut zu proklamiren."

Jedoch bereits der vorliegende Abriß der Darstellung des Produktionsprozesses des Kapitals, die uns Marx gegeben, mag zeigen, daß er thatsächlich ein neues ökonomisches und historisches System geschaffen hat. Die Kritik seiner Vorgänger bildet nur dessen Begründung.

Man kann das Alte nicht überwinden, ohne selbst einen höheren Standpunkt über dieses hinaus erklommen zu haben; man kann nicht kritisiren, ohne eine höhere Erkenntniß erworben zu haben; man kann kein wissenschaftliches System niederreißen, ohne dahinter ein anderes, großartigeres und umfassenderes aufgerichtet zu haben.

Marx war der Erste, der den Fetischcharakter der Waare bloßlegte, der das Kapital nicht als ein Ding, sondern als ein durch Sachen vermitteltes Verhältniß, und als eine historische Kategorie erkannte. Er war der Erste, der die Gesetze der Bewegung und Entwicklung des Kapitals erforschte. Und er war der Erste, der die Ziele der jetzigen sozialen Bewegung als naturnothwendige Konsequenzen aus der bisherigen historischen Entwicklung ableitete, anstatt sie in seinem Kopfe als Forderungen irgend einer „ewigen Gerechtigkeit" nach seinem Belieben zu konstruiren.

Von dem Standpunkte, auf den uns Marx erhebt, erkennt man nicht nur, daß alle Versuche der Vulgärökonomen, die gegenwärtigen Verhältnisse in patriarchalisch einfache umzulügen, ebenso vergeblich sind, wie die, sie in solche zurückumzugestalten.

Man erkennt auch den einzigen Weg, der für die Fortentwicklung der Gesellschaft übrig bleibt: die Anpassung der Aneignungsform an die Produktionsweise, die Besitzergreifung der Produktionsmittel durch die Gesellschaft, die vollendete, rückhaltlose Durchführung der vom Kapital nur halb durchgeführten Verwandlung der Produktion aus Einzelproduktion in gesellschaftliche Produktion. Damit aber beginnt für die Menschheit eine neue Epoche.

An Stelle der anarchischen Waarenproduktion tritt die planmäßig bewußte Organisation der gesellschaftlichen Produktion; die Herrschaft des Produkts über den Produzenten hat ein Ende. Der Mensch, der in immer steigendem Maße Herr der Naturkräfte geworden, wird damit auch Herr der gesellschaftlichen Entwicklung. „Erst von da an werden die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbst machen,“ sagt Engels, „erst von da an werden die von ihnen in Bewegung gesetzten, gesellschaftlichen Ursachen vorwiegend und in stets steigendem Maße auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben. Es ist der Sprung der Menschheit aus dem Reich der Nothwendigkeit in das Reich der Freiheit.“



Inhalt der Internationalen Bibliothek.

(Die fehlenden Nummern sind vergriffen.)

Band

1 Dr. **H. Tschulok, Entwicklungstheorie.** (Darwins Lehre.) Mit 49 Abbildungen im Text. Gebunden M. 3.—

2 **Karl Kautsky, Karl Marx' Oekonomische Lehren.** Gemeinverständlich dargestellt. 14. Auflage. Gebunden M. 2.—

5 **Karl Kautsky, Thomas More und seine Utopie.** Mit einer historischen Einleitung. Zweite Auflage. Gebunden M. 3.—

6 **A. Bebel, Charles Fourier.** Sein Leben und seine Theorien. Mit einem Porträt Fouriers und einer Abbildung des Phalansteres. 3. Aufl. Gebunden M. 2.50.

8 **J. Stern, Die Philosophie Spinozas.** Mit Porträt Spinozas. Dritte Auflage. Gebunden M. 2.—

9 **A. Bebel, Die Frau und der Sozialismus.** 51. Auflage. Gebunden M. 3.—

10 **Lissagaray, Die Geschichte der Kommune von 1871.** Vierte Auflage. Illustrierte Ausgabe. Gebunden M. 3.—

11 **Friedrich Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates.** 13. Auflage. Gebunden M. 1.50.

12 **Karl Marx, Das Elend der Philosophie.** Antwort auf Proudhons „Philosophie des Elends". 4. Aufl. Geb. M. 2.—

13 **Karl Kautsky, Das Erfurter Programm in seinem grundsätzlichen Teile.** 11. Auflage. Gebunden M. 2.—

14 **Friedrich Engels, Die Lage der arbeitenden Klasse in England.** Dritte Auflage. Gebunden M. 2.50.

16 Dr. **J. B. Simon, Die Gesundheitspflege des Weibes.** Siebente Auflage. Mit 34 Abbildungen im Text und einer farbigen Tafel. Gebunden M. 2.50.

17 **Franz Mehring, Die Lessing-Legende.** Zur Geschichte und Kritik des preußischen Despotismus und der klassischen Literatur. Dritte Auflage. Mit einem neuen Vorwort. Gebunden M. 3.—

18 Dr. **H. Lux, Etienne Cabet** und der Ikarische Kommunismus. Gebunden M. 2.—

21 **Friedrich Engels, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft.** 7. Auflage. Gebunden M. 3.—

24 **Karl Marx, Revolution u. Konter-Revolution in Deutschland.** Zweite Auflage. Gebunden M. 2.—

26 a, b, c Dr. **H. Dodel, Aus Leben und Wissenschaft.** Gesammelte Vorträge und Aufsätze. In drei Teilen.

26 a — **Leben und Tod.** Illustriert. Vierte Auflage. Gebunden M. 2.—

26 b — **Kleinere Aufsätze und Vorträge.** 4. Auflage. Gebunden M. 2.—

26 c — **Moses oder Darwin?** Eine Schulfrage. 11. Auflage. Gebunden M. 1.50.

27 **Lindemann (C. Hugo), Städteverwaltung und Munizipal-Sozialismus in England.** 2. Auflage. Mit einem neuen Vorwort. Gebunden M. 2.50.

30 **Karl Marx, Zur Kritik der politischen Oekonomie.** Dritte Auflage. Gebunden M. 2.50.

33 **Leo Deutsch, Sechzehn Jahre in Sibirien.** Erinnerungen eines russischen Revolutionärs. Mit 7 Porträts und 6 Illustrationen. 9. Tausend. Gebunden M. 3.50.

Band

35 **Karl Marx, Theorien über den Mehrwert.** Aus dem nachgelassenen Manuskript „Zur Kritik der politischen Oekonomie" von Karl Marx. Herausgegeben von Karl Kautsky. Erster Band. 2. Auflage. Gebunden M. 6.—

36 — —, Zweiter Band, erster Teil. 2. Auflage. Gebunden M. 5.—

37 — —, Zweiter Band, zweiter Teil. 2. Auflage. Preis gebunden M. 5.50.

37 a — —, Dritter Band. (Schluß.) Gebunden M. 8.—

38 **Karl Kautsky, Ethik und materialistische Geschichtsauffassung.** 6. und 7. Tausend. Gebunden M. 1.50.

39 **Hillquit, Geschichte des Sozialismus in den Vereinigten Staaten.** Gebunden M. 3.—

40 **K. A. Paschitnow, Die Lage der arbeitenden Klasse in Rußland.** Uebersetzt von M. Nachimson. Gebunden M. 3.—

41 **Leo Deutsch, Viermal entflohen.** 4. und 5. Tausend. Gebunden M. 2.—

42 **Peter Maßlow, Die Agrarfrage in Rußland.** Die bäuerliche Wirtschaftsform und die ländlichen Arbeiter. Uebersetzung von M. Nachimson. Gebunden M. 3.—

43 **Paul Louis, Geschichte des Sozialismus in Frankreich.** Aus dem Französischen übertragen von Hermann Wendel. Gebunden M. 3.—

44 **Ed. Bernstein, Sozialismus und Demokratie in der großen englischen Revolution.** Illustrierte Ausgabe. Gebunden M. 4.—

45 **Karl Kautsky, Der Ursprung des Christentums.** Eine historische Untersuchung. 5. u. 6. Tauf. Gebunden M. 5.75.

46 **L. B. Boudin, Das theoretische System von Karl Marx.** Aus dem Englischen übersetzt von Luise Kautsky. Mit einem Vorwort zur deutschen Ausgabe von Karl Kautsky. Gebunden M. 3.—

47 **K. Kautsky, Vorläufer des neueren Sozialismus.** Zweite, durchgesehene Auflage. Erster Band: Kommunistische Bewegungen im Mittelalter. Gebunden M. 3.—

48 — —, Zweiter Band: Der Kommunismus in der deutschen Reformation. Geb. M. 3.—

49 **Ph. Buonarroti, Babeuf und die Verschwörung für die Gleichheit.** Uebersetzt und eingeleitet von Anna und Wilhelm Blos. Gebunden M. 2.50.

50 **Karl Kautsky, Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft.** Gebunden M. 2.—

51 **Paul Louis, Geschichte der Gewerkschaftsbewegung in Frankreich (1789 bis 1912).** Autorisierte Übersetzung von Hedwig Kurucz-Eckstein. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Dr. G. Eckstein. Gebunden M. 3.—

52 **Joseph Salvioli, Der Kapitalismus im Altertum.** Studien über die römische Wirtschaftsgeschichte. Nach dem Französischen übersetzt von Karl Kautsky jun. Mit einem Vorwort von Karl Kautsky. Gebunden M. 3.—

53 **Max Adler, Marxistische Probleme.** Beiträge zur Theorie der materialistischen Geschichtsauffassung. Gebunden M. 3.50.